Digitized by Google

129.

Johann Heckewelder's

Evangelischen Predigers zu Bethlehem

Nachricht

von der

Geschichte, den Sitten und Gebräuchen

der

Indianischen Völkerschaften,

welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten.

Aus dem Englischen übersetzt und mit den Angaben anderer Schriftsteller über eben dieselben Gegenstände (Carver, Loskiel, Long, Volney) vermehrt

von

Fr. Hesse

Evangelischem Prediger zu Nienburg.

Nebst einem die Glaubwürdigkeit und den anthropologischen Werth der Nachrichten Heckewelder's betreffenden Zusatze

von

G. E. Schulze.

Göttingen

bey Vandenhoeck und Ruprecht

1821.

247225. 2 7.

Digitized by Google

BODLEIAN
23·12·1896
LIBRARY

Digitized by Google

Vorrede
des Ueberſetzers.

Die hier folgende "Nachricht von den Sitten und Gebräuchen der Indianer ꝛc." iſt von der Hiſtoriſchen und Literariſchen Committee der Nord-Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft zu Philadelphia in dem erſten Bande ihrer Verhandlungen (Philadelphia 1819) bekannt gemacht worden. Auf Veranlaſſung des Herrn Hofrath Schulze zu Göttingen wird dieſelbe hiemit dem deutſchen Publicum in der Mutterſprache dargeboten, und man darf hoffen, daß dieſe Mittheilung einer auf transatlantiſchem Boden gereiften Frucht, deren Vorzüge und Werth ſchon durch die Halliſche Literatur Zeitung (Nr. 30. Febr. 1820) unter uns ſind angedeutet worden, nicht nur dem eigentlichen Gelehrten, ſondern auch jedem Freunde der Menſchenkunde überhaupt, willkommen ſeyn werde.

Nach dem Wunſche des Herrn Hofrath Schulze ſind mit dieſer neueſten und ausführlichſten Schrift über die Ureinwohner von Nord-Amerika, außer dem Auszuge aus der Abhandlung des Herrn Peter S. Duponceau, Secretairs der obengenann-

ten Committee und deſſelben Briefwechſel mit Herrn Heckewelder über die Sprachen der Amerikaner, noch einige Zuſätze verbunden worden aus folgenden Hauptwerken über die urſprünglichen Nord-Amerikaniſchen Völkerſchaften:

Carver's travels trough the interior Parts of North America, in the years 1766—1768. London 1778. 8°.

Loskiel's Geſchichte der Miſſion der Evangeliſchen Brüder unter die Indianer in Nord-Amerika. Barby 1789. 8°.

Long's voyages and travels, describing the manners and customs of the North-American Indians etc. London 1791. 4°.

Volney tableau du climat et du sol des états unis d'Amerique. Paris 1803. 8°.

Da der Herr Hofrath Schulze die Güte gehabt hat, zu einer ſolchen Vervollſtändigung der Heckewelderſchen Nachrichten die nöthigen Hülfsmittel zu beſorgen, und zugleich die Benutzung derſelben zu bezeichnen und zu leiten, ſo dürfte das hier folgende Werk alles Zuverläſſige und Brauchbare enthalten, was bis jetzt über die Ureinwohner von Nord-Amerika, die der tyranniſche Sprachgebrauch nun einmal Indianer nennt, bekannt geworden iſt. Die Schrift des Herrn Heckewelder, eines Miſſionärs der Evangeliſchen Brüder Gemeine in Nord-Amerika, und jetzt Predigers zu Bethlehem in Pennſylvania, macht unſtreitig

ſtreitig, wegen der Kenntniſſe, des Charakters, des Berufs und des mehr als 30 jährigen Aufenthalts ihres Verfaſſers unter den Nord-Amerikaniſchen Wilden, auf die erſte Stelle unter den bis jetzt vorhandenen Schriften ähnlichen Inhalts die gerechteſten Anſprüche, und ſie iſt deswegen auch ohne eigentliche Abkürzung überſetzt worden, wenn gleich einige beynahe wörtliche Wiederholungen übergangen, und einige Stellen, was den Ausdruck betrifft, hie und da zuſammengezogen worden ſind. In ſofern dieſer Schrift nicht nur die höchſte Glaubwürdigkeit ſondern auch ein beynahe entſcheidendes Anſehen wird zugeſtanden werden müſſen, ſchienen die Zuſätze aus den übrigen vorhin genannten Schriften, anfangs nur auf einiges Wenige, was vielleicht von dem Herrn Heckewelder abſichtlich nicht mochte berührt worden ſeyn, beſchränkt werden zu können — denn was der offenbar vollkommen unterrichtete und zuletzt auftretende Zeuge da, wo er es hätte erwähnen müſſen, unerwähnt läßt, oder was er vielleicht beſtimmt leugnet, das mußte man geneigt ſeyn als ungegründet oder wenigſtens jetzt nicht mehr beſtehend zu betrachten, folglich fahren zu laſſen ohne es aufs neue zu wiederholen. Es zeigte ſich indeſſen, bey der Anwendung dieſes Grundſatzes, bald einige Schwierigkeit. Zunächſt nämlich erklärt Herr H. Kap. 26. am Ende beſtimmt, daß er Manches übergehe, weil es ſchon von Andern geſagt worden ſey, und er nicht

blos

blos zu wiederholen wünsche; dann aber fand sich auch hie und da eine so auffallende Verschiedenheit in den Aussagen des Verfassers und seiner Vorgänger z. B. über die Lage des weibl. Geschlechts bey den Nord-Amerikanischen Wilden, über ihre Heirathsgebräuche, über ihre bürgerliche Verfassung, über ihr Verhalten gegen Gefangene und abgelebte Greise u. s. w., daß beynahe kein andrer Weg übrig blieb, als die Zeugnisse neben einander zu stellen. Ueberdieß konnte man sich bey der erklärten Absicht des Verfassers, eine Ehrenrettung der Nord-Amerikanischen Wilden zu schreiben, und ihnen ein historisches Denkmahl zu errichten (s. die Einleitung), der Vermuthung nicht erwehren, daß der menschenfreundliche Mann hie und da in einem etwas zu günstigen Lichte möge gesehen und dargestellt haben, wodurch denn ferner noch die Anführung der entgegengesetzten Ansichten nothwendig zu werden schien. Der Leser wird also die aus Carver, Long, Volney, und selbst aus Loskiel beygebrachten Angaben, wo sie von Heckewelder abweichen, mit dem was dieser sagt vergleichen, und das Wahre, oder vielmehr den rechten Gesichtspunct selbst herauszufinden bemühet seyn müssen. Diese Bemühung wird indessen um so weniger Schwierigkeit haben können, da die den Heckewelderischen Nachrichten vorausgeschickte Abhandlung des Herrn Hofrath Schulze dazu eine Anleitung giebt.

Die

Die von dem Uebersetzer beygebrachten Auszüge und Zusätze sind zum Theil als kurze Anmerkungen unter dem Text, zum Theil als Nachträge am Ende eines jeden Kapitels angeführt worden, wozu noch als Beylage zum 9. Kapitel kommt der Auszug aus der Abhandlung des Herrn Duponceau und aus dem Briefwechsel desselben mit Herrn Heckewelder über die Amerikanischen Sprachen. Da sich nun auch in der Hauptschrift, so wie sie in dem oben erwähnten ersten Bande der Verhandlungen der Historisch-Literarischen Classe der Nord-Amerikanischen gelehrten Gesellschaft erschienen ist, einige von dem Verfasser herrührende Anmerkungen und Citate unter dem Text finden, so ist unter den übrigen Anmerkungen der Name der Gewährsmänner wie Loskiel, Long, Carver u. s. w. immer ausdrücklich angeführt worden, wodurch sich die aus diesen Schriftstellern entlehnten Angaben und Bemerkungen von denen, die dem Verfasser der Hauptschrift selbst angehören, hinlänglich werden unterscheiden lassen. Daß die hinter einem jeden Kapitel sich findenden Nachträge durch fortlaufende Zahlen bezeichnet worden sind, kann als ein Versehen betrachtet werden, da bey der Anordnung des Manuscripts nicht wohl, auf jene sich beziehende gleiche Zahlen in dem Texte haben angebracht werden können. Vielleicht hätte es sich auch etwas besser ausgenommen, wenn anstatt der abgesondert angeführten und angehängten

Zu-

Digitized by Google

Zusätze, die erläuternden oder ergänzenden oder eine andre Ansicht enthaltenden Nachträge, in einem Bericht zusammengefaßt und in den Worten des Uebersetzers wären vorgetragen worden. Dann aber hätte der Leser die verschiedenen Zeugen nicht in ihren eignen Worten gehört, und leicht hätte man dabey der Autorität derselben schaden oder dem eignen Urtheil vorgreifen können, was billig zu vermeiden war. Da es nicht leicht Schwierigkeit machen kann, zu entdecken, auf welche Stellen und Angaben des Originals die angehängten Nachträge sich beziehen, so wird der Leser gebeten, die den letzteren vorgesetzten Zahlen ganz aus der Acht und sich dadurch nicht stören zu lassen. Wo in der Hauptschrift von Meilen die Rede ist, wird man Englische Meilen, jede etwa zu einer halben Stunde Gehens gerechnet, verstehen müssen. Auf Sinnentstellende oder unangenehm störende Druckfehler wird man nicht oft stoßen; man bittet dieselben, so wie die andern nicht so erheblichen nach dem angehängten Verzeichnisse gefälligst zu verbessern.

Nienburg. Febr. 1821.

F. H.

Ueber

Ueber die Glaubwürdigkeit und den anthropologischen Werth der Heckewelderischen Nachrichten.

Da die vom Herrn Pastor Hesse verfertigte Uebersetzung der Heckewelderischen Nachrichten allen Foderungen, welche an eine Uebersetzung dieser Nachrichten gethan werden können, entspricht, und da mein Wunsch, daß die von andern guten Beobachtern der nordamerikanischen Indianer mitgetheilten Nachrichten, weil sie oft dazu dienen, jene zu erläutern, genauer zu bestimmen und zu bestätigen, der Uebersetzung beygefügt würden, sehr zweckmäßig ausgeführt ist; so darf ich mich wohl darüber freuen, zur Erscheinung eines Werkes in unserer Sprache, welches schätzbare Beyträge zur Völker- und Menschenkunde enthält, Veranlassung gegeben zu haben. Zwar ist in diesem Werke kein uns bisher unbekannter Menschenstamm beschrieben worden. Es darf jedoch davon gerühmt werden, daß durch die Ausführlichkeit der darin über die Indianer

ner enthaltenen Nachrichten und durch die vielen, aus dem Leben derselben mitgetheilten Vorfälle und Thatsachen es erst möglich gemacht worden sey, sich von diesem Leben ein genau bestimmtes und anschauliches Bild zu entwerfen.

Die Abweichung der Nachrichten anderer Beobachter der Indianer von der Heckewelderischen Darstellung ihres Charakters und ihrer Lebensweise in manchen nicht unerheblichen Punkten macht jedoch eine Prüfung dieser Darstellung nöthig. Da nun ihr Verfasser mehr als 30 Jahre unter denselben oder in ihrer Nähe gelebt hat; da er durch eine genaue Kenntniß ihrer Sprache im Stande war, die Denkart und Gesinnung derselben kennen zu lernen; da ferner die Art und Weise, wie er als Lehrer des Christenthums unter ihnen lebte und wirkte, das Mißtrauen, welches die Indianer gegen die Weißen zu hegen Ursache haben, entfernte und sie geneigt machte, sich über das, worüber er mit ihnen sprach, offenherzig zu erklären; und da endlich von der Beschränktheit in der Auffassung und Beurtheilung der Sitten roher Menschenstämme, welche bey christlichen Missionären oft angetroffen wird, in dessen Nachrichten keine Anzeige vorkommt, sondern diese Nachrichten vielmehr Beweise enthalten, daß er die wahre und naturgemäße Triebfeder der Handlungen der Indianer zu

finden,

Digitized by Google

finden, und auch das Große und Hochherzige in der Gesinnung, welches manchen dieser Handlungen mit zum Grunde liegt, zu würdigen verstand: so kann seinen Nachrichten in Ansehung der Zuverlässigkeit der Vorzug vor allen übrigen, welche wir bis jetzt über die nordamerikanischen Indianer erhalten haben, nicht streitig gemacht werden. Es scheint jedoch, als wenn bey der Abfassung jener Nachrichten *eine* Vorliebe für die Indianer, und *eine Neigung*, die Sitten derselben von einer bessern Seite darzustellen, als von Andern geschehen ist, manchmahl die Feder geführt habe. Warum aber die Beobachter der Sitten und Lebensweise eines Volkes nicht immer mit einander übereinstimmen, läßt sich vollkömmen begreiflich machen, ohne daß man einem derselben ein Eingenommenseyn für oder gegen das Volk beyzulegen braucht. In allen mehr oder weniger zahlreichen, mehr oder *weniger kultivirten* Menschenstämmen giebt es immer Individuen, die sich durch Einsicht, Gesinnung und Geschicklichkeiten vor den übrigen Mitgliedern des Stammes, wozu sie gehören, auszeichnen; unter diesen aber wieder Manche, die durch Ausartung schlechter als ihre Stammgenossen sind. Die bessern Individuen sind jedoch unstreitig diejenigen, in welchen der Charakter des Stammes und die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten, die bey ihm

ihm Statt findet, am bestimmtesten sichtbar wird. Wenn daher Heckewelder in seiner Beschreibung der Indianer nur auf diejenigen davon, die nicht durch die Annahme der Verdorbenheit schlechter Europäer ausgeartet waren, vorzüglich Rücksicht nahm, so gab er dadurch der Beschreibung diejenige Beschaffenheit, wodurch sie zur richtigen Auffassung des ächten Charakters der Indianer tauglich ward. Da ferner bey den Menschenstämmen in der neuen Welt eben so, wie bey den Völkern in der alten, eine Verschiedenheit der Denkart, Sitten und Gebräuche Statt findet, auch wenn sie ihrem Ursprunge nach mit einander verwandt sind, so kann aus der Abweichung der Nachrichten über die nordamerikanischen Indianer von einander noch keinesweges gefolgert werden, daß Unwissenheit, Irrthum oder Befangenheit bey den Verfassern der Nachrichten die Abweichung hervorgebracht habe. Die Nachrichten beziehen sich auf verschiedene Stämme, und das Betragen des einen Stammes gegen Feinde und Gefangene, gegen die Weiber und gegen die abgelebten Mitglieder der Familie kann einen Mangel menschlicher Gefühle enthalten, der von einem andern Stamme verabscheuet wird, oder doch nur höchst selten bey ihm vorkommt. Und daß die Irokesen weit roher und bösartiger sind, als die Delawaren, darüber hat Heckewelder viele

That-

Thatsachen mitgetheilt. Endlich ist noch bey den von einander abweichenden Nachrichten über die nordamerikanischen Indianer die Beschaffenheit derjenigen Dinge zu berücksichtigen, auf welche sich die Nachrichten beziehen. Diese Dinge sind der Inhalt des religiösen Glaubens, die Beschaffenheit der Erziehung, das Schicksal der Weiber und die Behandlung der im Kriege gefangenen Feinde. Nach Heckewelder (S. 110*) ist ein oberster Weltgeist der einzige Gegenstand der religiösen Verehrung der Indianer. Nach Loskiel (S. 364) nehmen sie aber noch eine Menge mächtiger Geister an, die in den Elementen, Thieren und Gewächsen sich aufhalten, und bringen ihnen Opfer: auch sollen sie an besondere Schutzgeister glauben, die dem Menschen helfen und beystehen. Dieser Schriftsteller führt jedoch selbst an, daß die Indianer nach ihrer ausdrücklichen Versicherung nie die niedern Geister guter Art an und für sich anbeten, oder ihnen opfern, sondern in denselben eigentlich nur Gott oder den großen Mannitto verehren, und daß kein Missionär sich von der Verehrung des bösen Geistes

*) Die in diesem Aufsatze enthaltenen Hinweisungen auf Heckewelder, Carver, Long, Loskiel und Volney beziehen sich auf die Seitenzahl der Uebersetzung der Heckewelderischen Nachrichten, und der ihr beygefügten Nachrichten aus den vier letzten Schriftstellern.

Digitized by Google

Geiſtes bey den Indianern habe verſichern können. Nach Volney (S. 127) hingegen richten die Indianer ihre Gebete vorzugsweiſe und faſt ausſchließlich an die böſen Geiſter, und beziehen ſich die Sühnopfer derſelben ſo wie alles, was bey ihnen zum religiöſen Cultus gehört, auf dieſe Geiſter. Allein die Annahme beſonderer Geiſter, die in der Welt Gutes oder Böſes bewirken, iſt mit dem Glauben an ein oberſtes Weltweſen ſehr wohl vereinbar, ſobald ſie dieſem nur untergeordnet, oder als Diener ſeines Willens gedacht werden. Volney's Verſicherung aber, daß die Indianer den böſen Geiſt anbeten, ſtreitet mit den übrigen Nachrichten über dieſelben. Und da dieſer ſonſt treffliche Beobachter und geiſtreiche Darſteller der Menſchen und ihrer Sitten meiſtentheils nur ſolche Indianer kennen lernte, die durch den häufigen Verkehr mit den Europäern und durch den unmäßigen Genuß hitziger Getränke ſehr ausgeartet waren (S. 461), ferner wegen der Kürze des Aufenthalts unter denſelben nur wenig Gelegenheit hatte, ihre Denkart und Sitten genau kennen zu lernen, ihm auch das hiezu unentbehrliche Mittel, nähmlich die Kenntniß der Sprache der Indianer fehlte; ſo kann deſſen Verſicherung unmöglich mehr Glauben verdienen, als die der übrigen Beobachter dieſes Menſchenſtammes. Das eben Angeführte iſt

zu-

zugleich mit hinreichend, dasjenige zu würdigen, was Volney (S. 156) über die Beschaffenheit der Erziehung bey den Indianern, dem widersprechend urtheilt, was Heckewelder und Andere davon anführen. Und wenn diese Erziehung bloß darauf gerichtet gewesen wäre, die Kinder in der Verstellung, Grausamkeit, im Hasse gegen Andere, in der Behutsamkeit, Rache, und im Blutdurste zu unterrichten, was Volney behauptet, wie wären denn diejenigen guten Eigenschaften der Indianer entstanden, ohne welche gar kein friedliches Zusammenleben der Mitglieder desselben Stammes, keine Bereitwilligkeit dem, was in Ansehung des Gemeinwohls eines Stammes gerathen und beschlossen worden ist, Folge zu leisten, Statt gefunden haben würde? Ueber die Verschiedenheit der Nachrichten in Ansehung des Zustandes der Weiber bey den Indianern giebt aber Loskiel (S. 262) hinreichende Auskunft, wenn er sagt: "die Weiber der Delawaren haben es so gut, als es die Lebensart der Indianer zuläßt; bey den Irokesen ist ihre Lage nicht so gut." Was endlich die Verschiedenheit in den Nachrichten über die grausame Behandlung der im Kriege Gefangenen betrifft, so ist Heckewelder's Versicherung, daß eine solche Behandlung nur selten Statt finde, und erst durch den Verlust vieler Freunde und Stammgenossen in einem

einem Kriege, oder durch die muthwilligen und vorsätzlichen Mordthaten des Feindes an Weibern und Kindern veranlaßt werde, weit mehr mit den Gesetzen der menschlichen Natur übereinstimmend, als die Versicherung des Gegentheils von Andern: und er hatte dabey auch wohl vorzüglich nur die Stämme der Delawaren vor Augen.

Der Werth ausführlicher Nachrichten über den Charakter der nordamerikanischen Indianer wird freylich für die Einwohner der nordamerikanischen Freystaaten durch den Umstand sehr erhöhet, daß jene die ehemaligen Besitzer des Landes waren, welches diese jetzt inne haben. Allein auch bloß in Beziehung auf Völker- und Menschenkunde ist jener Werth sehr bedeutend. Darstellungen der Denkart, Sitten und Gebräuche civilisirter Völker, wenn sie sich vollends auch noch in Künsten und Wissenschaften auszeichneten, und dadurch um die Nachwelt Verdienste erwarben, haben allerdings etwas weit Anziehenderes für uns, weil in diesen Völkern das wahrhaft Menschliche im Menschen zu größerer Ausbildung gelangte. Auch werden die Aufklärungen über den Ursprung und Fortgang der Entwickelung des Geistes und Gemüthes bey einem Menschenstamme deßwegen mit Recht vorzüglich geschätzt, weil sie über die Gesetze der Entwickelung menschlicher Fähigkeiten Aufschlüsse ertheilen.

len. Zu diesen Aufschlüssen bieten nun freylich die Nachrichten über die nordamerikanischen Indianer keine Beyträge dar. Gleichwohl ist das, was wir nunmehr von diesem Menschenstamme wissen, in mehr als einer Rücksicht für die Erweiterung der Erkenntniß der menschlichen Natur und der mannichfaltigen besondern Bestimmungen, welche die Aeußerung ihrer Kräfte und Bestrebungen erhalten hat, sehr wichtig. Denn wenn man in der Lehre von dieser Natur immer nur die Griechen und Römer und die kultivirten Völker der neuern Zeit vor Augen hat, so umfaßt sie bloß die Angabe der Besonderheiten einiger Zweige der großen Familie, woraus das menschliche Geschlecht besteht. Und gleichwie aus dem Organismus und der Lebensweise einer Thiergattung noch nicht auch schon der Organismus und die Lebensweise einer andern, obgleich ihr nahe verwandten Gattung erkannt werden kann; eben so wenig läßt sich nach der Beschaffenheit der Aeußerung des geistigen Lebens bey einem Menschenstamme die Beschaffenheit desselben Lebens bey einem andern bestimmen. Auch wird hoffentlich Heckewelder's Beschreibung des Charakters und Lebens der nordamerikanischen Indianer dazu beytragen, daß man sich unter denselben nicht mehr so genannte Wilde vorstellt, die einzig und allein mit der Befriedigung der Triebe,

 welche

welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, beschäftiget, und von den Wilden in andern Gegenden nur durch eine das menschliche Gefühl empörende Grausamkeit gegen die im Kriege Gefangenen unterschieden sind. Denn daß das Alte und Neue Testament in einer Mundart der Sprache dieser Menschen hat übersetzt werden können (S. 202), beweiset ganz unleugbar, daß ihr Geist nicht arm an Kenntnissen und Begriffen, und ihr Herz nicht ohne alle Regungen der edlern Gefühle unserer Natur gewesen sey, weil die Sprache eines Volkes den sichern Maßstab der Entwickelung seines geistigen Lebens ausmacht. Der jüngern Liebhaber der Menschenkunde wegen, welche Heckewelder's Nachrichten in der Absicht durchlesen, um ihre Kenntnisse vom Menschen zu erweitern, möge aber noch die Hinweisung auf einige der Aufmerksamkeit ganz besonders werthe Punkte in diesen Nachrichten hier einen Platz finden.

Der erste dieser Punkte ist die Beschaffenheit des religiösen Glaubens der Indianer. Rein von aller Vergötterung eines leblosen Wesens, oder eines Thieres, oder verdienstvoller Menschen, welche unter ihnen gelebt haben, oder irgend einer Naturkraft, verehren sie nur einen obersten und mächtigen Weltgeist, den Herrn des Lebens und den Geber alles Guten, dessen sie sich in ihrem Zustande

ſtande zu erfreuen haben, und glauben an ein Leben nach dem Tode. Ihre Verehrung des höchſten Weſens beſteht aber nicht bloß darin, daß ſie, um deſſen Gunſt zu erhalten, ſich in Gebeten an daſſelbe wenden, oder ihm Opfer bringen; ſondern dazu gehört auch die Unterſtützung der Nothleidenden und die Ausübung der Gaſtfreyheit. Ferner iſt die Erfüllung geſchloſſener Verträge und die Enthaltung aller Beleidigung derjenigen, welche der Wiederherſtellung des Friedens wegen von einem Stamme zum andern während des Krieges geſandt werden, durch ihren religiöſen Glauben geheiligt. In dieſem ſind alſo die Grundideen zu einem der menſchlichen Vernunft angemeſſenen Theismus enthalten, und es war nur ein guter philoſophiſcher Kopf dazu erfoderlich, um aus dieſen Ideen eine Lehre von Gott zu bilden, die ſich eben ſo ſehr durch die Vorſtellungen von der Erhabenheit Gottes über alles Irdiſche, als durch die Beförderung einer ſittlich guten Geſinnung bey den Menſchen ausgezeichnet hätte. Wenn man nun noch darauf Rückſicht nimmt, daß die Lehre von einem oberſten und gegen die Menſchen gütig geſinnten Weltgeiſte bey den Indianern weder durch erbliche oder gewählte Prieſter, noch auch durch eine beſondere äußere Anſtalt unterſtützt und ihrem Gemüthe eingeprägt ward, und ſich gleichwohl nicht

mit dem Glauben an Zauberey, dem sie doch sehr ergeben sind (S. 415), vereinigte und vermischte; so muß man wohl gestehen, daß dies zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes und der Entwickelung seines Nachdenkens über die Welt gehöre, und man kann sich dabey nicht wohl der Frage enthalten: wie kamen die Indianer zu einer solchen Lehre von Gott, und was bewahrte dieselbe vor aller Verfälschung durch Fetischismus, Vergötterung der Naturkräfte, Dämonologie, Heroendienst und andere Irrthümer dieser Art? Unter den Erforschern der Ausbreitung der Kultur bey den verschiedenen Völkern ist neuerlich die Neigung herrschend geworden, jedes Volk, das sich durch den besondern Inhalt seines religiösen Glaubens und durch die darauf Beziehung habenden Anstalten auszeichnet, oder in Werken der Kunst und in den wissenschaftlichen Einsichten (z. B. von der regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper) etwas Vorzügliches zu Stande gebracht hat, bey einem andern, schon früher mit Kultur versehenen Volke in die Schule gehen, oder davon abstammen zu lassen, und auf diese Art die Verbreitung besserer Erkenntnisse, guter Sitten und der das Leben veredlernden Künste unter den verschiedenen Menschenstämmen begreiflich zu machen. Können vollends in Ansehung der religiösen

ligiösen Lehren und Gebräuche, des Wissens, des Geschmacks und der Sitten zweyer Völker manche besondere Aehnlichkeiten nachgewiesen werden, so glaubt man unbestreitbare Beweise dafür beygebracht zu haben, daß das eine Volk der Stammvater oder Lehrmeister des andern seyn müsse. Darauf aber, daß auch wohl ein Volk vermöge des natürlichen Strebens der menschlichen Kräfte und Anlagen nach Entwickelung sich unter begünstigenden Umständen durch sich selbst aus der Roheit zur Civilisation und Kultur erhoben haben könne, wird wenig Rücksicht genommen. Auch ist bereits eine Erklärung des Ursprungs des Theismus der nordamerikanischen Indianer auf jene Weise versucht worden. Adair *) findet nähmlich in diesem Theismus einen vorzüglichen Grund für seine Behauptung, daß die eingebornen Amerikaner von den Israeliten abstammen, die entweder als ein Handlung treibendes Volk nach Amerika gekommen seyn, oder, was ihm größere Wahrscheinlichkeit zu haben scheint, um der Gefangenschaft in Assyrien nach der Eroberung ihres Reiches durch Salmanasser zu entgehen, daselbst eine Freystätte gesucht haben sollen. Allein es ist nicht nöthig, die Gründe dieser Ableitung jenes Theismus aus der Reli-

*) The History of the American Indians, p. 18. London, 1775.

Religion des israelitischen Volkes der Prüfung zu unterwerfen, oder auf eine andere Hypothese über die Abstammung der eingebornen Amerikaner von irgend einem bestimmten Volke des alten Festlandes Rücksicht zu nehmen. Denn die Unhaltbarkeit aller dieser Hypothesen ist schon zur Genüge dargethan worden *). Und da die Fähigkeit, zu einer religiösen

*) In Vater's Untersuchungen über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Kontinente, Leipzig 1810. ist die große Menge der Meinungen über die Abstammung der Urbewohner Amerikas von Völkern der alten Welt, und was jeder dieser Meinungen entgegensteht, angeführt worden. Die neueste Schrift, worin eine Aufklärung dieser Abstammung versucht wird, ist: Researches on America, being an Attempt to settle some Points relative to the Aborigines of America, by M' Culloh, Jun. M. D. Baltimore, 1817. Als das Ergebniß seiner (mit vieler Umsicht und großem Aufwande von Gelehrsamkeit angestellten) Nachforschungen über die Abstammung der amerikanischen Indianer von einem Volke der alten Welt giebt der Verfasser an, daß bloß die Wahrscheinlichkeit einer solchen Abstammung dargethan werden könne, und daß dieses Volk schon zu einer Zeit nach Amerika gekommen seyn müsse, wo alle Menschen noch einerley Sprache redeten und die nähmliche Gelegenheit hatten, Bildung anzunehmen.

Da nach unbestreitbaren Gründen nicht die Uebereinstimmung in einigen Meinungen, Sitten und

giösen Ansicht von der Welt zu gelangen, in den eingebornen Amerikanern eben so wohl vorhanden ist, als in allen übrigen Menschen; da ferner was als äußerer Reiz dazu erfodert wird, daß diese Fähigkeit zur Ausübung gelange, in Amerika gleichfalls Statt findet; da überdies die nordamerikanischen Indianer in der Ausbildung ihres Nachdenkens über sich und über die Dinge in der sie umgebenden Welt, schon längst so weit gekommen waren, daß dieses Nachdenken auch zu einer Beziehung der Welt auf ein oberstes Wesen führen konnte; und da endlich ihre Religion nicht von der Be-

und Gebräuchen, sondern hauptsächlich nur die Aehnlichkeit der Sprachen zweyer Völker in Ansehung mehrerer Wörter und der darin vorkommenden Wurzellaute, vorzüglich aber in Ansehung der grammatischen Formen, sichere Beweise von der Stammverwandtschaft dieser Völker enthält; durch das Licht aber, welches Duponceau über die grammatische Formen und den Bau aller Sprachen in Amerika von Grönland bis zum Cap Horn verbreitet hat (S. 173), eine wesentliche Verschiedenheit dieser Sprachen von jeder bekannten Sprache eines Volkes in der alten Welt sichtbar geworden ist; so werden auch wohl die bisher immer vergeblichen Versuche, den Ursprung der Bevölkerung Amerikas auf ein bestimmtes Volk in der alten Welt, oder auf mehrere Völker in dieser zu beziehen, ein Ende erreichen.

Digitized by Google

Beschaffenheit ist, daß dazu irgend eine feine, durch viele Uebungen erst mögliche Zergliederung und Verbindung abgezogener Begriffe oder Ausbildung übersinnlicher Ideen erfoderlich gewesen wäre; so kann der Ursprung dieser Religion auch aus einer in vorzüglichen Köpfen unter den Indianern entstandenen Selbstthätigkeit des Geistes und aus den natürlichen Eingebungen ihres Herzens abgeleitet werden. Daß aber bey ihnen diese Religion ohne alle äußere Anstalt zu deren Erhaltung von einem Geschlechte zum andern unverändert übergieng, dies wird durch Heckewelder's Nachrichten über ihre Erziehung der Kinder und über die daraus herrührende Verehrung der Weisheit des Alters begreiflich.

Eine für die Menschenkunde gleichfalls wichtige und hergebrachten Vorstellungen auch nicht angemessene Sache ist der Rechtszustand der nordamerikanischen Indianer, und die Art und Weise, wie er bey ihnen erhalten ward. Wenn ein philosophischer Rechtslehrer behauptet hätte: Es sey eine dauerhafte gesellschaftliche Verbindung unter Menschen möglich, die ein Gemeinwesen begründe, einen Gesammtwillen unter diesen Menschen hervorbringe und Rechtsverhältnisse unter denselben bestimme und schütze, ohne daß es für eine solche Verbindung ein geschriebenes bürgerliches und peinliches

Digitized by Google

liches Gesetzbuch, oder irgend eine entweder durch Geburt oder durch Wahl bestimmte, und mit Gewalt versehene Obrigkeit gebe, und die lediglich durch die freye Einwilligung der Mitglieder der Gesellschaft zu den Vorschlägen, welche die durch ihre Einsichten in Ansehen stehenden Männer zur Beförderung des allgemeinen Besten thun, erzeugt, durch die Anhänglichkeit an die Stammgenossen aber, durch einen daraus entspringenden Gemeinsinn, ferner durch die Begierde nach der Ehre, sich in der Vertheidigung der Rechte und Sicherheit des Stammes auszuzeichnen, erhalten, und endlich noch durch die Nothwendigkeit, einig zu seyn, damit den äußern Feinden Widerstand gethan werden könne, mit Festigkeit versehen werde; — wenn ein Philosoph die Möglichkeit einer solchen Verbindung unter Menschen behauptet hätte, so würde sie für ein mit unleugbaren Thatsachen der Erfahrung und mit den Gesetzen der menschlichen Natur streitendes Hirngespinst ausgegeben worden seyn. Gleichwohl hat sie bey den nordamerikanischen Indianern viele Jahrhundert hindurch bestanden, und war hinreichend, ein friedliches Zusammenleben in den einzelnen Gemeinden und Stämmen derselben zu bewirken, so wie auch Schutz gegen schlechte Mitglieder der Gesellschaft und gegen äußere Feinde in einem Grade zu gewähren, in welchem er

oft

oft nicht in den mit weitläufigen Gesetzbüchern und einer, große Macht habenden Obrigkeit versehenen Staaten gewährt wird. Volney erblickte freylich in der Verfassung der Indianer nur eine wahre und furchtbare Anarchie (S. 141); aber aus der Art, wie er sich darüber erklärt, kann man leicht abnehmen, daß er die Folgen dieser Verfassung nicht der Erfahrung bey den Indianern gemäß kannte, sondern sie nach den Greueln beurtheilte, welche die Ideen von der Freyheit und Gleichheit Aller im Volke während der französischen Umwälzung veranlaßten, und in dem, was unter den Indianern, wenn sie durch den übermäßigen Genuß berauschender Getränke in einen Zustand der Raserey versetzt worden sind, vorfiel, eine Bestätigung seiner Meinung gefunden zu haben glaubte. Andere genaue und vieljährige Beobachter haben bey ihnen keine solche Anarchie angetroffen, und hätte sie Statt gefunden, so würden die Indianer wie reißende Thiere sich nach und nach unter einander selbst aufgerieben haben. Daß aber die völlige Rechtsgleichheit, worin sie lebten, in keine Anarchie übergieng, dies kann allein der Macht der Erziehung zugeschrieben werden. Durch diese müssen schon den Kindern die Grundsätze und Sitten, wodurch ihr Zusammenleben geordnet ward, eingeflößt worden seyn, worauf auch Heckewelder

der in der Anzeige ihrer völlig demokratischen, jedoch anarchieloſen Verfaſſung hinweiſet (S. 145).

Eine geſchichtliche Aufklärung der Ausbildung der Ideen des Rechts und der mannichfaltigen Anwendung dieſer Idee zur Beſtimmung der Verhältniſſe, worin ſowohl die mehr oder weniger eng verbundenen Mitglieder einer Geſellſchaft, als auch ganze Menſchenſtämme im Zuſtande des friedlichen Verkehrs und des Krieges zu einander ſtehen, würde gewiß höchſt intereſſant und wichtig für die Erkenntniß des geiſtigen Lebens im Menſchen ſeyn. Denn die Idee und deren Anwendung iſt eine den Menſchen eben ſo ſehr charakteriſirende Eigenthümlichkeit wie die Sprache. Selbſt die roheſten Menſchenſtämme ſind nicht ohne alles Gefühl von Recht und Unrecht, wie die neuern Nachrichten über ſolche Menſchenſtämme, z. B. die über die Neuholländer, hottentottiſchen Buſchmänner und Botocuden in Braſilien bezeugen. Der Wunſch nach einer ſolchen Aufklärung wird jedoch nie vollſtändig befriedigt werden. Den wichtigſten Beſtandtheil davon müßte nähmlich doch wohl die Rückſicht auf die Staatsverfaſſung und Geſetzbücher derjenigen Völker liefern, welche Civiliſation und Kultur beſaßen. Allein in Anſehung der meiſten dieſer Völker wiſſen wir wohl vieles von der Gewalt ihrer Regenten, von ihren Eroberungen, von ihren Anſtalten

für

für die Religion, von ihren Kunstgeschicklichkeiten; Nachrichten von ihrer Rechtsverfassung und von ihren Anstalten für die Sicherheit und Erhaltung der Rechte hingegen sind entweder gar nicht zu uns gelangt, oder was wir davon besitzen ist meistentheils aus einzeln Bruchstücken bestehend, daher sich daraus keine genaue Vorstellung von dem Ganzen der Verfassung bilden läßt. Aber über die ersten Bestimmungen und Anwendungen der Idee des Rechts und der ihm entsprechenden Verbindlichkeit zu etwas gegen den Berechtigten bey rohen und nicht civilisirten Völkern, und über den Einfluß besonderer Umstände in der Lage eines jeden Volkes auf die Ausbildung der Idee, läßt sich allerdings aus den Beobachtungen der Sitten und Lebensweise jener Völker manche Belehrung schöpfen, und Heckewelder's Nachrichten sind auch in dieser Rücksicht vorzüglich wichtig.

Und so können diese Nachrichten noch dazu dienen, sich von vielem Andern, was bey kultivirten Völkern zu größerer Vollkommenheit gebracht worden ist, seinem Entstehen oder seiner ersten Gestalt nach eine richtige und deutliche Vorstellung zu machen. Hieher gehört z. B. was Heckewelder über die noch ganz kunstlos sich äußernde Wohlredenheit, ferner über die Anfänge des Gebrauchs der Bilderschrift bey den nordamerikanischen

schen Indianern angeführt hat. Will man aber, was im Zustande der Kultur menschlicher Geisteskräfte oft zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht worden ist, seiner Beschaffenheit nach vollständig kennen lernen, so muß auch auf die erste und noch ganz rohe Form desselben, die gleichsam das Samenkorn dazu ausmachte, Rücksicht genommen werden.

Ganz vorzüglich lehrreich für die in der Menschenkunde anzustellenden Nachforschungen über dasjenige, was auf die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten Einfluß hat, können aber Heckewelder's Schilderungen des innern und äußern Lebens der nordamerikanischen Indianer dadurch werden, daß man dieses Leben mit dem bey andern uncivilisirten Völkern vergleicht, sich die darin vorkommenden Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten deutlich macht und den Ursachen von beyden nachforscht. Unter den Lesern jener Schilderung dürften gewiß nur wenige seyn, in denen nicht nach einer Erwägung ihres gesammten Inhalts die Frage entstände: Warum die Indianer seit vielen Jahrhunderten, wie es scheint, gar keine Fortschritte in der Verbesserung ihres Daseyns und in der Ausbildung ihres Geistes und Gemüthes gethan haben? Diese Indianer stehen nähmlich weit über denjenigen rohen Menschen, deren ganzes Thun einzig und allein

allein durch die Gefühle des Hungers, Durstes, der Geschlechtslust und der Gefahr in Ansehung ihres Lebens durch Angriffe reißender Thiere oder feindselig gesinnter Menschen darauf bestimmt wird, und die in der Befriedigung der aus diesen Gefühlen entspringenden Bedürfnisse mehr instinctartig verfahren, als nach einer Ueberlegung. Wir finden vielmehr bey den Indianern Aeußerungen des Verstandes, die viel Uebung voraussetzen, und sogar einen nicht gemeinen Grad des Scharfsinnes zu erkennen geben. Darin ferner, daß bey ihnen auch Beweise einer edeln Gesinnung, uneigennützige und fast heroische Aufopferung für Freunde und Stammgenossen, und eifrige Besorgung des gemeinschaftlichen Wohls des Stammes, wozu sie gehören, vorkommen, stimmen alle genaue Beobachter derselben überein, und Heckewelder hat darüber manche besondere, gewiß jeden Leser von Gefühl rührende Thatsache angeführt. Solche Handlungen setzen aber Gefühle voraus, welche nur in einem bereits gebildeten Gemüthe Statt finden können. Und wie hätten auch wohl, ohne eine große Lebhaftigkeit der dem Menschen eigenthümlichen Gefühle, Selbstmord aus Gram über eheliche Untreue, oder Seelenkrankheiten bey den Indianern entstehen können (S. 440), da dem bloß thierisch fühlenden Menschen alle Empfänglichkeit für diejenigen Gemüths-

Digitized by Google

müthsbewegungen, woraus sie entspringen, fehlt. Ja einige der indianischen Stämme besaßen bereits manche Einrichtungen, welche das Entstehen der Civilisation ganz vorzüglich befördern, nähmlich ein Beysammenleben mehrerer Familien in Dörfern oder Städten (wie ihre Wohnplätze, wenn sie einen größern Umfang hatten, genannt worden sind), und zwar unter einem Häuptlinge. Ihre Nahrungsmittel verschaffte ihnen auch nicht bloß die Jagd und der Fischfang, sondern sie säeten und pflanzten, um jene zu vermehren. Ueberdies fehlte ihnen in ihrem Lande keines von denjenigen Dingen, die wegen des Einflusses auf Geist und Herz für Beförderungsmittel menschlicher Kultur gehalten werden. Welcher Ursache soll man es also zuschreiben, daß der nordamerikanische Indianer immer an der Gränze des civilisirten Lebens stehen blieb, ohne einen Schritt über die Gränze zu thun? Es sind freilich immer einzelne, durch Kraft des Geistes und des Gemüthes sich auszeichnende Menschen, welche den großen Haufen dazu bewegen müssen, eine bessere Lebensweise anzunehmen. An Menschen dieser Art hat es aber den Indianern nicht gänzlich gefehlt, und manche ihrer Häuptlinge standen wegen der Klugheit, Gerechtigkeitsliebe und Tapferkeit, die sie bewiesen hatten, während des Lebens in großem Ansehen, und wur-

wurden nach dem Tode noch dankbar verehrt (S. 515). In der großen Gewalt, welche die Gewohnheit über die Menschen ausübt, und in der Anhänglichkeit der Indianer an die Sitten und Lebensweise der Väter kann jene Ursache aber auch nicht enthalten seyn. Denn unter der Macht der Gewohnheit stehen fast alle Menschen, und blinde Anhänglichkeit an die Sitten und Lebensweise der Vorfahren findet bey jedem rohen Volke Statt. Sollte also diese Anhänglichkeit ein unüberwindliches Hinderniß des Fortschreitens in der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten ausmachen, so würde wohl kein Menschenstamm jemahls zu einiger Kultur gelangt seyn. Es giebt überdies Vorfälle im Leben einzelner Menschen und ganzer Völker, welche der Macht der Gewohnheit überlegen sind, und zu Veränderungen in der Denkart und Lebensweise Veranlassungen enthalten; und solche Vorfälle mögen sich auch wohl bey den amerikanischen Indianern zugetragen haben. Dem Mangel an Priestern, welche im Nahmen einer höhern und unsichtbaren, und desto mehr gefürchteten Macht die Menschen zu gewissen Handlungen verbindlich machen, und an Gehorsam gegen einen Obern gewöhnen, kann es endlich auch nicht zugeschrieben werden, daß bey den Indianern keine von den Anstalten eingeführt wurde, welche dem Genusse

der

Digitized by Google

der Annehmlichkeiten des Lebens mehr Erweiterung und Sicherheit geben, und dadurch die Entwickelung menschlicher Talente befördern. Denn es ist gegen die Geschichte, daß nirgends Civilisation ohne ein Priesterthum entstanden und erhalten worden sey, oder daß Religion, ohne welche freylich kein kultivirtes Volk war, immer erst durch Vermittelung der durch ihre Verrichtungen sich über die übrige Masse des Volkes erhebenden Priester Einfluß auf die Sitten und das Leben des Volkes erhalten habe. Ein anderes, und zwar deßwegen sehr mächtiges Hinderniß der Fortschritte zur Civilisation und Kultur, weil es aus einem Mangel derjenigen Bestandtheile in dem geistigen Leben des Menschen besteht, welche die unentbehrliche Bedingung jedes Fortschreitens in der Entwickelung der menschlichen Anlagen ausmachen, scheint jedoch bey den nordamerikanischen Indianern bestimmt nachgewiesen werden zu können. Wenn nähmlich der Mensch den Zustand, worin er sich in Ansehung des Genusses der Annehmlichkeiten des Lebens befindet, verlassen und seine Kräfte dazu anstrengen soll, um sich einen bessern zu verschaffen, so ist dazu ein lebhaftes Bild von diesem bessern Zustande erfoderlich, das in eben dem Grade, in welchem es ihn mit angenehmen Aussichten in die Zukunft erfüllt, auch eine Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage erregt, und zur Veränderung derselben antreibt. Ein solches Bild ist aber ein Er-

zeugniß der so genannten produktiven Einbildungskraft, oder eine Art von Dichtung, worin das menschliche Daseyn in einer bessern Gestalt, als die vorhandene Wirklichkeit besitzt, dargestellt wird. Auch ist es diese Einbildungskraft, durch deren Wirken alle Begeisterung für Etwas hervorgebracht wird; und ohne Begeisterung ist noch nie ein Mensch zu einer bedeutenden Verbesserung seiner Sitten und seines Lebens gebracht worden. Nun stimmen aber alle Nachrichten über die nordamerikanischen Indianer darin mit einander überein, und die Heckewelderischen setzen es durch Mittheilung mehrerer Thatsachen außer allem Zweifel, daß bey diesen Indianern die Regungen und das Wirken der produktiven Einbildungskraft weit schwächer waren, als der die Aehnlichkeiten und Unterschiede der Dinge genau bestimmende, und Zwecke, die den Umständen angemessen gefaßt worden waren, durch den Gebrauch bekannter Mittel ausführende Verstand. Zwar drückten die Indianer ihre Gefühle in Ansehung der Helden unter den Stammgenossen, des Krieges und seiner Gefahren und gegen den Geliebten auch wohl in einer Art von Gesang aus, und in den Nachrichten über jene sind einige dieser Gesänge mitgetheilt worden. Allein schon eine geringe Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit ihres Inhalts zeigt sogleich, daß darin solche Bilder, wodurch der besungene Gegenstand gehoben und zu größerem Einflusse auf das Gefühl

fühl gebracht wird, fast gänzlich fehlen. Eben so sind die Mythologie oder die Sagen der Indianer von der Art, wie ihre Altvordern entstanden und auf die Erde kamen (S. 429) — und diese Sagen wurden bey jedem Volke durch die Phantasie ausgeschmückt, wenn sie in ihm zu einiger Entwickelung gelangt war — ohne irgend eine poetische Erfindung, und enthalten dem Ganzen und den einzelnen Theilen nach genommen nichts, was *sinnreich wäre* *). Langsam, bedächtig und ohne alle

*) Melish hat in seinen Reisen durch die vereinten Staaten von Amerika (deutsch von Brauns in der Bibliothek der Reisebeschreibungen herausgegeben von Bertuch B. XVII. S. 298) eine Sage der Delawaren über den Ursprung der großen Thierknochen am Ohio mitgetheilt, welche dieselbe Armuth an Phantasie verräth. Die Knochen sollen nähmlich, so lautet die Sage, von einer Heerde erschrecklicher Thiere herstammen, die zu der Stelle kamen, wo jetzt ihre Knochen angetroffen werden, und daselbst unter den Bären, Hirschen, Elenthieren, Büffelochsen und andern zum Nutzen der Indianer erschaffenen Thieren eine allgemeine Vernichtung anrichteten. Als aber der große Mann oben (der große Manniito) beym Herabschauen dies gewahrte, ward er so wüthend, daß er seinen Blitz ergriff, auf die Erde herabstieg, sich auf die Klippen eines benachbarten Berges setzte, wo sein Sitz und die Spuren seiner Füße noch zu sehen sind, und seine Donnerkeile auf sie herabschleu-

 derte

alle Belebung durch die Phantasie sind seine Mittheilungen; er ist wortarm, einsylbig, und was er der Frau, den Kindern, den Bekannten nach der Rückkehr von der Jagd und aus dem Kriege zu sagen hat, wird erst nach einiger Zeit und so kurz wie möglich, vorgetragen. Und die polysynthetische Form seiner Sprache, wie sie Duponceau genannt hat (S. 176), hängt auch wohl mit seiner Armuth an Phantasie und mit der daraus entsprungenen Einsylbigkeit zusammen, und war deßwegen wieder ein Hinderniß des Gebrauchs der Sprache zur Poesie. Diese Armuth an Phantasie bey den Indianern ist aber um so weniger auffallend, da sie bey allen Urbewohnern von Amerika, mit alleiniger Ausnahme der Peruaner, angetroffen wird. Denn nachdem diese durch die Yncas vermittelst der religiösen Verehrung der Sonne — welche Verehrung, da sie dem Menschen das Licht und die Reinheit dieses Gestirns als Sinnbilder des Guten, wonach er im Leben streben soll, vorhält, überall von wohlthätigem Einflusse

derte, bis sie alle, den dickbäuchigen Ochsen ausgenommen, getödtet waren. Dieser, seine Stirn den Pfeilen entgegenstellend, schüttelte sie ab, sobald sie auf ihn fielen; als er aber einen derselben zuletzt verfehlte, ward er von ihm in die Seite verwundet, worauf er, rasch herumspringend, über den Ohio, Wabasch, Illinois und endlich über die großen Seen setzte, wo er noch bis auf diesen Tag lebt.

Digitized by Google

fluſſe auf das Gemüth geweſen iſt — civiliſirt worden waren, haben ſie in dem Baue von Straßen, Waſſerleitungen und Tempeln Unternehmungen ausgeführt, welche den Römern Ehre gemacht haben würden, in Schauſpielen, Oden und in der Muſik aber eine von ſanften Gefühlen des Herzens erregte, und dieſe wieder durch ihre Schöpfungen verherrlichende Phantaſie geäußert, welche im Stande geweſen ſeyn würde, zu dem Höchſten zu gelangen, was durch Poeſie für die Belebung der Frömmigkeit und der Liebe zu Menſchen jemahls geleiſtet worden iſt, wenn ihr Fortſchreiten zu größerer Vollkommenheit nicht durch die Zerſtörung des Reichs der Yncas gehemmt worden wäre. Ob jedoch die Peruaner bereits in ihrem noch rohen Zuſtande mit der Anlage zu einer lebhaften Einbildungskraft reichlicher ausgeſtattet geweſen ſeyen, oder ob nicht vielmehr ihr Vorzug in der Thätigkeit der Phantaſie vor allen übrigen amerikaniſchen Völkerſchaften allererſt ein Erzeugniß ihrer Civiliſation und des Einfluſſes des reinen Dienſtes der Sonne auf den Geiſt und das Gemüth derſelben geweſen ſey, läßt ſich wegen des Mangels an Nachrichten über den Zuſtand der Einwohner von Peru vor den Yncas nicht beſtimmen. Das erſte iſt nicht unmöglich — denn dafür, daß ſich ein Menſchenſtamm vor den benachbarten Stämmen in irgend einer Art der Aeußerung des geiſtigen Lebens, ſo wie auch in Anſehung der Bildung des Körpers, ſchon ſehr früh

aus-

auszeichne, sind mehrere Thatsachen vorhanden — aber doch nicht wahrscheinlich.

Welches Hinderniß der Annahme der Civilisation und Kultur aber in der Schwäche der productiven Einbildungskraft enthalten sey, kann aus der Vergleichung der nordamerikanischen Indianer mit einem berühmten Volke der alten Welt, mit dem jene in Ansehung des Charakters eine so große Aehnlichkeit haben, als wohl jemahls unter den Völkern verschiedener Erdtheile vorgekommen seyn mag, gegen das sie aber in Ansehung der Empfänglichkeit für Civilisation und Kultur gänzlich abstechen, deutlich und überzeugend eingesehen werden. Dieses Volk sind die das Hochland und die Mitte der arabischen Halbinsel bewohnenden Beduinen. Die Beschaffenheit ihres Vaterlandes bestimmte ihre Lebensweise. Es liefert nähmlich nur Futter für Schaafe, Kameele und Pferde, und machte den Beduin zum Hirten, der aber, um den nöthigen Unterhalt für sein Vieh zu finden, von einer Gegend zur andern ziehen muß. Auf einigen Stellen des Landes gedeihen Datteln, und wird auch etwas Korn gewonnen; die Wartung und Pflege hievon überläßt er jedoch seinen Negersklaven. Die Jagd der Hasen, Gazellen und einiger anderer Thiere gehört bey ihm zu den Vergnügungen, und liefert nur wenig Nahrungsmittel. Sein Charakter, der immer unverändert derselbe blieb, und worin auch selbst die Annahme des Islam keine wesentliche Verände-

änderung hervorbrachte, ist den Grundzügen nach folgender. Abhängigkeit von der Willkür und den Befehlen eines Obern gilt ihm für schimpfliche Erniedrigung des Menschen und für das größte Elend. Auf alle Stammgenossen, die außer der arabischen Halbinsel in einer bessern Lage sich befinden und mehr Annehmlichkeiten des Lebens genießen, aber unter einem gebietenden Herren stehen, sieht er daher mit Verachtung herab. Die größern oder kleinern und in einem gewissen Grade immer von einander unabhängigen Stämme der arabischen Beduinen stehen zwar unter einem erblichen oder erwählten Oberhaupte (Scheik, Emir), das aber nur der Erste unter den, in Ansehung der angestammten Rechte einander Gleichen ist, und bloß Gehorsam in Ansehung dessen fodern darf, was die Mitglieder des Stammes gebilligt und beschlossen haben. Seine Freyheit und der Ruhm seines Stammes sind dessen Stolz, und er ist jederzeit bereit, zur Vertheidigung derselben sein Schwerdt zu ziehen. Nach dem Rechte, welches er auf den Boden seiner Heimath zu besitzen glaubt, sieht er die Habe des Fremden, der denselben betritt, als seine rechtmäßige Beute an, und plündert diesen aus, ohne sich jedoch dabey eines unnützen Mordes schuldig zu machen; ja hinterher sättigt und erquickt er auch wohl den Ausgeplünderten in seinem Zelte. Wen er aber in seinen Schutz genommen hat, der ist gesichert gegen alle Mißhandlung und Berau-

Beraubung, und mit dem Gastfreunde theilt er auch den letzten Bissen, ohne dies für mehr, als natürliche Schuldigkeit zu halten. Aber so wie sein Wohlthun gegen anerkannte Freunde keine Gränzen kennt, eben so ist seine Rache gränzenlos, wenn sie durch die Beleidigung der eigenen Person, oder eines Verwandten, oder durch die Beschimpfung seines Stammes aufgeregt worden ist. Selbst die ihm heiligen Rechte der Gastfreundschaft werden manchmahl nicht mehr geachtet, um die Rachsucht zu befriedigen, und diese artete oft in wahren Blutdurst aus *). Aber dieser großen Roheit der Bedui-

*) In den Wahabiten, deren Heimath die Hochländer und Steppen der arabischen Halbinsel ausmachen, haben sich die Lebensweise, die Sitten und der Charakter der ursprünglichen Bewohner dieser Hochländer und Steppen, oder der Beduinen-Araber unverändert erhalten. Sie werden aber von Allen, die sie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, als grausam und blutdürstig beschrieben, sobald sie ihre Rachsucht befriedigen. In den neuesten Beyträgen zur Kunde der asiatischen Türkey von Silvestre de Sacy (deutsch in der Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, herausgegeben von Sprengel und fortgesetzt von Ehrmann, Band 40) wird von ihnen (S. 66) angeführt: "Sie setzten im Jahr 1801 in der Stadt Imam-Hussein (einem von den Schiiten sehr verehrten Orte, wo in der Begräbniß-Capelle des Hussein unermeßliche Schätze aufbewahrt wurden, welche Schätze eben die Wahabiten zur Plünde-

Beduinen-Araber ungeachtet haben doch alle Stämme derselben, die ihre Heimath verließen, Eroberungen in Asien und Afrika machten, und Reiche stifteten, sich sehr schnell civilisirt, durch Ackerbau und Handlung Reichthümer erworben, alle Künste des Friedens geübt, die ihre Religion ihnen nicht verbot, und sogar mit den Wissenschaften sich beschäftigt, und diese noch erweitert. Es gehört zu den erstaunenswürdigsten Begebenheiten in der Ge-

Plünderung des Ortes reizten), nachdem sie solche während der Abwesenheit der Mehrzahl der Einwohner überfielen und ausplünderten, alles in Feuer und Blut. Die Grausamkeiten, welche sie begiengen, waren unerhört. Greise, Weiber und Kinder, Alles starb unter ihrem unerbittlichen Schwerdte. In der Wuth, welche sie belebte, sah man sie sogar schwangern Weibern die Leiber aufschneiden, und auf ihren blutenden Gliedern die ungebornen Kinder in Stücken zerhauen. Glaubwürdige Leute, welche so glücklich gewesen sind, diesem gräßlichen Blutbade zu entgehen, haben mich zu Bagdad versichert, daß sie einige dieser Unmenschen das Blut ihrer unglücklichen Schlachtopfer haben trinken sehen." — Nach S. 151 derselben Nachrichten wurden bey der Plünderung der Stadt Ana im J. 1807 dieselben Grausamkeiten begangen, wie in der Stadt Imam-Hussein, und der größte Theil der Einwohner ermordet. Hiemit stimmt auch überein, was Burckhardt in seinen Reisen nach Nubien (deutsch, Weimar, 1820) von den Wahabiten anführt, m. s. das diesen Reisen beygefügte Leben Burckhardts S. XL.

Geschichte, daß der arabische Beduin, dessen Denk- und Gesinnungsart so sehr der Annahme der Ordnung des bürgerlichen Lebens widerstrebt, nachdem er durch die Lehre des Propheten begeistert worden war, in einem Jahrhundert nicht nur seine Eroberungen von den Säulen des Herkules bis an den Indus ausdehnte, sondern auch Reiche stiftete, die, kaum errichtet, in der Kultur und Pracht mit den ältesten Reichen des Morgenlandes wetteiferten. Was gab aber dem arabischen Beduin die Fähigkeit, eine so schnelle Veränderung in seiner Lebensweise anzunehmen? Unstreitig die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft oder sein poetischer Sinn. Dieser Sinn ist ein Bestandtheil seines National-Charakters und wohl so alt, als das ganze Volk, ob er sich gleich erst spät entwickelte und vorzügliche Früchte hervorbrachte. So viel kann man zum wenigsten mit Gewißheit behaupten, daß die Entwickelung schon lange vor dem Mohammed Statt gefunden habe *) und daß die poetische Einklei-

*) Th. Chr. Tychsen de poeseos arabum origine et indole antiquissima, in den Comment. Societatis Goetting. recent. Vol. III. p. 235. Eine Anzeige der Ausgaben und Uebersetzungen der vorzüglichsten arabischen Gedichte aus den Zeiten vor dem Mohammed enthält Eichhorn's Litterär-Geschichte I. S. 273 (Göttingen, 1812). Zu den in diesem Werke angeführten Ausgaben sind noch hinzugekommen die Gedichte des Antara (s. Götting. gel. Anzeigen v. J. 1817 St. 62, und v. J. 1820 St. 199).

Die

kleidung der Lehren des Koran, so wie die Begeisterung, welche diese hervorbrachte, nur ein besonderes Erzeugniß davon ausmachten. Der poetische Sinn der Beduinen-Araber ist aber um so auffallender, da weder in der natürlichen Beschaffenheit des Landes, welches sie bewohnen, noch auch in den Pflanzen und Thieren desselben, etwas enthalten ist, was durch seine wunderbare Gestalt und Erhabenheit oder Schönheit die Einbildungskraft beleben und in einen Schwung versetzen könnte.

Es giebt also einen vom Klima, Boden und von der Nahrungsart unabhängigen Unterschied der Völker und Menschenstämme in Ansehung der Thätigkeit der Einbildungskraft, der auf den Charakter derselben und auf die Entwickelung ihrer Fähigkeiten

Die Gegenstände der alten arabischen Poesie waren die Kämpfe mit dem Feinde und die Siege über denselben, die im Kampfe gebrauchten Waffen, der Ruhm des Stammes, die Treue der Freundschaft, die Geliebte und deren Schönheit, der Werth des Lebens, die Naturbeschaffenheit des Landes und endlich die Thiere, deren Milch und Fleisch den Beduin nährt, und deren Rücken ihn durch die Wüsten trägt. Zu den Früchten des poetischen Geistes der Beduinen gehören auch die Erzählungen und Mährchen von wunderbaren Begebenheiten unter den Menschen und in der äußern Welt in poetischer Prosa abgefaßt. Die Mittheilung derselben ist noch bey allen Arabern, wohin sie auch gekommen seyn mögen, eine Lieblingsunterhaltung.

Digitized by Google

ten einen großen Einfluß hatte. Bey einigen war sie nähmlich nur bis zu dem Grade wirksam, der zum geistigen Leben schlechterdings unentbehrlich ist; bey andern hingegen gab sie durch ihre Schöpfungen allen, die Menschen umgebenden Dingen eine höhere Bedeutung und erzeugte eine Empfänglichkeit für jede Verbesserung des menschlichen Daseyns. Denn in der Anhänglichkeit an die Stammgenossen, in dem Streben nach Ehre, in der Erhebung des Muthes über alle andere gute Eigenschaften des Menschen, in dem Abscheu der Abhängigkeit von den Befehlen eines Andern und in der Dankbarkeit gegen bewiesenes Wohlwollen, so wie in der Rachsucht gegen einen Beleidiger, sind die nordamerikanischen Indianer den Beduinen-Arabern völlig gleich. Allein jenen fehlte diejenige Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die bey diesen schon das Leben in der Wüste verschönerte, und sie, nachdem es von ihnen verlassen worden war, zu einer schnellen Annahme jeder Art der Kultur befähigte. Der Beduin ist in seinen Steppen geworden, was er darin werden konnte; der Indianer hingegen hat nie den Reichthum seines Bodens kennen gelernt, und zu benutzen verstanden. Selbst der sonst so wirksame Stachel der Noth, in die er oft durch den Mangel an Nahrungsmitteln gerieth, hat ihn nicht dazu gebracht, durch Erweiterung des Anbaues nützlicher Pflanzen diese Mittel zu vermehren. Auch was er bey den ins Land gekommenen Europäern sah,

Digitized by Google

sah, und die Gefahr, welche ihm die Vermehrung derselben drohete, haben ihn nicht bewogen, eine Verbesserung seiner Lebensweise vorzunehmen. Und die Wenigen, welche die Lehre des Evangeliums angenommen haben, stehen in Ansehung der Empfänglichkeit für Kultur doch noch unter jedem dem Geiste nach gesunden Europäer *). Bald

*) Volney hat in der Voyage en Syrie et en Egypte Tom I. p. 392. Paris, an VII über die Aehnlichkeiten und die Unterschiede, welche zwischen den Beduinen und den nordamerikanischen Indianern Statt finden, bereits Betrachtungen angestellt. Die Unterschiede werden aber von ihm bloß auf die blutdürstige Grausamkeit und die Menschenfresserey (wovon diese nach Heckewelder's Nachrichten S. 39 nur bey einigen indianischen Stämmen im Gebrauch ist) eingeschränkt, und die Ursachen davon findet er darin, daß der Indianer von der Jagd lebt, dadurch sich an die Begehung der Grausamkeiten gewöhnt, durch die Gewalt des Hungers aber, wenn die Jagd nicht den nöthigen Unterhalt verschafft, wie zu gewissen Zeiten der Fall ist, Menschen angreift, um sich von deren Fleische zu nähren, und hernach aus Gewohnheit fortsetzt, was früher aus Noth gethan worden war. Der Beduin soll hingegen, da er wegen der Beschaffenheit seines Landes weder von der Jagd noch vom Fischfange leben konnte, Hirte geworden seyn, sich an Mäßigkeit im Essen gewöhnt und der Vergießung des Blutes enthalten haben. — Allein Herder hat bereits in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Th. II. S. 189. Riga, 1786. die Unrichtigkeit der Ableitung der Gemüthsart der Völker aus ihrer Nahrungsart nach sehr einleuchtenden Gründen dargethan. Und die Grönländer leben ja bloß von dem Fischfang und der Jagd, leiden sehr oft Hungersnoth, und sind doch sehr gutmüthig; auch ist Menschenfresserey bey ihnen unerhört.

Bald wird das ganze Geschlecht der Indianer ausgestorben seyn! Um so mehr muß man sich also darüber freuen, daß über die Entwickelung der menschlichen Fähigkeit in denselben noch so ausführliche Nachrichten mitgetheilt worden sind. Für den Menschenforscher werden diese immer einen Werth behalten. Möchte doch auch noch ein Anatom und Physiolog in Amerika die Besonderheiten des körperlichen Baues der Indianer vor ihrem gänzlichen Verschwinden aus der großen Familie des menschlichen Geschlechts untersuchen! Für die Aufklärung der Wechselwirkung, worin das organische und geistige Leben im Menschen stehen, würden diese Untersuchungen gewiß nützlich seyn. Möchte endlich, was Heckewelder in Ansehung der nordamerikanischen Indianer that, den Missionären, die zu andern rohen Menschenstämmen gesendet werden, zum Muster dienen, da sie meistentheils vorzügliche Gelegenheit haben, die Denkart, Sitten und Lebensweise dieser Stämme genau kennen zu lernen! Als Menschenfreund muß man sich wohl darüber freuen, daß sie durch die Predigt des Christenthums entwildert werden; aber als Menschenforscher muß man es doch bedauern, daß von dem, was sie vor der Annahme des Christenthums im Guten und Bösen waren, entweder gar keine, oder doch nur höchst dürftige und unbestimmte Nachrichten mitgetheilt worden sind.

hört. Viele Hirtenvölker hingegen z. B. die Mongolen waren höchst grausam und blutdürstig in ihren Kriegen, und von der Grausamkeit der Beduinen sind bereits in diesem Aufsatze Thatsachen angeführt.

G. E. Schulze.

Inhalt.

Inhalt.

		Seite
Zueignung.		1
Einleitung.		7
Kap. 1.	Geschichtliche Ueberlieferungen der Indianer.	28
„ 2.	Erzählung der Indianer von der ersten Ankunft der Holländer auf der Insel New-York.	66
„ 3.	Erzählung der Indianer von dem Betragen, welches die Europäer gegen sie beobachteten.	74
„ 4.	Weiteres Schicksal der Lenape und der ihnen verwandten Stämme.	85
„ 5.	Die Irokesen.	103
„ 6.	Allgemeiner Charakter der Indianer.	110
„ 7.	Regierung.	128
„ 8.	Erziehung.	145
„ 9.	Sprachen.	158
„ 10.	Zeichen und Bilderschrift.	200
„ 11.	Redekunst.	207
„ 12.	Metaphorische Ausdrücke.	215
„ 13.	Indianische Namen.	222
„ 14.	Geselliger Umgang.	229
„ 15.	Politische Kunstgriffe.	240
„ 16.	Heirathen und Behandlung der Frauen.	246
„ 17.	Ehrfurcht gegen das Alter.	270
„ 18.	Stolz und Hochherzigkeit.	281
„ 19.	Kriege und veranlassende Ursachen derselben.	288

Kap.

Digitized by Google

		Seite
Kap. 20.	Verschiedene Arten den Feind zu überfallen.	293
= 21.	Friedensboten.	300
= 22.	Verträge.	308
= 23.	Allgemeine Bemerkungen der Indianer über die weißen Leute.	312
= 24.	Nahrungsmittel und Zubereitung derselben.	322
= 25.	Kleidung und Körperschmuck.	335
= 26.	Tänze, Gesänge und Opfer.	350
= 27.	Scalpen, Feld- und Siegsgeschrey, Gefangene.	370
= 28.	Körperbeschaffenheit und Krankheiten.	387
= 29.	Heilmittel.	394
= 30.	Aerzte und Wundärzte.	399
= 31.	Doctoren oder Beschwörer.	403
= 32.	Aberglauben.	415
= 33.	Geistige Weihe der Knaben.	423
= 34.	Indianische Fabellehre.	429
= 35.	Wahnsinn und Selbstmord.	440
= 36.	Trunkenheit.	446
= 37.	Leichenbegängnisse.	463
= 38.	Freundschaft.	479
= 39.	Prediger und Propheten.	496
= 40.	Kurze Nachricht von den Indianer Chiefs Tamanend und Tadeuskund.	515
= 41.	Zeitrechnung, astronomische und geographische Kenntnisse.	523
= 42.	Allgemeine Bemerkungen und Anekdoten.	530
= 43.	Erinnerungen an Reisende.	544
= 44.	Vergleichung der Indianer mit den Weißen.	558
Schluß.		580

Zuei-

Digitized by Google

Zueignung.

An

Caspar Wistar

M. D.

Präsident der Amerikanischen gelehrten Gesellschaft ꝛc. ꝛc.

Werther Herr und Freund!

Auf Ihr besondres Ansuchen habe ich die schwierige Arbeit unternommen, für die historische Committee unsrer Gesellschaft, eine Nachricht von den Indianischen Völkerschaften oder Stämmen, welche ehedem Pennsylvania und die angrenzenden Staaten bewohnten, mit Einschluß derer die unter dem Namen der SechsNationen bekannt sind, zu liefern. Ich habe nun, so viel mir möglich war, Ihre Wünsche erfüllt, oder mich wenigstens bestrebt sie zu erfüllen.

In so fern ich die Schwierigkeiten vorher sah, welche sich mir entgegenstellen würden, wenn ich die

Digitized by Google

Geschichte eines Volks zu schreiben unternähme, über welches schon so Manche geschrieben hatten, mußte ich das Unternehmen als unangenehm und gewagt betrachten, denn es konnte mir nicht entgehen, daß es mir unmöglich seyn würde, mit denen die vor mir geschrieben haben, in jeder Rücksicht einerley Meynung zu seyn. Nicht wenige sind nämlich unter diesen, die, wiewol an ihrem guten Willen nicht gezweifelt werden kann, wegen ihres zu kurzen Aufenthalts im Lande der Indianer, nicht hinlängliche Gelegenheit gehabt haben, sich die Kenntnisse zu erwerben, welche sie der Welt mitzutheilen unternehmen. Unbekannt, oder nur oberflächlich bekannt mit der Sprache, haben sie sich auf unwissende oder unachtsame Dollmetscher verlassen, von welchen sie nur gar zu oft irre geleitet worden sind. Dieß kleine Werk wird häufig zeigen wie dieß geschehen.

Der sichre Weg richtige Begriffe und eine gründliche Kenntniß von dem Charakter, den Sitten, Gebräuchen u. s. w. der Indianer zu erlangen und ihre Geschichte kennen zu lernen, ist der, einige Zeit unter ihnen zu wohnen. Wenn man dann ihre Sprache erlernt hat, wird man sich die gewünschte Belehrung auf die gewöhnliche Weise verschaffen — dadurch nämlich daß man auf die Gespräche die sie unter einander über verschiedene Gegenstände führen Acht giebt und sie gelegentlich befragt, indem man dabey

all-

Digitized by Google

allzeit auf die rechte Zeit merkt, wo sie in Ansehung der Bewegungsgründe des Fragenden keinen Verdacht haben, und zu freymüthigen offnen Aeusserungen gestimmt sind.

Da die politischen Verhältnisse und Verbindungen der ehemals großen und mit einander wetteifernden beyden Völker der Mengwe (oder der SechsNationen), und der Lenape (oder der Delawären, wie wir sie nennen) Manchen unter uns nur unvollkommen bekannt sind, so habe ich mir einige Mühe gegeben den Ursprung und die wahre Ursache ihrer gegenseitigen Eifersucht ins Licht zu setzen, so wie auch die Mittel deren sich das eine Volk bedient hat, sich bey den weißen Leuten ein Gewicht zu geben, in der Absicht das andre zu unterdrücken.

In wie weit es den SechsNationen hiemit gelungen ist, wissen wir; wenigstens wissen wir soviel, daß sie den Grund und Boden der Lenape, Mohicans und der mit ihnen verbundenen Stämme, stückweise an die Engländer verkauften, und sie dadurch nöthigten nach Westen hin zu wandern, während ihre Feinde in vollem und ruhigen Besitz ihres Landes blieben.

Wenn wir die Geschichte der Völkerschaften von denen wir das Land, welches wir jetzt bewohnen be-

kommen haben, billig kennen sollten, oder sie auch nur kennen zu lernen wünschen, so müssen wir auch wünschen, mit den Mitteln bekannt gemacht zu werden durch welche dieß Land in unsre Hände kam, und was aus den Ureinwohnern desselben geworden ist. Um dieß zu befördern habe ich ihre Sagen über ihre erste Ankunft in unsrem Lande, und ihre eigne Geschichtserzählung über die Ursachen ihrer Auswandrung aus demselben angegeben.

In allem was ich von den verschiedenen Stämmen angeführt habe, bin ich bemüht gewesen, unpartheiisch zu seyn. Wenn man jedoch glauben sollte, ich hätte einige Parteilichkeit für die Dalawaren und ihre Verbündete, in Beziehung auf die Sache zwischen ihnen und den SechsNationen gezeigt, so erwiedre ich darauf blos dieß: daß wir nach allem was uns die SechsNationen von jenen Leuten sagten, hingehört haben, bis wir zum Besitz ihres ganzen Landes gelangt sind, weswegen wir sie nun, da wir bekommen haben was wir wünschten, nicht damit abfertigen sollten, jene Geschichte hinter ihren Rücken herzuerzählen, sondern aus Mitleiden und Dankbarkeit sie nun auch einmal hören und ihnen einen ehrenvollen Bescheid geben sollten, wenn wir finden daß sie ihn verdienen.

Was über ihren Charakter, ihre Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche von mir angeführt worden ist, habe ich aus eigner persönlicher Kenntniß, oder aus solchen andren Quellen worauf man sich verlassen kann. Um desto besser verstanden zu werden habe ich häufig Anekdoten, Bemerkungen und Erzählungen einzelner besondrer Vorfälle beygebracht. In einigen Fällen habe ich mich auf Schriftsteller, und handschriftliche Bemerkungen bezogen, welche letztere vor mehr als 70 Jahren von sehr glaubwürdigen Personen aufgesetzt wurden.

Bey Ihnen, mein Herr, brauche ich mich wegen meiner Mangelhaftigkeit in Rücksicht auf Schreibart und Sprache nicht zu entschuldigen. Sie sind seit langer Zeit damit bekannt. Ich habe mich bemüht diese Mängel durch desto größere Sorgfalt und Genauigkeit in meinen Erzählungen zu ersetzen, um so wenigstens durch die Materie gut zu machen was in der Form fehlerhaft seyn möchte.

Ich bin, Mein Herr, mit größter Hochachtung

Ihr

Nov. 1817.

ganz gehorsamer Diener

John Heckewelder.

Seit-

Digitized by Google

Seitdem das Obige geschrieben worden, ist mein vortrefflicher Freund Dr. Wistar mit Tode abgegangen, betrauert von dem ganzen Lande dessen Zierde er war. Mir war Er mehr als ich auszudrücken vermag; Er leitete und beförderte meine Bemühungen, und auf seinen Beyfall blickte ich hin als auf meine angenehmste Belohnung. Er ist hinweggenommen! sein Name aber und seine Tugenden werden sich lange im Andenken erhalten, nie werde ich wenigstens ihrer vergessen. Diese Zueignung möge denn auch stehen bleiben, als ein Zeugniß der hohen Achtung welche ich gegen diesen großen und guten Mann im Leben hatte, und als eine Huldigung welche seinem Andenken mit Recht gebührt.

Bethlehem, März 1818.

J. H.

Ein-

Digitized by Google

Einleitung.

Der Leser der hier folgenden Blätter, bereits bekannt mit der Veranlassung wodurch ich bewogen worden bin, eine historische Nachricht von den Indianern, nachdem schon so Manche hierüber geschrieben haben, zu liefern, wird vielleicht in dieser Schrift mehr Ausserordentliches erwarten als in andren ähnlichen Schriften die ihm zu Gesicht gekommen sind. Da ich nicht wünsche daß irgend einer seine Erwartungen zu hoch spannen möge, so will ich kürzlich anführen, daß ich nicht geschrieben habe Verwunderung zu erregen, sondern zur Belehrung derer die mit der wahren Geschichte der Völkerschaften bekannt zu werden wünschen, die Jahrhunderte lang in vollkommnem Besitz des Landes, welches wir anjetzt bewohnen, gewesen, nun aber weithin ausgewandert sind. Ich kann solchen nur die Versicherung geben, daß ich die in dieser Schrift enthaltenen Nachrichten nicht aus den Schriften Andrer entlehnt, sondern von dem Volke selbst, von welchem ich reden werde, durch

durch mündliche Mittheilung, oder durch eigne Beobachtung während der Zeit die ich unter demselben zubrachte, erhalten habe. Gelegentlich habe ich indessen andre Schriftsteller angeführt, und in einigen Fällen kurze Stellen aus ihren Schriften entlehnt, wo es mir nöthig schien meine eigne Angabe von Thatsachen zu erläutern oder zu bestätigen.

In dem was ich über den Charakter, die Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche dieser Völkerschaften gesagt habe, kann ich nicht irre geleitet worden seyn, da es nichts anders ist als das Resultat meines persönlichen Wissens, die Angabe dessen was ich gesehen, gehört und erlebt habe, während der mehr als 30 Jahre die ich unter ihnen oder in ihrer Nähe zubrachte. Ich muß indessen bemerken, daß diese Geschichte, wie auch andre Geschichten einer früheren Zeit, mit dem jetzigen Charakter der Indianer nicht ganz übereinstimmen wird, weil alle diese Völkerschaften und Stämme, durch ihren Umgang mit den weißen Leuten, viel von ihren rühmlichen und guten Eigenschaften verloren, und die Summe ihrer Laster und Unsittlichkeiten vermehrt haben. Hierüber kann niemand besser urtheilen als ein unter ihnen lebender Missionär. Und wenn es wahr ist, was uns die Indianer vor mehr als einem halben Jahrhundert sagten, daß Lügen, Stehlen und andre lasterhafte Handlungen, ehe weiße Leute zu ihnen kamen, als Verbrechen betrachtet wurden, so können wir zuverlässig schließen — und wir wissen, es ist Thatsache — daß sie, seit jener Zeit, und vorzüglich seit den letzten 40 Jahren, so sehr ausgeartet sind, daß eine Zeichnung ihres jetzigen Charakters mit dem ehemaligen gar keine

keine Aehnlichkeit haben würde. Es ist also die Geschichte früherer Zeit, nicht der gegenwärtigen, die ich geschrieben habe, und meine Schilderungen müssen als auf jene Zeiten passend betrachtet werden, doch habe ich, um den Contrast zu zeigen, auch einige ihrer jetzigen Züge dargestellt.

Es wird zweckmäßig seyn, hier zu erwähnen, daß ich mich des eigentlichen Nationalnamens der Völkerschaft, welche wir die Delawaren nennen nämlich des Namens Lenni Lenape bedient habe. Da sie indessen in gewöhnlicher Unterhaltung nur das Wort *Lenape* nennen, so habe ich in den meisten Fällen auch nur dieses eine Wort gebraucht. Ich habe mich auch des Namens Mengwe oder Mingoes bedient, da die Lenape mit demselben gewöhnlich das Volk bezeichnen welches wir unter dem Namen der Irokesen (Iroquois) und Fünf- oder SechsNationen kennen.

Da die Indianer in allen ihren öffentlichen Reden und Vorträgen, in der einfachen Zahl reden, so bin ich bewogen worden ihrem Beyspiel zu folgen wo ich das was von ihnen gesprochen wurde, anführe; ich habe auch häufig, in so fern ich mich an die eignen von ihnen ausgesprochnen Worte hielt, ihre eigenthümlichen Redensarten beybehalten, wo ich den Sinn mit andern Worten hätte geben können.

Ueber den Ursprung der Indianer habe ich nichts angeführt, weil ich diese Forschung fähigeren Geschichtschreibern überlasse *). Ihre Geschichte, und ihre

*) Von ihrem Ursprung weiß man nichts Gewisses. — Der berühmte Engländer Dr. Robertson (Robinson bey

ihre Vorstellungen von ihrer Erschaffung haben eine Stelle gefunden, auch habe ich die Sagen der Lenape über ihre Ankunft am Missisippi, und ihren Uebergang über diesen Fluß, über ihre Ankunft an der Küste des Atlantischen Meeres, über ihre Schicksale in diesem Lande und ihren Abzug aus demselben kürzlich angegeben.

Da die Erzählung der Delawaren und Mahikander, in Beziehung auf die von den Sechs Nationen gegen sie beobachtete und fortgesetzte Politik, Manchen vielleicht seltsam scheinen, es auch Befremden erregen möchte, daß eine Sache von solcher Wichtigkeit nicht schon früher in dieses Licht gesetzt wurde, so will ich hier zur Einleitung und zum besseren Verstehen der über diese Angelegenheit gegebenen Nachricht, einige Thatsachen näher beleuchten, welche uns zum Theil schon bekannt sind, zum Theil in der erwähnten Erzählung vorkommen, damit man erkennen möge in wie fern diese Thatsachen miteinander übereinstimmen, und wisse, was davon als zuverlässig angenommen werden kann.

Es wird von allen Seiten zugestanden, daß die Delawaren und Irokesen langwierige und blutige Kriege mit einander führten, während indessen die eine

bey Carver S. 216) hält die große Tatarey in Asien für das Vaterland der Amerikanischen Indianer. — Loskiel I. S. 1.

Die Aehnlichkeit der Tartarn mit den Nord Amerikanischen Wilden, ist allen denen die jene und diese gesehen haben aufgefallen, vielleicht aber ist es etwas zu schnell daraus abzuleiten daß diese hier aus Asien abstammen. Volney II. 437.

Digitized by Google

eine Partey behauptet daß sie die andre vollkommen besiegte, und durch Gewalt in den Stand der Weiber brachte, wird dieser Behauptung nachdrücklich und bestimmt von der andern Seite widersprochen; ich habe deßhalb geglaubt daß die eigentliche Wahrheit dieser Thatsache wohl der Untersuchung werth wäre.

Die Geschichte welche die Mingoes den weißen Leuten von ihrem Siege über die Lenape und von den Folgen desselben vorerzählt haben, ist zu unbedingt als wahr angenommen worden; denn die Weißen haben gegen die Delawaren immer als in der Ueberzeugung daß sie gegründet wäre, gehandelt, haben es selbst verweigert die eigne Nachricht der letzteren über die Angelegenheit zu hören, und ihre Ohren gegen sie verschlossen, wenn sie es versuchten ihnen die Thatsache nach der Wahrheit vorzutragen. Es ist billig daß wir diesen Irrthum, wenn wir ihn begangen zu haben nicht leugnen können, zu berichtigen suchen, damit wir nicht in unsrer Geschichte irrige Angaben über die Aboriginer, von welcher wir das Land bekommen haben, welches wir jetzt so glücklich bewohnen, stehen lassen und fortpflanzen; die Sache muß aber durch Beweise und nicht durch Behauptungen ausgemacht werden. Nun wissen wir, daß die Indianer merkwürdige Ereignisse, ja selbst geringfügige Vorfälle, welche ihnen zu irgend einer Zeit vorgekommen sind, durch eine fortlaufende Reihe von Sagen der Nachwelt übergeben. Müßten wir uns denn nicht auch nach einer Sage oder Ueberlieferung diesen wichtigen Umstand betreffend, umsehen, ehe wir die Behauptung der Irokesen für wahr hielten? dieß nenne ich die erste Frage welche hiebey in Betracht

tracht kommt. Die zweyte ist: Wie stimmt diese Geschichte überein mit der Lage in welcher die Europäer diese Völkerschaften fanden, als sie zuerst in dieß Land kamen. Waren nicht diejenigen, welche als ein überwundenes Volk vorgestellt werden, an der ganzen Seeküste hin, und weit landwärts ein in Virginia, und von da bis an die Provinz Maine und noch weiter, in bedeutender Anzahl wohnhaft, brannte damals nicht noch an den Ufern der Delaware ein großes Rathsversammlungfeuer ihrer Nation? Sagt uns nicht die einstimmige Ueberlieferung bey den Delawaren, Mahikandern und Nanticoken, daß ihr großes National Versammlungshaus sich damals ausdehnte von dem Punct den die Fluth in dem (jetzigen) Hudsonfluß erreicht, bis zu demselben Punct im Potomack? Dieß alles werden wir aus ihrer mündlichen Ueberlieferung treulich entlehnt und niedergeschrieben finden, wie auch, daß ihr Rathsversammlungshaus (councilhouse) durch die weißen Leute niedergerissen wurde, folglich noch stand als sie in das Land kamen. Schon dieß allein ist genug zum Beweise, daß die Lenape damals kein überwundenes Volk waren, wären sie aber seitdem überwunden worden, so würden wir diese Thatsache, mit ihren Umständen irgendwo aufgezeichnet finden.

Die Lenape selbst geben indessen zu, daß sie und ihre Bundesgenossen von den Irokesen zu Weibern gemacht wurden. Wie aber kam dieß zu Stande? Gewiß nicht in Folge eines Sieges oder einer entscheidenden Schlacht. So seltsam es scheinen möge, so wurde dieß doch nicht bewirkt durch überlegne Gewalt, sondern durch glückliche Intrigue. Hier liegt, wenn

wenn meine Gewährsmänner glaubwürdig sind, und ich vertraue daß sie es waren, das große Geheimniß, dessen nähere Umstände der Leser findet in Loskiels Geschichte der Mission der Evangelischen Brüder unter den Indianern in Nord-Amerika und auch in dieser Schrift. In dem erstgenannten Werke, wird man drey Hauptpuncte zur Gewißheit gebracht finden. 1. Daß die Delawaren den Irokesen zu stark waren, und von diesen nicht durch Waffengewalt überwunden werden konnten, sondern durch hinterlistige Mittel unterdrückt wurden. 2. Daß die Delawaren nicht durch Gewalt in den Stand der Weiber versetzt wurden, sondern durch ihren eignen freyen Willen und ihre Zustimmungen. 3. Daß die Weißen schon im Lande waren, als diese Ceremonie Statt fand. Dieses alles wird man nun auch in meinen Nachrichten zum Theil noch weiter ausgeführt und bestätigt finden.

Colden in seiner Geschichte der FünfNationen, sagt uns S. 34. daß die Engländer sich mit den FünfNationen verbündeten im Jahre 1664, und S. 36. giebt er uns durch folgende Nachricht den vollen Beweis von dem wirklichen Bestehen dieses Bündnisses. Er sagt: "Die FünfNationen welche nun von den Engländern mit Feuergewehr und Ammunition reichlich versehen wurden, überließen sich ganz ihrem kriegerischen Geist, und beschlossen bald, die Beleidigungen welche sie zu irgend einer Zeit von den entfernter wohnenden Indianern erlitten hatten, nunmehr zu rächen. Die zunächst wohnende Völkerschaft floh gewöhnlich, so wie sie angegriffen wurde zu der weiter entfernten, und die FünfNationen verfolgten sie. Dieser Umstand, verbunden mit ihrer

Erobe-

Eroberungssucht, oder ihrem Ehrgeiz alle Nationen umher sich zinsbar zu machen, oder doch in soweit als Oberherren von ihnen erkannt zu werden, daß sie in allen Angelegenheiten des Krieges und des Friedens von ihnen sich völlig mußten leiten lassen, bewirkte daß sie einen großen Theil von NordAmerika feindlich überzogen. Sie dehnten ihre kriegerischen Züge nach Süden hin bis nach Carolina aus, und nördlich bis jenseits NewEngland, westlich aber bis an den Missisippi, über eine weite Strecke Land, von 1200 Meilen Länge, von Norden nach Süden, und etwa 600 Meilen Breite, wo sie manche Völkerschaften vertilgten von denen anjetzt keine Nachricht mehr unter den Engländern vorhanden ist."

Welch eine Menge wichtiger Fragen könnte nicht diese Angabe veranlassen, ich will mich indessen blos auf diese beyden beschränken, zuerst: warum wurden die FünfNationen bewaffnet und mit Ammunition reichlich versehen; und zweytens wozu gebrauchten sie diese Waffen? Die Delawaren und Mahikander glaubten, daß die weißen Leute, zuerst die Holländer und dann die Engländer, alles thaten was sie nur konnten, die Mengwe zu einem großen Volke zu machen, so daß sie über sie selbst und über alle andern Völkerschaften herrschen möchten, und daß sie es auch dahin gebracht hätten wohin man es von ihnen gebracht haben wollte. Um die zweyte Frage zu beantworten, dürfen wir nur glauben was Colden selbst sagt über das was die Mengwe oder Irokesen thaten, nachdem sie Waffen und Kriegsvorrath von den Engländern bekommen hatten, da sie es, wie sich deutlich zeigt, vorher nicht zu thun im Stande waren. Wenn wir

nun

nun auch annehmen wollten, daß sie auszogen blos um die "Beleidigungen welche sie zu irgend einer Zeit von den Indianischen Völkerschaften erlitten hatten zu rächen" so würden wir doch gern wissen wollen, von welcher Art diese Beleidigungen möchten gewesen seyn, denn sonst möchte man denken, daß es keine andre waren, als daß etwa die übrigen Nationen sich weigerten, ihnen zinsbar zu werden, sich ihren Vorschriften zu unterwerfen, oder sie als Herren zu erkennen, und daß sie sie eben deswegen zurückschlugen als sie in ihr Land fielen um sie zu unterjochen, vielleicht ihnen auch wieder einen Besuch machten nachdem einige der Ihrigen von ihnen waren ermordet worden. Meine Absicht ist hier allein dieß auszumachen, ob diese Irokesen vor der Ankunft der Weißen und ehe ihnen noch Feuergewehre und Streitärte u. s. w. zugeführt wurden, solche Wunderthaten unter den Nationen als wovon sie erzählen, ausgeführt haben; oder ob dieß alles erst seit der Zeit und seitdem sie mit den mörderischen Waffen die sie zuvor nicht hatten, waren versehen worden, geschehen sey. Unstreitig aber sind die Sechs Nationen zuerst von den Holländern und nachher von den Engländern mit Waffen versehen und unterstützt worden; die Delawaren und Mahikander hingegen wurden gezwungen unbewaffnet zu bleiben, aus Furcht von den Weißen gänzlich vertilgt zu werden, da diese sich mit ihren Feinden verbündet hatten.

Ungeachtet aber diese nunmehr wehrlosen Menschen sich grobe Beleidigungen von den übermüthigen Mengwe und den Beschützern derselben mußten gefallen lassen, anstatt daß man ihre Beschwerden wie-

der

der gut zu machen hätte suchen sollen, war ihnen der Weg nicht unbekannt auf welchem sie noch einmal würden Rache nehmen können. Die Thür zu den Franzosen, damals Feinde der Engländer, blieb ihnen allzeit geöffnet; sie hatten nur nöthig wie sie es ausdrückten, "auf die Seite zu gehen," um den Irokesen auszuweichen, und konnten von den Einwohnern in Canada und Louisiana, alles was sie wünschten bekommen, Feuergewehre, Streitärte, Scalpirmesser, Kriegsvorrath u. s. w. Dieß thaten sie wirklich, sie begaben sich in das Land am Ohio, wohin ihnen von Zeit zu Zeit noch einige andre nachfolgten. Als nun der französische Krieg ausbrach, waren sie völlig bereit, schlossen sich an die Feinde Britanniens an, und ermordeten eine Menge von den wehrlosen Einwohnern in Pensylvania, verwüsteten die ganze Grenzgegend und verbreiteten durch die Gewaltthätigkeiten welche sie begingen, weit und breit, Schrecken und Elend. Ich bin selbst Zeuge solcher Auftritte und der Noth gewesen in welche hundert von armen Menschen blos in diesem District versetzt wurden.

Eine Schrift unter dem Titel: Untersuchung über die Ursachen der Entfremdung der Delaware- und Schawano-Indianer von dem Britischen Interesse, (An Enquiry into the causes of the alienation of the Delaware and Shawanese Indians from the British Interest, by Charles Thompson Esqre. London 1759.) verdient wohl mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, wegen der Richtigkeit der darin enthaltenen Angaben.

Viel-

Vielleicht dürfte gefragt werden, wie die Holländer die Fünf Nationen so sehr begünstigen konnten, da keiner von ihren Stämmen bey den Zusammenkünften gegenwärtig war, welche bey der Ankunft der Holländer in Nord-Amerika Statt fanden; wie es kam daß sie ihre ersten Freunde verließen und sich mit Unbekannten gegen sie verbanden, endlich wie die Holländer mit diesen anfangs Unbekannten bekannt wurden? In Antwort hierauf will ich die bey den Mahikandern durch Ueberlieferung erhaltenen Nachrichten, in ihren eignen Worten hier anführen: die holländischen Handelsleute, sagen sie, welche den Mohicannicktuck (den Hudsonfluß) hoch hinauf in unser Land eindrangen, stießen auf einige Krieger der Mingoes welche ihnen sagten, daß sie gegen eben die Leute, von welchen sie so freundlich aufgenommen worden wären (die Delawaren und Mahikander) Krieg führten; sie (die Handelsleute) sahen leicht ein, daß sie, da dieß der Fall war, ihren Handel mit ihren alten Freunden nicht würden fortführen können; auch wollten die Mingoes ihnen nicht verstatten mit ihren Feinden Handel zu treiben, wenn sie (die Holländer) ihnen nicht behülflich seyn würden einen Frieden mit den Delawaren zu Stande zu bringen. Sie ließen diese Handelsleute ferner auch bemerken, daß sie zu der Zeit Krieg hätten mit einem Volke von eben der Farbe wie sie, nämlich mit den Franzosen, welche auf einem sehr großen in Norden gelegenen Flusse in das Land gekommen wären; daß sie (die Mengwe oder Mingoes) die ansehnlichste und mächtigste aller Indianischen Völkerschaften ausmachten; wenn nun sagten sie weiter, das Volk dem sie angehörten, sich

gegen ihre Feinde freundlich zeigen und sie im Kriege unterstützen werde, so würden sie alle ihre Macht gegen dieselbe richten, wenn aber dieß Volk (die Holländer) an der andern Seite sich mit ihnen vereinigen würde, um einen Frieden zwischen den Delawaren und ihnen zu Stande zu bringen, so daß ihre Streitart auf immer begraben würde, so wollten sie die Holländer in allen ihren Unternehmungen beschützen und ihnen dabey behülflich seyn *); die Handelsleute wären hierauf voll Schrecken wieder zu Haus gegangen, und hätten die Sache ihrem Chief (dem holländischen Gouverneur) vorgestellt, worauf nicht lange darnach, ein Fahrzeug den Fluß hoch hinauf wäre geschickt worden, wo an einem verabredeten Platze sich die Maqua (Fünf Nationen) eingefunden hätten, und wo eine Unterredung wäre gehalten worden, in welcher die Holländer ihnen versprachen, sie wollten sich alle Mühe geben, ihre Feinde zu überreden, die Streitart abzuliefern um sie zu begraben, welches auch einige Zeit darnach wirklich Statt fand!

Dieß waren, wie sie sagen, die Umstände welche Anlaß zu dem in der Folge zwischen den weißen Leuten, und den Fünf Nationen errichteten Bündnisse gaben, welches die Ursache vieler Unzufriedenheit, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wurde. Diese Folgen würden nicht Statt gefunden haben, wenn die Rechte und Vorzüge der verschiedenen Völkerschaften und Stämme geachtet worden wären, und es einer jeden Nation freygelassen worden wäre für sich selbst

*) Sie meynten, die Fünf Nationen oder Mingoes wollten alsdann den weißen Leuten behülflich seyn, das Land der Delawaren u. s. w. zu bekommen.

Digitized by Google

selbst zu handeln, vorzüglich bey dem Verkauf von Ländereyen an die Europäer.

Nachdem wir nun gesehen haben wie die Fünf, nachher Sechs Nationen zu ihrer Obermacht gelangten, muß nun weiter angegeben werden, durch welche Mittel sie diesen Vorrang wieder verloren.

Der Abzug des größten Theils der Delawaren und Schawanosen von der Küste des Atlantischen Meeres, zwischen den Jahren 1740 bis 60, verschaffte ihnen Gelegenheit sich mit den westlichen Stämmen zu berathen, und zwar über die Weise wie an den Irokesen für die vielen Angriffe, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen die sie den übrigen zugefügt hätten, Rache könne genommen werden. Zehn Völkerschaften traten sogleich für diesen Zweck in ein Bündniß zusammen, da die Franzosen ihnen Unterstützung versprochen hatten. Im Jahr 1756 wurden sie eins, in abgesonderten Haufen aufzubrechen, als ob sie vorhätten die Engländer anzugreifen, mit denen die Franzosen Krieg führten, und dann plötzlich über die Sechs Nationen herzufallen und einen entscheidenden Streich auszuführen. Obgleich diese ihre Absichten, wegen mancherley Ursachen damals nicht ausgeführt werden konnten, so verloren sie doch die Sache nicht aus dem Gesicht, und warteten nur auf eine schickliche Gelegenheit.

Es würde indessen doch, nach den damaligen Umständen, so gut wie unmöglich für die Delawaren und ihre Bundesgenossen gewesen seyn, die Sechs Nationen, von einem so mächtigen Alliirten als die Engländer unterstützt, zu unterjochen oder nur mit Erfolg zu züchtigen. Jedoch waren diese

Völkerschaften bey dem Anfange des Krieges zwischen der Englischen Nation und ihren Colonien so weit unabhängig geworden, daß diejenigen von ihnen die von den Britischen Posten und befestigten Plätzen weit entfernt wohnten, oder nicht unmittelbar unter den Augen der Engländer waren, völlige Freiheit hatten, sich auf diese oder jene Seite zu schlagen; und wenn gleich die Sechs Nationen den Versuch machten, den westlichen Delawaren vorzuschreiben, welche Partey sie nehmen sollten, so zögerte ihr muthiger Chief, Capitain White Eyes doch nicht, im Namen seiner Nation zu antworten: daß er handeln würde wie es ihm gefiele; er trüge keinen Weiberrock wie sie fälschlich vorgäben, er wäre kein Weib, sondern ein Mann, und sie würden finden daß er als ein solcher handle. Daß es diesem braven Chief hiemit ein Ernst war, zeigte sich bald nachher durch die That, indem eine Anzahl Delawaren sich mit der Amerikanischen Armee vereinigte. So mußten die Irokesen in diesem Falle, wie auch noch bey einigen andern Gelegenheiten, namentlich bey dem Auftrage den sie, aufgefordert durch den Britischen Agenten zu Détroit, den Chippewäern und Ottawas und nachher den Wyandots, zu geben wünschten, die christlichen Indianer vom Muskingum wegzuführen, indem sie ihnen sagen ließen: "wir schenken euch die christl. Indianer, Suppe davon zu kochen d. h. sie zu ermorden" erfahren, daß ihre Befehle nicht mehr geachtet wurden, da der Auftrag von keiner der genannten Nationen angenommen wurde.

Beym Schlusse des Revolutionskrieges hatten sie ferner den Verdruß zu sehen, daß der Handel den sie

sie bisher mit den Engländern getrieben hatten, welchen sie das Land andrer Nationen auf welches ihnen gar keine Ansprüche zustanden verkauften, auf einmal und für immer aufgehoben wurde. Die Amerikanische Regierung ergriff nämlich in Ansehung der Indianischen Völkerschaften solche Maaßregeln daß eine jede Freiheit erhielt, ihr eignes Land zu verkaufen, unter dem Vorbehalt allein, daß der Regierung das Recht des Ankaufs insofern zustehen solle, daß Fremde jeder Art davon ausgeschlossen wären.

Hiezu kam daß das Band welches die Sechs Nationen vereinigte, wo nicht gänzlich zerrissen doch sehr geschwächt wurde, durch eine Trennung welche am Ende des Krieges Statt fand, wo nämlich ein Theil von ihnen, und zwar der kräftigste, sich nach Canada zurückzog. Keine Völkerschaft beachtete nun noch ihre Befehle, oder nur ihren Rath, wenn dieser nicht mit dem eignen Willen und der eignen Neigung übereinstimmte. Dieß alles zeigte sich deutlich in der ganzen Zeit, während welcher die Vereinigten Staaten mit den westlichen Völkerschaften Krieg hatten, und bis zu dem im Jahre 1795 mit ihnen geschlossenen Frieden.

Ich hoffe die feierliche Versicherung welche ich jetzt mache wird Glauben finden, daß ich nämlich in allem was ich über die Geschichte und die politischen Maaßregeln der Indianischen Nationen geschrieben habe, weder durch Parteylichkeit für die eine noch durch Vorurtheil gegen die andre, mich habe leiten lassen, sondern da ich die beste Gelegenheit gehabt habe aus zuverlässigen Quellen solche Aufschlüsse über Thatsachen zu bekommen, daß ich im Stande war,

mein

mein Urtheil darüber bey mir selbst festzusetzen, so habe ich mir die Freiheit genommen meine Meinung auszudrücken wie ich sie wirklich und ehrlich hatte, wobey ich jedoch dem Leser gern Freiheit lasse, für sich selbst zu urtheilen und zu entscheiden, wie es ihm am angemessensten scheinen möge.

Ich wünsche die Bemerkung noch einmal zu wiederholen, daß ich in dieser Geschichte mehr gesucht habe zu zeigen was die Indianer ehemals waren, als was sie jetzt sind. Die beyden großen Völkerschaften die Irokesen und Delawaren, sind jetzt nicht mehr dasselbe Volk wie ehemals. Die ersteren, von denen ihre Rivalen behaupten möchten, daß sie mehr dem Vieh als menschlichen Wesen ähnlich, und nur auf Ränke bedacht waren, sind jetzt durch ihr Verkehr mit den Weißen, ein arbeitsames und einigermaßen gesittetes Volk geworden; wenigstens gilt dieß von manchen unter ihnen, uud kommt vermuthlich daher, daß es ihnen ist vergönnet worden, so lange (in der That länger denn ein Jahrhundert) in demselben Landstriche wohnen zu bleiben und während die Engländer denselben besaßen, unter dem Schutz des Geschäfftführers in den Angelegenheiten der Indianer (Superintendant of Indian affairs); während letztere immer unterdrückt und verfolgt, immer beunruhigt und von Ort zu Ort getrieben worden sind, ohne je auf ein Dutzend Jahre hintereinander einen ruhigen Aufenthalt zu genießen; dabey hatten sie immer die niedrigste Classe der Weißen um und neben sich und keine Gelegenheit ihren wahren Charakter und die Talente womit sie die Natur begabt hat, zu entwickeln.

Mein

Mein langjähriger Aufenthalt unter diesen Nationen, bey einem ununterbrochnen vertraulichen Umgang mit ihnen ohne die mindeste Zurückhaltung, hat mich in den Stand gesetzt, sie genau kennen zu lernen so wie alles was zu den Sitten, Gewohnheiten, zu der Eigenthümlichkeit und Gemüthsart dieser Kinder der Natur gehört, ehe sie durch Europäische Laster verderbt wurden. Ich glaube also ein treues Gemälde von den genannten Gegenständen darstellen zu können, wenn ich nur auch hinlängliche Fähigkeit besäße, kräftig zu malen, aber das Talent gut zu *schreiben*, wird nicht in der Wildniß unter Wilden erworben! Ich habe mich indessen verbunden gehalten den Versuch zu machen, und habe ihn in den folgenden Blättern mit zwar ungeübter aber doch treuer Hand ausgeführt. Ich habe einen großen Theil meines Lebens unter diesen Völkerschaften zugebracht, und bin von ihnen allen mit gleichmäßiger Freundlichkeit und Gastfreiheit behandelt worden. Ich bin Zeuge ihrer Tugenden gewesen und habe ihre Güte erfahren. Sie haben mir eine Dankschuld auferlegt, die ich nicht besser abtragen kann, als indem ich dieses einfache ungeschmückte im Geist der Wahrheit und Aufrichtigkeit ausgeführte Gemälde der Welt übergebe. Ach! in wenigen Jahren vielleicht werden jene Völker von der Oberfläche der Erde gänzlich verschwunden seyn, und nicht mehr wird man sich von ihnen erinnern als, daß sie vorhanden waren, und unter die Barbaren gerechnet wurden, die ehemals dieses große Continent bewohnten. Es müsse denn wenigstens nicht gesagt werden, daß unter allen den Menschen von weißer und christlicher Abkunft,

auch

auch nicht ein Einziger gefunden wurde, der, sich erhebend über das Vorurtheil womit der Stolz auf Sittenbildung, die Ureinwohner dieses Landes umwölkt hat, es unternehmen wollte, ihren mancherley vortrefflichen Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und ihrem Andenken ein geringes schwaches Denkmahl zu errichten.

Ich schließe mit einigen für den Leser nöthigen Bemerkungen. Lenni Lenape ist der volksthümliche und eigentliche Name der Völkerschaft welche wir die "Delawaren" nennen, darum habe ich diesen Namen beybehalten, und der Kürze wegen nenne ich sie blos Lenape, wie sie dieß auch selbst in den meisten Fällen zu thun flegen. Die Bedeutung ihres Namens ist: Ursprüngliches Volk (original people) ein Menschengeschlecht welches noch eben dasselbe ist, was es anfänglich war, unverändert und unvermischt.

Diese Menschen (die Lenni Lenape) sind den westlichen, nördlichen und einigen von den südlichen Völkerschaften bekannt, und werden von ihnen angeführt unter dem Namen: Wapanachki welchen die Europäer in Apenaki, Openagi, Abenaquis *) und Abenakis **) umgestaltet haben. Alle diese Namen, wie verschieden sie auch geschrieben und wie unvollkommen sie auch von Schriftstellern verstanden seyn mögen, zeigen ein und dasselbe Volk an, die Lenape, welche durch jene zusammengesetzte Benennung bezeichnet werden als ein "Volk beym Aufgang der Sonne" oder wie wir sagen würden: Morgenländer (East

*) Colden.
**) La Hontan.

Digitized by Google

(East landers). Sie werden auch von beynahe 40 Indianischen Stämmen, welche wir Völkerschaften (nations) nennen, als der gemeinschaftliche Großvater anerkannt. Alle diese von dem nämlichen Ur-Stamm herkommenden Völkerschaften, erkennen einander als Wapenachki, welches also eine allgemeine Benennung derselben ist. Der Name Delawaren, welchen wir diesem Volke geben, kommt in ihrer Sprache nicht vor, und ich erinnere mich der Zeit recht gut, wo sie glaubten die Weißen hätten ihnen denselben zum Spott gegeben; sie söhnten sich aber damit aus, als ihnen gesagt wurde, es wäre der Name eines großen weißen Chief Lord de la War, welcher ihnen und dem Flusse ihres Landes wäre beygelegt worden. Da sie sich gern nach ausgezeichneten Männern benennen lassen, so hatten sie einige Freude hieran, weil sie es als ein Compliment aufnahmen.

Die Mahicanni sind mit so mancherley Namen *) belegt worden daß ich kaum wußte welchen ich annehmen und gebrauchen sollte, damit der Leser wüßte, welches Volk gemeynt sey. Loskiel nennt sie Mahikander welches dem rechten Namen Mahicanni am nächsten kommt, diesen habe ich denn natürlich angenommen.

Den Namen Nanticokes habe ich stehen lassen weil er allgemein in Gebrauch ist, eigentlich aber sollte er Nentico oder nach Englischer Aussprache Nantico heißen (Loskiel schreibt Nantikoks).

Die

*) Die Holländer nennen sie Mahikander, die Franzosen Mourigans und Mahingans, die Engländer Mohiccons, Mohegans, Muhheckanew, Schatikooks, River Indians.

Die Canai nenne ich wie sie eigentlich heißen. Sie sind dieselben welche wir Canais, Conois, Conoys, Canaways, Kanhawas, Canawese nennen.

Was die Fünf- oder Sechs Nationen betrifft, so habe ich sie mit verschiedenen Namen benannt, aber mit solchen die am meisten üblich und verständlich sind. Die Lenape hört man nie sagen: die "Sechs Nationen", und es ist selten daß sie sich einer andren Benennung bedienen, als Mengwe, die Mahikander nennen sie Maqua, und selbst die meisten Weißen nennen sie Mingoes. Ich nenne sie auch Irokesen (Iroquois) nach den französischen und einigen englischen Schriftstellern.

Die Wyandots oder Wyondots sind die nämlichen welche die Franzosen Hurons (Huronen) und zuweilen Guyandots nennen. Vater Sagard ein französischer Missionär der im 17ten Jahrhundert unter ihnen lebte, und eine Nachricht von seiner Mission, wie auch eine Art von Wörterbuch ihrer Sprache geschrieben hat, sagt ihr eigentlicher Name sey Ahouandâte wovon die englische Benennung Wyandots augenscheinlich ist abgeleitet worden.

Da es in der Sprache der Lenape und ihrer verwandten Stämme, so manche Wörter giebt, deren Laut man nicht wohl nach der Englischen Aussprache darstellen kann, so habe ich meistentheils bey diesen Wörtern die deutsche Art zu buchstabiren angenommen. Der ch, insbesondre vor einem Consonant, ist ein harter Kehlbuchstab, und wenn ein Engländer nicht die Aussprache des griechischen χ besitzt, wird er nicht im Stande seyn den Laut hervorzubringen, wie z. B. in den Wörtern chasquem (Welschkorn), chel-

Digitized by Google

cheltol (manche), ches (eine Haut), Chauchschisis (eine alte Frau) und viele andre mehr. In der Mitte der Wörter könnte man freylich zuweilen andre Buchstaben setzen, um die Aussprache zu erleichtern z. B. n'imachtak (Brüder) könnte auch geschrieben werden: nemaughtok, doch wird dieß nur selten den Zweck erreichen. Hier liegt vermuthlich der Grund, warum die meisten Englischen Schriftsteller, die Indianischen Namen so unrichtig geschrieben haben, weit mehr als die Französischen.

Die Delawaren haben weder ein r noch f noch v in ihrer Sprache, sie lernen indessen die Aussprache dieser Buchstaben leicht. Sie haben einen ihnen und andern Indianern eigenthümlichen Consonant, der zu den zischenden gehört, und welchen wir durch w ausdrücken. Er wird durch ein sanftes Zischen (whistling) ausgesprochen, und ist für das Ohr nicht unangenehm wenn er auch vor einem Consonant zu stehen kommt. Er hat in der Aussprache Aehnlichkeit mit dem Englischen wh in what doch nicht so gründet und voll, sondern mehr zischend. W vor einem Vocal wird wie im Englischen ausgesprochen.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Geschichtliche Ueberlieferungen der Indianer.

Die Lenni Lenape bewohnten (nach den Ueberlieferungen welche sie von ihren Vorältern empfangen haben) vor mehreren hundert Jahren ein weit entferntes Land, in dem westlichen Theil des Amerikaschen Continents. Aus irgend einem Grunde, über welchen ich weiter keinen Aufschluß finde, beschlossen sie gegen Osten hin zu wandern, und traten demzufolge den Zug mit ihrem ganzen Haufen an. Nachdem sie die Wanderung sehr lange fortgesetzt und manches Nachtlager *) auf dem Wege bezogen hatten, erreichten sie endlich den Namaesi Sipu **), wo sie auf die Mengwe ***) stießen, die gleichfalls aus einem entfernten Lande ausgewandert und etwas höher aufwärts zu eben diesem Fluß gelangt waren. Sie hatten mit den Delawaren gleiche Absicht; sie wan-

*) Ein Nachtlager (night's encampment) beziehen, bedeutet ein Jahr über an einem Orte still liegen.

**) Der Mississippi oder Fischfluß. Denn Namaes ist Fisch und Sipu bedeutet Fluß.

***) Die Irokesen oder FünfNationen.

Digitized by Google

wanderten auch nach Osten zu, bis sie ein Land finden würden, das ihnen gefiele. Die Kundschafter welche von den Lenape vorausgeschickt worden waren, um zu recognosciren hatten lange vor ihrer Ankunft entdeckt, daß das Land östlich vom Missisippi von einem sehr mächtigen Volke bewohnt würde, welches mehrere große Städte an den großen Flüssen welche das Land durchschnitten inne hätte. Dieses Volk nannte sich, (wie ich gehört habe) Talligen oder Talligewi. Der Obrist John Gibson, ein Mann der die Indianer gründlich kennt, und verschiedene ihrer Sprachen redet, ist indessen der Meynung daß sie nicht Talligewi sondern Alligewi hießen; und nach den Spuren welche von ihrem Namen in dem Lande noch übrig sind, scheint es wol, daß er Recht habe, denn der Allegheni Fluß so wie die gleichnamigen Gebirge sind ohne Zweifel nach ihnen benannt worden. Die Delawaren nennen ersteren noch immer Alligéwi Sipu das ist der Fluß der Alligewi. Wir haben, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Irokesischen Namen desselben angenommen, nämlich Ohio, welche Benennung die Franzosen wörtlich übersetzt hatten in La belle rivière der schöne Fluß *). Doch hat ein Arm des Flusses den alten Namen Allegheni behalten.

Manche seltsame Dinge werden von diesem berühmten Volke erzählt. Man sagt daß die Alligewi ausserordentlich groß und stark gewesen wären, ja man hat eine Sage, daß es unter ihnen Riesen gegeben habe,

*) Loskiel's Geschichte der Evangelischen Brüder-Missionen. Th. 1. Kap. 1. S. 8.

habe, von weit höherem Wuchse als der ansehnlichste unter den Lenape. Man behauptet daß sie sich regelmäßige Festungen und Verschanzungen erbauet hätten, von welchen sie auch Ausfälle zu thun pflegten, meistens aber zurückgetrieben wurden. Ich habe mehrere von den Festungswerken, welche von ihnen angelegt seyn sollen, gesehen, von denen zwey besonders merkwürdig waren. Das eine war nahe an der Mündung des Huron Flusses, welcher sich in den See St. Clair ergießt, und zwar auf der Nordseite dieses Sees, in einer Entfernung von etwa 20 Meilen nordöstlich von Détroit. Im Jahr 1786 war dieses Grundstück im Besitz und wurde bewohnt von einem Herrn Tucker. Die übrigen Werke, eigentlich nur Verschanzungen bestehend in regelmäßig aufgeworfenen Wällen oder Erddämmen mit einem tiefen Wasser-Graben an der Aussenseite, waren an dem Huronflusse, östlich vom Sandusky und etwa 6 bis 8 Meilen vom See Erie. Vor den Eingängen zu beyden diesen Verschanzungen, welche eine Meile von einander entfernt lagen, befanden sich mehrere breite flache Erhöhungen, in welchen, wie der Indianische Lootsen sagte, hunderte von erschlagenen Talligewi oder wie ich sie in der Folge mit dem Obristen Gibson nennen will, Alligewi, begraben lägen. Hr. Abraham Steiner der bey mir war als ich diese Vertheidigungswerke sah, machte eine sehr genaue Beschreibung davon, welche im Jahr 1789 oder 90 zu Philadelphia in irgend einem periodischen Werke, abgedruckt wurde.

Als die Lenape an den Ufern des Mississippi ankamen, schickten sie eine Botschaft an die Alligewi

und

und baten um Erlaubniß sich in ihrer Nachbarschaft niederlassen zu dürfen. Dieß wurde ihnen abgeschlagen, ihnen jedoch verstattet durch das Land hinzuziehen um sich weiter ostwärts Wohnsitze zu suchen. Sie fingen demnach an über den Missisippi zu setzen; als aber die Alligewi sahen daß ihrer so sehr viele waren, und wirklich bestanden sie aus mehreren Tausenden, so machten sie einen wüthenden Angriff auf diejenigen die schon über den Fluß gezogen waren, und droheten ihrem ganzen Haufen den Untergang, wenn sie es wagen würden, sich von dem Herüberkommen auf ihre Seite des Flusses nicht abhalten zu lassen. Die Lenape entrüstet über dieß verrätherische Betragen und über den Verlust der Mannschaft den sie erlitten hatten, übrigens aber auf einen Kampf nicht vorbereitet, berathschlagten was zu thun wäre, ob sie sich entweder so gut als es gehen wollte, zurückziehen oder ihre Stärke versuchen sollten um dem Feinde zu zeigen, daß sie keine Feigherzige sondern Männer wären, und einen viel zu hohen Muth besäßen, als sich wegjagen zu lassen ehe sie noch ihre Stärke versucht und sich überzeugt hätten, daß der Feind für sie zu mächtig wäre. Die Mengwe, welche sich bis dahin begnügt hatten entfernte Zuschauer abzugeben, erboten sich gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, unter der Bedingung daß sie nach Eroberung des Landes berechtigt seyn sollten, es mit ihnen in Gemeinschaft zu besitzen. Ihr Vorschlag wurde angenommen, und die beyden Völkerschaften faßten den Entschluß zu siegen oder zu sterben.

Da sie nun auf diese Weise ihre Macht vereinigt hatten, so erklärten die Lenape und Mengwe Krieg gegen die Alligewi; große Schlachten wurden geliefert, und manche Krieger fielen auf beyden Seiten. Der Feind befestigte seine großen Städte, und errichtete Vertheidigungswerke hauptsächlich an den größeren Flüssen, und in der Nähe der Seen, in welchen sie nach und nach von den Alliirten angegriffen und zuweilen bestürmt wurden. Ein Treffen fand Statt in welchem hunderte blieben, welche man nachher in Gruben verscharrte oder in Haufen zusammenlegte und mit Erde bedeckte. Quartier wurde nicht gegeben, so daß die Allegewi am Ende erkannten, ihr Untergang würde unvermeidlich seyn, wenn sie auf ihrem Sinn beharrten, weswegen sie den Eroberern das Land überließen und den Missisippi hinab flüchteten, von wo sie nie zurückgekehrt sind. Der Krieg der mit diesem Volke geführt wurde, dauerte mehrere Jahre während welcher die Lenape viele ihrer Krieger verloren, indem die Mengwe sich immer im Hintertreffen zu halten suchten, und es jenen überließen gegen den Feind voranzugehen. Zuletzt theilten die Eroberer das Land unter sich, die Mengwe wählten die Landstriche in der Nähe der großen Seen und der in sie sich ergießenden Ströme, die Lenape aber nahmen Besitz von dem südwärts gelegenen Lande. Während eines langen Zeitraums, einige sagen mehrere hundert Jahre lang, wohnten die beyden Völkerschaften friedlich in diesem Lande, und vermehrten sich sehr schnell; einige ihrer unternehmendsten Jäger und Krieger, wagten sich jenseits der großen Morä-

Digitized by Google

sie *), und da sie Ströme antrafen welche nach Osten zu flossen, folgten sie denselben abwärts bis an den Fluß der großen Bay **), und so bis zu der Bay selbst, welche wir Chesapeck nennen. Da sie ihre Züge theils zu Lande theils zu Wasser fortsetzten, zuweilen auf dem großen Salzwasser-See, wie sie das Meer nennen, so entdeckten sie den großen Fluß der bey uns Delaware heißt; und da sie von hier aus noch weiter östlich das Land Scheyichbi welches nun New Jersey heißt, erkundeten, gelangten sie zu einem zweyten großen Fluß, nämlich zu dem der jetzt der Hudson oder der nördliche Fluß genannt wird. Mit dem was sie wahrgenommen hatten sich begnügend, kehrten sie (oder einige von ihnen) nach langer Abwesenheit zu ihrem Volk zurück, und statteten von ihren gemachten Entdeckungen Bericht ab; sie beschrieben das Land welches sie entdeckt hatten, als reichlich versehen mit Wild und verschiedenen Arten von Früchten, die Flüsse als voll von Fischen, Schildkröten u. s. w. nebst einem Ueberfluß von Wasservögeln, und kein Feind wäre zu fürchten. Sie betrachteten dies alles als ein für sie glückliches Ereigniß, machten den Schluß, dieß wäre das von dem großen Geist ihnen bestimmte Land, und fingen an dahin zu wandern, doch anfangs nur in kleinen Haufen, um unterweges nicht durch Mangel

*) Die Glades, es ist so viel als: sie wagten sich über das Gebirge.

**) Nämlich den Fluß Susquehannah welchen die Indianer, von da an wo sich sein westlicher Arm mit dem Hauptstrom vereinigt, den Fluß der großen Bay "the great Bay river" nennen.

gel an Lebensmitteln in Verlegenheit zu gerathen, endlich aber ließen sie sich nieder an den vier großen Flüssen welche bey uns Delaware, Hudson, Susquehannah und Potomack heißen, und machten den Delaware, den sie Lenape wihittuck *) (d. i. der Fluß oder Strom der Lenape) nannten, zum Mittelpunct ihrer Besitzungen.

Ihren Aussagen nach erreichte indessen doch nicht ihre gesammte Nation dieses Land; manche blieben zurück zur Hülfe und Unterstützung der Hauptmasse ihres Volks welche den Namaesi Sipu noch nicht überschritten, sondern sich auf jener Seite in das Innere des Landes zurückgezogen hatte, als sie erfuhr wie diejenigen welche hinüber gegangen waren, empfangen worden wären, was sie wahrscheinlich auf die Gedanken brachte, daß sie sämmtlich von dem Feinde wären erschlagen worden.

Ihre Nation theilte sich endlich in drey verschiedene Volshaufen; der zahlreichste, welcher die Hälfte der ganzen Menge begriffen haben soll, ließ sich an den Küsten des Atlantischen Meeres nieder, die andre Hälfte aber theilte sich aufs neue, der eine ihrer Vermuthung nach stärkste Theil, blieb jenseits des Mississippi, der Rest aber da, wo jene andern sich von ihm trennten, an dieser Seite des Flusses.

Der

*) In der Sprache der Delawaren bedeutet "Hittuck" einen reißenden Strom, das Wort "Sipo" oder "Sipu" ist der rechte Name eines Flusses. Denn Hittuck hat die Bedeutung "Strom" nur wenn es am Ende eines andern Wortes steht und in einer Zusammensetzung gebraucht wird. Hittuck für sich allein bedeutet Baum.

Digitized by Google

Der Theil der Delawaren welcher an den Küsten des Atlantischen Meeres seinen Wohnsitz nahm, schied sich in drey Volksstämme. Zwey von diesen, durch die Benennung Schildkröte und Welscher Hahn unterschieden, indem der eine sich Unâmis der andre aber Unalachtgo nannte, wählten sich zu ihrer Ansiedlung den Strich Landes welcher der Küste am nächsten lag, zwischen der Küste nämlich und den hohen Gebirgen. Als sie zahlreicher wurden, dehnten sich ihre Niederlassungen aus von dem Mohikannittuck (d. i. Fluß der Mahikander welchen wir den nördlichen oder den Hudsonfluß nennen) bis jenseits des Potomack. Manche Familien mit ihren Angehörigen, welche für sich allein zu leben wünschten, zerstreueten sich in dem Lande nicht blos längs den größeren sondern auch längs den kleineren Flüssen, errichteten Städte und Dörfer, in welchen sie als abgesonderte Körperschaften wohnten in deren jeder ein Oberhaupt "chief" seinen Sitz hatte. Diese Oberhäupter aber waren durch freye Wahl, die einzige Art der Unterwürfigkeit welche die Indianer kennen, den allgemeinen Oberhäuptern oder der großen Rathsversammlung der Nation untergeordnet, und benachrichtigten diese von Amtswegen von allen ihnen bekannt werdenden Vorfällen und Umständen die für das allgemeine Interesse von Wichtigkeit waren. Der dritte Volksstamm, der Wolf, gewöhnlich Minsi genannt, welches wir in Monseys entstellt haben, hatte es erwählt im Rücken der beyden übrigen Stämme zu wohnen, und machte eine Art von Schutzwehr für sie aus, indem er auf die Bewegungen der Mingwe Acht gab, und auf den Fall eines Bruches

mit ihnen, zur Hand war. Die Minsi wurden für die kriegerischsten und thätigsten unter den Lenape gehalten. Sie dehnten ihre Wohnsitze aus von dem Minisink, ein Ort der nach ihnen benannt ist, wo sie ihre Versammlung und ihr Feuer hatten, östlich ganz bis an den Hudson herauf, und westlich oder südwestlich weit über die Susquehannah hin. Ihre nördlichen Grenzen sollen ursprünglich die Quellen der großen Flüsse Delaware und Susquehannah gewesen seyn, ihre südliche Grenze aber die Hügelreihe, welche in NewJersey unter dem Namen Muskanecun und in Pensylvanien unter dem von Lehigh Coghnewago ꝛc. bekannt ist. Innerhalb dieser Grenzen waren ihre vorzüglichsten Niederlassungen, und selbst noch bis zum Jahr 1742 hin hatten sie eine Stadt mit einem großen Pfirschenbaumgarten in dem Bezirk, wo nachher Nazareth in Pensylvanien ist erbauet worden; eine andre am Lehigh dem westlichen Arm des Delaware, und noch andre jenseits der blauen Bergkette, die Ansiedelungen einzelner hie und da zerstreuter Familien nicht mitgerechnet.

Von den oben genannten drey Stämmen, der Unamis, Unalachtgo und der Minsi, welche zusammen die Masse des Volks welches wir die Delawaren nennen ausmachten, waren im Laufe der Zeit mehrere andre entsprungen, die um desto besser zu wohnen, sich selbst entfernte Landstriche zu ihren Niederlassungen erwählten, und so wie sie zahlreicher wurden sich selbst Namen beylegten oder sie von andern empfingen. Diese Namen, gewöhnlich von einfachen Gegenständen der Natur, oder von etwas Auffallenden

und

und Ungewöhnlichen abgeleitet, führten sie fort, auch nachdem sie aufgehört hatten passend zu seyn, wenn sie nämlich in Gegenden zogen, wo die Dinge, nach welchen sie waren benannt worden, nicht gefunden werden; so bildeten sie abgesonderte und unterschiedene Stämme, doch verläugneten sie ihre Abkunft nicht, sondern behielten ihre Zuneigung für den Mutterstamm bey, waren selbst stolz darauf Großkinder desselben zu heißen.

Dieß war der Fall mit den Mahicanni oder Mahikandern im Osten. Diese Völkerschaft war durch Zwischenheirathen ein abgesonderter Volkshaufen geworden, hatte zwey Sprachen mit einander vermischt und daraus eine eigenthümliche Mundart gebildet: ihnen gefiel es getrennt von andern zu wohnen, und so setzten sie über den Hudson, welchen sie nach dem von ihnen angenommenen Namen Mahicannituck nannten, und verbreiteten sich über den ganzen Landstrich der nun das Gebiet der östlichen Staaten ausmacht. Neue Volksstämme entsprangen wieder von diesen, und nahmen auch verschiedene Namen an, doch trennten sie sich immer noch nicht von dem Mutterstamm, sondern erkannten den Namen der Lenni Lenape für ihren Großvater: endlich fanden die Delawaren gut ihr Versammlungshaus für diese ihre Enkel zu erweitern, damit sie zu ihrem Feuer kommen d. i. ihren Rath benutzen, wie auch ihre Familien-Verbindungen unterhalten und im Bunde mit ihnen bleiben möchten.

Ungefähr dasselbe fand auch Statt in Ansehung einer andern Abtheilung der Lenape Naticokes genannt, welche sich mit ihren Abkömmlingen weit nach

Sü-

Süden in Maryland und Virginien begeben hatte; ihr Großvater (die Delawaren) dehnten ihr Versammlungshaus (council house) bis an den Potomack aus, gerade so und aus den nämlichen Ursachen wie es in Ansehung der Mahikander geschehen war. Indessen hatten die Mengwe, die sich anfänglich an den Ufern der großen Seen in ihrer Nachbarschaft niederließen, beständig eine Anzahl von Canoes bereit gehalten, um sich auf dem Fall daß die Alligewi zurückkehrten, retten zu können; und da ihre Zahl auch zunahm, hatten sie sich mit der Zeit weiter ausgebreitet und sich unterhalb der Seen längs dem Lorenzofluß angesiedelt, so daß sie nun die nördlichen Nachbaren der Lenape-Stämme geworden waren.

Diese Mengwe fingen nun an mit einem eifersüchtigen Auge auf ihre Nachbaren in Süden hinzusehen, sie fürchteten die zunehmende Macht derselben, und daß sie von ihnen aus dem Besitz des Landes welches sie inne hatten vertrieben werden möchten. Um solchem Uebel bey Zeiten zu begegnen, suchten sie anfänglich Unruhen und Streitigkeiten zu erregen, welche in der Folge zu Kriegen zwischen entfernten Stämmen und den Lenape Anlaß geben könnten, sie ermordeten zu dem Ende verstohlner Weise bald auf dieser bald auf jener Seite einige Leute, und suchten den beleidigten Theil auf die Vermuthung zu leiten, daß diese oder jene besondre Völkerschaft oder ein Stamm derselben die Beleidigung zugefügt hätte: als sie nun hierin ihre Absicht wirklich erreichten, schlichen sie sich in das Gebiet der Lenape und deren Bundesgenossen, überfielen sie häufig in ihren Lagerplätzen wenn sie auf der Jagd waren, bezingen auch

mit

mit unter Mordthaten und entflohen mit dem Geraubten. Freilich sahen sie ein, daß sie dieß Betragen nicht lange würden fortsetzen können, ohne entdeckt zu werden, und deswegen bedienten sie sich noch andrer hinterlistiger Mittel wodurch sie es wirklich erreichten, Stamm gegen Stamm und Volk gegen Volk aufzubringen. Da jeder Stamm oder jede Nation ein besondres Merkzeichen auf ihren Streitkolben führt, welches bey andern nicht üblich ist, und es sich daher wenn etwa ein solcher Streitkolben neben der Leiche eines Erschlagenen gesehen wird, sogleich entdeckt, von welchem Stamm oder welcher Nation der Angriff ist gemacht worden; so ließen die Mengwe einen Streitkolben wie die Lenape zu führen pflegen, in dem Lande der Cherokees zurück, wo sie absichtlich einen Mord begangen hatten, und da nun die Cherokees naturlicherweise vermutheten, die That müsse von den Lenape verübt seyn, so fielen sie unerwartet über diese her, welches einen blutigen Krieg zwischen den beyden Nationen veranlaßte. Endlich wurde indessen die Verrätherey der Mengwe entdeckt, und nun beschlossen die Lenape eine auffallende Rache an ihnen zu üben, indem sie wirklich mit nichts Geringerem umgingen, als diese betrügerische Menschenbrut gänzlich auszurotten *). Man wußte überdieß von ihnen daß sie Menschenfleisch äßen **) und Men-

*) Loskiel Th. 1. Kap. 10. S. 163.

**) Der Prediger C. Pyrläus, ein Zögling Conrad Weiser's von welchem er die Sprache der Mohawk erlernte, in der Folge als Missionär an dem Mohawk-Fluß angestellt, macht in einem handschriftlichen Werke, welches zwi-

Menschen mordeten in der Absicht sie zu verzehren, weswegen auch die Lenape sie nicht als ein reines Volk oder als vernünftige Wesen, sondern vielmehr als ein Gemisch von menschlicher und thierischer Rasse betrachteten.

Der

zwischen 1742 und 1748 geschrieben worden, auf der 235ten Seite folgende Anmerkung, die ihm (dem Inhalte nach) von einem angesehenen Oberhaupt jener Nation war mitgetheilt worden: "die FünfNationen aßen ehedem Menschenfleisch, sie aßen einmal den ganzen Körper eines königl. französischen Soldaten auf, sie sprechen: Eto niocht ochquari, d. h. Menschenfleisch schmeckt wie Bärenfleisch. Sie sagen gleichfalls: die Hände kann man nicht wohl essen, sie sind yozgarat, bitter".

Bejahrte Canadier aus dem französischen Gebiet haben mir vor vielen Jahren, als ich zu Détroit war, erzählt, daß sie häufig gesehen hätten, wie die Irokesen, das Fleisch der in der Schlacht Getödteten verzehrten, und daß dieß namentlich geschehen sey in dem Kriege zwischen den Franzosen und Engländern welcher gewöhnlich der Krieg von 1756 heißt.

Als am 6ten Jul. 1742 über einen Friedens-Vertrag im Hause des Eigenthumsherrn (Proprietor's house) zu Philadelphia unterhandelt wurde, erschien keiner von der Seneca Nation; da nach der Ursache dieses Ausbleibens gefragt wurde, erhielt man zur Antwort, eine Hungersnoth herrschte in ihrem Gebiet, und ein Vater hätte sich genöthigt gesehen, zwey seiner Kinder zu schlachten, um die übrige Familie beym Leben zu erhalten. "S. Colden's History of the Live Nations part. II. pag. 62. und die Acten jener Unterhandlung gedruckt zu Philadelphia von B. Franklin 1743. p. 7. in der Sammlung der Verträge mit den Indianern, welche sich in der Bibliothek der Amerikanischen Societät der Wissenschaften befindet.

Der nun öffentlich gegen die Mengwe erklärte Krieg, wurde mit Kraft fortgeführt, bis diese endlich einsahen, daß sie es mit einem so mächtigen Feinde wie die Lenape, die in zahlreichen Verbindungen ständen, bereit sich mit ihnen zu vereinigen sobald es die Noth erforderte, nicht aufnehmen könnten, weshalb sie auf den Plan verfielen, ein Bündniß unter sich zu schließen wodurch alle verpflichtet wurden gemeinschaftliche Sache zu machen, und dem gemeinsamen Feind mit vereinigter Macht entgegen zu gehen, nicht aber zu dulden, daß wie sie damals erwarten mußten, von ihren Stämmen einer nach dem andern aufgerieben würde welches am Ende den Untergang ihrer Gesammtheit herbeyzuführen drohe. Bis zu dieser Zeit nämlich hatte jeder Stamm der Mengwe unabhängig von den übrigen für sich gehandelt, auch waren sie nicht geneigt sich einer allgemeinen Oberherrschaft welche ihre schlechten Absichten hintertreiben möchte, zu unterwerfen, denn bis dahin konnte jeder einzelne Stamm und selbst konnten einzelne aus einem Stamm, durch muthwillig verübte Feindseligkeiten die Friedlicheren unter ihnen in Krieg und Blutvergießen verwickeln wie das hauptsächlich von Seiten der Seneca als den unruhigsten unter Allen, geschehen war, und wenn gleich die Lenape ihre Macht hauptsächlich gegen die Anstifter der Feindseligkeiten gerichtet hatten, so wurde dadurch doch die Masse des Volks geschwächt, um so mehr sahen sie die Nothwendigkeit ein, bessere Anordnungen und ein besseres Regiment zu Stande zu bringen *).

Diese

*) Loskiel Th. I. Cap. 1.

Diese Verbündung fällt in die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts *). Die allerblutigsten Kriege wurden nachher lange Zeit hindurch zwischen den verbündeten Irokesen und den Delawaren nebst ihrem Anhange geführt, und die Lenape behaupten daß sie gemeiniglich die Oberhand behielten. Während diese Kriege immer noch mit Lebhaftigkeit fortgeführt wurden, landeten die Franzosen in Canada, und es dauerte nicht lange so geriethen sie mit den nun vereinigten Fünf Nationen oder Stämmen in Krieg, da letztere nicht geneigt waren den Franzosen zu gestatten sich in ihrem Lande festzusetzen. Am Ende erkannten die Irokesen, daß sie nun zwischen zwey Feuer gekommen wären, und wenig Aussicht hätten, die Lenape durch Gewalt der Waffen zu überwinden, daß es nothwendig für sie seyn würde sich mit ihren Familien von den Ufern des Lorenzo in das Innere des Landes zurückzuziehen wo die Franzosen sie nicht so bald erreichen könnten, und ersannen daher eine Kriegslist, durch welche, wenn sie glücken sollte, sie sich schmeichelten, nicht nur den Frieden mit den Le-

*) Der Prediger C. Pyrläus sagt in dem oben angeführten handschriftl. Werke S. 234: die Allianz oder Verbündung der Fünf Nationen kam zu Stande, so weit man muthmaßen kann, ein Menschenalter (oder so lange ein Menschenleben dauert) ehe die weißen Leute (die Holländer) in das Land kamen. Thannawage war der Name der besahrten Indianer, vom Stamme Modäwi, der zuerst den Vorschlag zu einem solchen Bündnisse that. Die Namen der übrigen Oberhäupter, die damals zusammentraten nennt das Manuscript auch, und setzt hinzu, daß das Andenken an diese Namen für immer dadurch erhalten werden sollte, daß in jeder der Nationen beständig eine Person mit derselben benannt werden mußte.

Lenape sondern auch mit den ihnen anhängenden übrigen Stämmen sich versichern zu können, so daß sie dann nur noch gegen einen einzigen Feind (die Franzosen) zu kämpfen haben würden.

Der Plan hierzu war recht arglistig angelegt, und lief darauf hinaus die Lenape und ihre Bundesgenossen, nicht nur ihrer Macht, sondern auch ihres kriegerischen Ruhms, durch welchen sie vor allen übrigen Indianer-Nationen ausgezeichnet waren zu berauben. Sie sollten nämlich beredet werden sich des Gebrauchs der Waffen zu begeben, und das Amt der Vermittler und Schiedsrichter unter ihren kriegerischen Nachbarn zu übernehmen. Man wollte sie nach der Sprache der Indianer zu Weibern machen *). Man muß hier bemerken, daß bey diesen Völkerschaften kein Krieg zu Ende gebracht wird ohne die Dazwischenkunft des schwächeren Geschlechts. Wie sehr auch die Männer des Kämpfens müde seyn mögen, so fürchten sie doch für Feigherzige gehalten zu werden, wenn sie einen Wunsch nach Frieden zuerkennen geben würden. Es schickt sich, sagen sie, für einen Krieger nicht, mit der blutigen Waffe in der Hand, Worte des Friedens zum Feinde zu reden. Er muß bis ans Ende einen entschlossenen Muth und eben so viel Bereitwilligkeit zum Kampfe zeigen als zu Anfang des Streits. Es ist auch nicht angemessen, sagen sie ferner, mit demselben Othem zu drohen und zu flehen, den Friedensgürtel in der einen und den Tomahawk in der andern Hand zu halten. Was Männer reden und thun, sollte aus einem Stücke seyn, entweder alles

*) Loskiel 1. 10. S. 161.

alles gut oder alles böse, denn dieß ist bey ihnen ein unumstößlicher Grundsatz auf welchen sie bey allen Gelegenheiten zurückkommen, daß das Gute mit dem Bösen nicht zusammen wohnen kann. Sie halten auch dafür, ein Vertrag durch Drohungen oder durch Gewalt zu Stande gebracht, können keine verbindende Kraft haben. Bey solch einer Denkungsart würde ein Krieg unter den Indianern nie eher aufgehört haben, als nach Vertilgung der einen oder der andern Partey, wenn nicht das zärtere und mitleidige Geschlecht dazwischen getreten, und durch rührende Reden die entflammten Kämpfer bewogen hätte ihre Streitärte zu begraben und Frieden mit einander zu schließen. Bey solchen Gelegenheiten waren sie (die Weiber) äußerst beredt, pflegten mit vielem Gefühl den auf beiden Seiten erlittenen Verlust zu beklagen, da sich vielleicht keiner von den Kriegern fände, der nicht einen Sohn, einen Bruder oder einen Freund verloren hätte. Sie machten dann eine Beschreibung von dem Kummer der verwittweten Frauen, und besonders der kinderlosen Mütter. Sie stellten vor: willig ja selbst freudig hätten sie erduldet die Schmerzen der Geburtsstunde, die ängstlichen Sorgen während des Fortschreitens der Söhne von dem Kindes bis zum Mannesalter, wie grausam aber wäre es nun für sie, nach allen diesen Beschwerden die hoffnungsvollen Jünglinge die sie mit so großer Sorge erzogen hätten als Opfer der Kriegswuth und als Beute eines hartherzigen Feindes fallen sehen zu müssen; sehen zu müssen wie sie auf dem Schlachtfelde erschlagen, oder als Gefangne durch verlängerte Martern unter den fürchterlichsten Qualen zu Tode gebracht wür-

würden. Die Vorstellung von solchen Scenen mache daß sie ihr Daseyn verwünschten, und vor dem Gedanken Kinder zu gebähren zurückschauderten. Dann pflegten sie die Krieger bey allem was ihnen theuer wäre zu beschwören, Mitleiden zu haben mit dem Jammer ihrer Weiber und hülflosen Kinder, ihr Gesicht noch ein mal nach ihrer Heimath nach ihren Familien und Freunden umzukehren, das Unrecht was sie einer von den andern erlitten hätten zu verzeihen, die mordenden Waffen abzulegen und mit einander die Friedens = und Freundschaftspfeife zu rauchen. Von beyden Seiten wären nun hinlängliche Beweise des Muths gegeben worden; die mit einander streitenden Nationen wären an Edelmuth und Tapferkeit einander gleich, und sie müßten nun diejenigen auch als Freunde umarmen, die sie als Feinde achten gelernt hätten." — Reden dieser Art blieben selten ohne die beabsichtigte Wirkung, und dieser ehrenvolle Beruf, den Frieden zu stiften brachte die Frauen in eine Lage der es keinesweges an Würde fehlte. Sonach würde es denn keine Schande, es würde vielmehr für ein mächtiges Volk dem nicht der geringste Mangel weder an Muth noch an Macht zugeschrieben werden könnte, eine Ehre seyn, einen solchen Beruf zu übernehmen, und dadurch das Werkzeug ja das einzige Mittel zu werden, den allgemeinen Frieden zu erhalten, und das Indianische Volk vor gänzlicher Vertilgung zu sichern.

Von dieser Art waren die Gründe, welche die hinterlistigen Mengwe den Lenape vorhielten um sie in die Schlinge, die sie ihnen bereitet hatten, zu ziehen. Sie hätten sagten sie ihre critische Lage gründ-

gründlich erwogen, und es bliebe ihnen keine andre Auskunft, als daß irgend ein edelmüthiges Volk die Rolle und den Stand des "Weibes" übernähme. Einem schwachen und verächtlichen Stamme könne solch ein Beruf nicht übertragen werden, ein solcher würde kein Gehör finden; die Lenape aber und ihre Bundesgenossen würden hinlänglichen Einfluß haben und Achtung gebieten. Als Männer wären sie gefürchtet worden; als Weiber würden sie geehrt und geachtet werden, Niemand würde so kühn oder so schlecht seyn sie anzugreifen oder zu beleidigen; sie würden als Weiber ein Recht haben sich in alle Streitigkeiten andrer Nationen zu mischen, und verhüten oder verhindern können daß kein Indianisches Blut mehr vergossen würde. Sie ersuchten sie deßhalb, dem Namen und der That nach "Weiber" zu werden, ihre Waffen und alle kriegerische Auszeichnungen abzulegen, sich dem Ackerbau und andern friedlichen Geschäfften zu widmen, und so die Erhaltung des Friedens und der Eintracht unter den Nationen zu vermittlen.

Die Lenape gaben zu ihrem Unglück der Stimme ihrer Feinde Gehör. Sie wußten, daß es nur zu wahr wäre, daß die Indianischen Nationen aufgereizt durch ihre eignen ungezügelten Leidenschaften wie auch nicht wenig durch ihre Europäischen Nachbaren auf dem Wege wären eine die andre zu vertilgen. Sie glaubten, die Mengwe meynten es aufrichtig, und ihr Vorschlag habe keinen andern Zweck als die Erhaltung des Indianer Volks. In einer unglücklichen Stunde willigten sie ein, und übernahmen es "Weiber" zu werden. Diese Einwilligung wurde mit gro-

ßer

Digitized by Google

ßer Freude aufgenommen. Es wurde ein Fest veranstaltet in der Absicht diese neue Ordnung der Dinge bekannt zu machen und zu befestigen. Unter passenden Ceremonien, welche Loskiel ausführlich beschrieben hat, wurden die Delawaren in ihr neues Amt eingesetzt, beredte Vorträge wurden gehalten, und wie gewöhnlich mit Wampum Gürteln begleitet. Der große Gürtel des Friedens, und die Kette der Freundschaft wurden (nach der bildlichen Sprache der Indianer) dem neuen Vermittler auf die Schultern gelegt, und das eine Ende derselben sollte von allen Indianer Völkern das andre aber von den Europäern festgehalten werden. Die Lenape sagen, daß die Holländer bey dieser Feyerlichkeit zugegen waren, und keinen unbedeutenden Antheil an der Intrigue nahmen *).

Die bejahrten und verständigen Mahikander deren Vorältern das Land an der Ostseite des nördlichen Flusses bewohnten, gaben vor vielen Jahren, den folgenden Bericht von der oben angeführten Unterhandlung. Sie sagten: ihr Großvater (die Lenni Lenape) und die ihnen anhängenden Stämme, waren so genau unter einander verbunden, daß wenn irgend einer von diesen, von irgend einer Völkerschaft angegriffen wurde, dieß nicht anders war als ob sie sämmtlich wären angegriffen worden; denn alle pflegten in einem solchen Fall zusammenzutreten und gemeinschaftliche Sache zu machen; daß das lange Haus das Haus der Rathsversammlung (council house) aller derer die von einem Blute stammten und zu dieser Verbündung gehörten, sich ausdehnte von dem Punct den die Fluth in einiger Entfernung von dem Ort

*) Loskiel 1. Kap. 10. S. 162.

Ort wo nun Gaaſchtinich (Albany) ſteht, erreicht bis zu dem Punct wohin ſie ſich im Potomack erſtreckt. Daß an jeder Seite dieſes Hauſes eine Thür war zu welcher die Nationen hereingehen konnten. Daß die Mengwe in keiner Verbindung mit denen ſtanden die Zutritt zu dieſem Hauſe hatten, ſondern als Fremde betrachtet wurden. Daß die Lenape mit den Mahikandern und allen ihnen anhängenden Stämmen im Begriff waren die Fünf Nationen zu vertilgen, als dieſe ſich an den Dutchemann (Holländer) der damals eine Niederlaſſung zu oder bey Gaaſchtinick anlegte, wandten, damit er ihnen helfen möge, einen Frieden mit den Lenape zu Stande zu bringen. Daß demzufolge die neuen Ankömmlinge, die Lenape und Mahikander zu einer großen Rathsverſammlung einluden, an einem Orte, der nicht weit von dem jetzigen Albany lag, und welcher nachher von den weißen Leuten Nordmannskill iſt genannt worden. Daß ſie, nachdem ſie am Ende durch vereinigtes Anhalten und ſchöne Reden, den Lenape die Streitart aus den Händen gewunden hatten, dieſe Waffe zu Gaaſchtinick begruben, und ſagten, ſie wollten eine Kirche über der Stelle erbauen, damit man nie wieder zu der Art möge kommen können, wenn man nicht die ganze Kirche aufhöbe, und wer dieß zu thun wagen würde an dem würde der Dutchemann Rache nehmen. Daß darauf, nachdem es den Mengwe gelungen war, den Händen der Lenape die Streitart zu entwinden, jene Ceremonie ihnen "das Amt der Weiber" zu übertragen Statt fand, indem die Mengwe erklärten ſie würden die Lenape künftig ihre Vettern, die Mahikander aber ihre Enkel nennen. Die Mahikander

ſagen

sagen ferner, daß es Furcht war wodurch der Dutchemann (die Holländer) bewogen wurde den Fünf Nationen zur Erlangung des Friedens behülflich zu seyn, weil in der Gegend wo sie damals ihre Niederlassung anzulegen beschäfftigt waren, zahlreiche Haufen von Kriegern hin und her zu ziehen pflegten, so daß sie es nicht vermeiden konnten in ihrem Unternehmen gestört und beschwert wol gar zu Grunde gerichtet zu werden, weil damals ihr Kampf mit großer Wuth geführt und kein Quartier gegeben wurde. Daß die weißen Leute durch die Beförderung dieses Friedens etwas zu Stande gebracht hätten, was keiner andern Nation würde möglich gewesen seyn, und daß hiedurch von ihnen der Grund zu der nachherigen Größe ihrer Freunde der Irokesen wäre gelegt worden, insofern auch die Engländer nachdem sie zum Besitz des Landes gelangt wären, dieselbe Politik in Ansehung derselben befolgt hätten. So weit die Tradition der Mahikander.

Nach möglichst genauer Bestimmung der Zeit in welcher die Fünf Nationen jenes Bündniß schlossen, fährt der Prediger C. Pyrläus in seinen Anmerkungen auf folgende Weise fort: Zufolge meines Gewährsmannes Sganarady, eines bejahrten glaubwürdigen Indianers, war sein Großvater einer von den Deputirten gewesen, die mit dem Auftrage das Bündniß mit den weißen Leuten zu schließen, waren abgeordnet worden; sie versammelten sich an einem Ort, der in der Folge Nordman'skill ist genannt worden; etwa 4 Meilen unterhalb der Stelle wo nachher Albany erbaut wurde; und hier wurde dieß Freundschaftsbündniß zuerst zu Stande gebracht und die

Mohawk spielten bey der Abschließung desselben eine sehr thätige Rolle.

Durch diese drey besonderen Angaben der Lenape, der Mahikander, der Mohawks so wie sie C. Pyrläus anführt, scheint bündig bewiesen zu werden, daß die Holländer schon in diesem Lande waren, als die Lenape sich überreden ließen die Rolle des Weibes zu übernehmen, und daß die Holländer an dieser Unterhandlung Antheil hatten, und wo nicht die Urheber doch die Beförderer derselben waren. Von den Holländern wurde die große Rathsversammlung unweit Albany zusammenberufen; der Tomahawk wurde damals tief unter die Erde begraben, und es wurde mit der Rache der Holländer gedroht, wenn jemand ihn je wieder hervorziehen würde. Der Freundschaftsgürtel wurde den unglücklichen Delawaren auf die Schultern gelegt, und sollte an dem einen Ende von den Fünf Nationen an dem andern von den Europäern festgehalten werden: dieß alles weist so sehr auf Europäische Intrigue hin, daß es unmöglich ist nicht den Schluß zu ziehen, daß die Europäer dieses Mittel ergriffen um die Macht der Delawaren und ihrer Anhänger welche sie fürchteten, unschädlich zu machen, und den Einfluß der Irokesen mit denen sie im Bunde waren, zu verstärken.

Die Irokesen haben es geleugnet, daß diese arglistigen Ränke jemals Statt fanden, und sagen daß sie die Delawaren in offner Feldschlacht überwanden, und sie mit Gewalt nöthigten "Weiber" zu werden d. i. sich die größte Demüthigung welche einem muthigen und kriegerischen Volke jemals angethan werden kann, gefallen zu lassen; eine Demüthigung nicht etwa

etwa vorübergehend wie die welche die Römer erfuhren als sie von den Sabinern gezwungen wurden unter den Caudinischen Gabeln durchzugehen, sondern eine fortwährende Beschimpfung welche ihnen, so lange sie eine Nation waren, anhängen mußte. Wenn diese Behauptung gegründet wäre, so würden die Lenape und ihre Bundesgenossen, welche wie alle übrige Indianer, keinen Vertrag, der durch irgend eine Art von Zwang zu Stande gebracht wird, für bindend halten, dieß nicht länger erduldet haben, als bis sie im Stande gewesen wären, ihre Streitkräfte zu sammeln, und über ihre Feinde herzufallen; lange vor dem Jahr 1755 hätten sie gethan, was sie endlich um diese Zeit thaten, wo sie sich mit den Franzosen in den Kriegen gegen die Irokesen und die Engländer vereinigten, hätten aber nicht länger als ein Jahrhundert geduldig gewartet, ehe sie wegen einer so entsetzlichen Beleidigung Rache nahmen. Ihre Zahl, in welcher sie ihren Feinden unter den Indianern anerkannt überlegen waren, und die große Ausdehnung ihres Gebiets boten ihnen hinlängliche Mittel dar, Feindseligkeiten anzufangen wenn sie dieß für gut gehalten hätten, dagegen aber lebten sie in Frieden mit den Irokesen und den Europäischen Bundesgenossen derselben, bis auf jenen entscheidenden Krieg, wodurch die Franzosen mit einem Male alle ihre weitläuftigen Besitzungen auf dem festen Lande von Amerika verloren.

Außer diesen positiven Beweisen könnte man für diese Sache noch die stärksten negativen Zeugnisse beybringen. Die Irokesen sagen freilich daß sie die Delawaren und die Bundesgenossen derselben überwan-

den, und sie nöthigten Weiber zu werden; es gibt aber von den besondern Umständen dieser wichtigen Begebenheit keine Ueberlieferung bey ihnen. Weder Hr. Pyrläus noch Hr. Zeisberger welche beyde unter den Fünf Nationen lebten, und ihre Sprache wohl verstanden, konnten irgend einen besondern Umstand über diese behauptete Unterjochung, von ihnen erfahren; sie hätten doch aber müssen sagen können, wie es damit zuging; ob durch eine entscheidende Schlacht, oder durch mehrere auf einander folgende Treffen; zu welcher Zeit, und an welchem Ort oder an welchen Oertern diese Treffen, wo wenigstens der letzte Kampf Statt gefunden habe; was für Völkerschaften im Kampf begriffen waren; wie die Anführer oder Oberhäupter hießen; wie viele an beyden Seiten blieben, und mehrere andre Thatsachen womit die Wahrheit ihrer Behauptung hätte bewiesen werden können. Der gänzliche Mangel aber an allen solchen Nachrichten scheint mir aufs stärkste gegen sie zu streiten, und die Aussagen ihrer Gegner zu bekräftigen.

Die Delawaren sind der Meynung daß dieser Entwurf der Fünf Nationen, wie arglistig auch und wie sehr auch auf ihren wesentlichen Nachtheil berechnet, ihnen dennoch nicht sehr entgegen gewesen seyn, sondern im Gegentheil ihr Interesse als Nation befördert haben würde, wenn die Europäer nicht nachher in so großer Anzahl ins Land gekommen wären, und so schnell an Menge zugenommen hätten als dieß wirklich der Fall war. Ihre Neutralität würde nämlich die Vermehrung ihrer Volksmenge sehr begünstigt haben, während die Zahl der übrigen Indianischen Völkerschaften durch die beständigen Kriege unter einander

ander vermindert worden seyn würde. Zu ihrem Unglücke aber geschah es daß die Europäer in dem Lande welches sie inne hatten, und welches jetzt die Mittleren Staaten begreift immer weitere Fortschritte machten, und so wie sie vom Atlantischen Meere vordrangen die Lenape und ihre Bundesgenossen vor sich her trieben und das Land derselben in Besitz nahmen; während indessen die Irokesen, deren Gebiet sich gerade in der Nachbarschaft von Canada zwischen den Franzosen und den Engländern die häufig mit einander Krieg führten, befand, zwar an der französischen Nation einen Feind hatten, aber auch starke Beschützer in den Engländern fanden, welche sie als einen Damm gegen ihre Feinde betrachteten, und auch in sofern sie das zahlreichste (fremde) Volk waren, ihnen am ersten Schutz zu gewähren vermochten; so hatten diese Ruhe sich zu vermehren und mächtig zu werden, während die Lenape, ohne ein befreundetes Volk in der Nähe (die Franzosen waren damals zu weit entfernt) ganz von ihren Englischen Nachbaren abhängig wurden, welche indem sie sich in ihrem Lande schnell ausbreiteten, sie nach und nach zerstörten, und so unter Mitwirkung noch andrer Umstände, zuletzt beynahe ihre gänzliche Vernichtung bewirkten. Unter diesen Umständen darf das hinterlistige Betragen der Fünf Nationen als der hauptsächlichste angesehen werden. Ehe diese außerordentliche Umwandlung Statt fand, daß eine große und mächtige Völkerschaft, in einen Haufen wehrloser Weiber umgeändert wurde; war es den Irokesen nie erlaubt worden die Lenape zu besuchen, auch wenn sie im Frieden mit einander lebten. Ließ sich ein Mengwe in ihrem Gebiete

biete sehen, so wurde auf ihn wie auf ein Raubthier Jagd gemacht, und es war einem jeden erlaubt ihn zu tödten. Nun aber konnte der Weib. gewordene Lenape in Uebereinstimmung mit der ihm übertragenen Rolle und Verbindlichkeit, von dem Mordgewehr keinen Gebrauch machen, mußte sich vielmehr aller Gewaltthätigkeit gegen menschliche Wesen enthalten. So fanden also seine ehemaligen Feinde keine Schwierigkeit, unter allerley Vorwänden sein und seiner Bundesgenossen Land zu durchziehen, und hie und da einige von den Ihrigen zurückzulassen um so lang es ihnen gefiel zu bleiben, in der Absicht, wie sie sagten, das gute Einverständniß zu befördern und zur Erhaltung des allgemeinen Friedens behülflich zu seyn. Indem sie aber die Lenape mit Schmeichelreden unterhielten, legten sie es darauf an, sie mit ihren Nachbaren in Weitläuftigkeiten zu verwickeln und dadurch ihre Ruhe zu stören. Ich will nur eins von mehreren Beyspielen dieses Betragens anführen. Sie schickten einst ihre Leute in das Land der Cherokesen, mit der Anweisung heimlich einen aus dieser Nation zu tödten, und neben dem Ermordeten einen Streitkolben liegen zu lassen, der absichtlich nach dem Muster der unter den Delawaren üblichen war verfertigt worden. Das Zurücklassen eines Streitkolbens in irgend einem Gebiet der Indianer, wird von diesen Völkerschaften immer als eine förmliche Herausforderung oder als Kriegserklärung angesehen. Die Cherokesen, durch den Schein betrogen, und in der Meynung daß ihr Großvater, der Lenape Stamm, diesen Mord begangen hätte, versammelten einen zahlreichen Haufen, um in ihr

Land

Land zu gehen und Rache zu nehmen. Unterdessen schickten die Irokesen einen Boten an die Lenape, um ihnen Nachricht von der Annäherung eines Feindes zu geben. Sie hätten, ließen sie sagen, von ihren Jagdleuten gehört, daß ein Feind gegen ihren Wohnort im Anzuge wäre, weßhalb sie riethen unverzüglich eine Anzahl ihrer Krieger an einen gewissen Ort hinzuschicken, wo ein ansehnlicher Haufen der Fünf Nationen sie treffen, sich an ihre Spitze stellen, die erste Linie bilden und ihren Streit führen würde, so daß sie wenig mehr dabey zu thun haben würden als zuzusehen, und zu bemerken wie tapfer ihre Freunde für sie föchten. Die Lenape, keineswegs vorbereitet einem mächtigen Feinde entgegen zu gehen, versammelten in aller Eile einige Wenige ihrer Leute, welche sich auf dem angezeigten Sammelplatz einfanden, sich aber in der Erwartung hier ihre angeblichen Beschützer anzutreffen getäuscht sahen. Der Feind war indessen ganz in der Nähe; die Lenape fochten mit großer Tapferkeit, wurden aber von der gewaltigen Mehrzahl des Feindes überwältigt und mit beträchtlichem Verlust geschlagen. Nun erschienen die Irokesen, aber anstatt die Cherokesen anzugreifen oder zu verfolgen, überhäuften sie die Delawaren mit Vorwürfen, wegen ihrer Vermessenheit, wie sie es nannten daß sie, die "Weiber" wären, in dem Angriffe auf Männer die Ersten hätten seyn wollen. Da die Fünf Nationen ihnen vorgingen, sagten sie, so hätten sie auf diese warten müssen ehe sie die Cherokesen angriffen, alsdann würden sie, ihre Beschützer gestritten und überwunden haben, da sie nun aber gut gefunden hätten eigen-

genmächtig zu Werke zu gehen, so hätten sie für ihre Anmaßung die gebührende Züchtigung empfangen.

So belohnten die Fünf Nationen das Zutrauen welches die Delawaren in sie gesetzt hatten. Ihre Falschheit wurde indessen eine lange Zeit hindurch nicht gemutmaßt, zuletzt aber kam sie an den Tag, und es wurde sogar entdeckt daß in diesem letzten Gefecht eine Anzahl Irokesen sich mit ihren Feinden zum Kampfe wider sie, vereinigt hätten. Die Lenape beschlossen darauf ihre Streitkräfte zu vereinigen, und durch eine große Anstrengung jene treulose Nation gänzlich zu vernichten. Dieß, sagen sie, würden sie leicht haben ausführen können, denn damals wären sie noch so zahlreich gewesen, wie die Heuschrecken zu gewissen Jahrszeiten, hätten auch ihren Feinden noch eben so viel Schaden thun können, wie jene Insecten den Feldfrüchten thun; während, nach ihrer Beschreibung die Mengwe nichts anders waren, als 4 quakende Frösche in einem Teiche, welche, wenn alles still ist, ein großes Geräusch machen, aber bey der ersten Annäherung von Gefahr, ja bey dem Rauschen eines Blattes augenblicklich ins Wasser tauchen und keinen Laut von sich geben.

Ihre Aufmerksamkeit wurde aber nunmehr durch anderweitige Vorfälle hievon abgelenkt. Die Weißen landeten schon wieder in großer Anzahl auf ihrer Küste, im Osten und im Süden, und dieses Schauspiel beschäfftigte aufs neue alle ihre Geistesvermögen. Sie waren in Bewunderung über das was sie sahen verloren, und berathschlagten was sie zu thun hätten. Die Fünf Nationen welche so wohnten daß die Gefahr sie nicht erreichen konnte, kamen dennoch auch; aber

aber ihr eigenes Interesse im Auge behaltend, suchten sie sich, indem sie die andren Völkerschaften anreizten über die Ankömmlinge herzufallen, und sie von ihren Küsten zu vertreiben, wodurch sie unnütze Feindseligkeiten erregten, an welchen sie keinen Antheil zu nehmen schienen, bey den mächtigen Fremdlingen einzuschmeicheln. Sie bezeugten ihnen große Freundschaft, und machten sie glauben, daß sie den übrigen Indianischen Nationen überlegen wären, über alle zu sagen hätten, und diejenigen züchtigen wollten, die sie beunruhigen würden.

Nun kam William Penn mit dem Gefolge seiner friedlichen Anhänger. Nie werden die Delawaren ihren ältern Bruder Mignon, wie sie ihn voll Liebe und Achtung nennen, vergessen. Sobald er in ihrem Lande angekommen war, wurde gegenseitig eine Freundschaft geschlossen welche bestehen sollte so lange die Sonne scheinen und Wasser in den Flüssen zu finden seyn würde. Diese Freundschaft würde auch ungezweifelt bis ans Ende der Zeit fortgedauert haben, wenn ihr guter Bruder beständig bey ihnen geblieben wäre, in seiner Abwesenheit aber, sagen sie, gelangten schlechte Leute zu Ansehen, die, nicht zufrieden mit dem Lande was ihnen war abgetreten worden, sich alles was sie nur begehrten zu verschaffen wußten; und als die Lenape sich nach den Freunden ihres Bruders Mignon umsahen, damit diese ihre gerechten Klagen hören, und ihr erlittenes Unrecht vergüten möchten, konnten sie dieselben nirgends entdecken, und waren so unglücklich, ihre größten Feinde die Mengwe gebraucht zu sehen, um ihnen den

Mund

Mund zu stopfen und sie zu zwingen sich das ihnen zugefügte Unrecht gefallen zu lassen.

Sie können nicht begreifen wie die Engländer sich haben wegwenden können von dem Volke welches sie so freundschaftlich aufnahm und ihnen mit offenen Armen entgegen ging, welches ihnen verstattete im Frieden und ohne Furcht beunruhigt zu werden sich auf ihrem Lande niederzulassen; welches mit Freuden alle ihre Bedürfnisse *) befriedigte und sich glücklich schätzte die Friedenspfeife an einem und demselbem Feuer mit ihnen zu rauchen; wie dieses Volk es nicht nur ansehen konnte, daß eine schlechte und treu-

*) Herr Proud in seiner Geschichte von Pensylvanien erzählt, daß die Indianer einige Zeit nach der Einführung der von W. Penn entworfenen Regierungsform die Familie eines John Chapman dessen Nachkommen noch jetzt in Bucks County wohnen, mit aller Art von Lebensmitteln zu versorgen pflegten, und führt einen rührenden Beweis von der Zuneigung der Indianer zu jener Familie an. Abraham und John Chapman, Zwillingsbrüder, und etwa 9 bis 10 Jahr alt, gingen eines Abends aus um ihr Vieh zu suchen. Sie trafen einen Indianer in dem Walde an, der ihnen sagte sie möchten umkehren sonst würden sie verloren seyn. Sie hörten auf seinen Rath und kehrten um, es war aber Nacht ehe sie zu Haus kamen, wo sie den Indianer antrafen der aus Besorgniß für sie sich dahin begeben hatte. Als die Aeltern dieser Kinder sich um diese Zeit alljährlich zu der Versammlung nach Philadelphia begaben, und die unerwachsenen Kinder zu Hause ließen, so kamen die Indianer täglich um zu sehen ob auch alles bey ihnen wohl stände. So freundlich (sagt Hr. Proud) war die Behandlung welche die Engländer in vielen Fällen von den Ureinwohnern dieses Landes erfuhren in der früheren Zeit ihrer ersten hiesigen Niederlassung.

Proud. Hist. I. 223. 224.

treulose Nation sie erniedrigte, sondern sich selbst mit dieser vereinigte, um sie noch tiefer herabzusetzen. Denn dem Rückhalt welchen die Irokesen an den Engländern fanden, ist, wie sie sagen, das große Uebergewicht welches jene zuletzt erlangten einzig und allein zuzuschreiben: sie beklagen sich daß die Engländer diese Feinde gegen sie unterstützten, daß sie sogar ihren Uebermuth bestätigten, indem sie ihnen auftrugen, sich ihres Ansehens als Männer zu bedienen, um diese Weiber (die Lenape) zur Vernunft zu bringen. Daß man sie selbst beschimpft und auf eine erniedrigende Weise behandelt hätte, in Verträgen an welchen die Engländer Theil genommen, insbesondre aber in dem welcher zu Easton in Pensylvanien im July und November 1756 zu Stande kam, wo die Sechs Nationen öffentlich wären aufgerufen worden, die Delawaren zu zwingen, das Land abzustehen, welches ihnen nach und nach? "by the long day's walk" d. i. betrüglich abgenommen worden wären. Hätten diese wiederholten Beleidigungen nicht Statt gefunden, so würden sie in dem denkwürdigen Kriege von 1755 die Partey der Franzosen nicht genommen haben; ja vielleicht hätten sie dieß dennoch nicht gethan, wenn sie nicht durch die treulosen Irokesen zu diesem Schritt wären verleitet worden. Beym Anfang des Krieges brachten diese nämlich den Delawaren den Kriegsgürtel mit einem Stück Tabak und sagten zu ihnen: Erinnert euch daß die Engländer euch ungerechter Weise viel von eurem Lande abgenommen haben und zwar mit Gewalt. Ihr habt eine gerechte Sache (wider sie); rauchet also von diesem Tabak und machet euch auf; vereinigt euch mit unserm Vater,

den

den Franzosen, und rächet euch. Zwar seyd ihr Weiber, wir aber wollen eure Röcke kürzer machen, und wenn ihr euch auch, eurem Anzuge nach, wie Weiber ausnehmen solltet, so werdet ihr doch durch eure Reden und euer Verhalten eure Feinde überzeugen, daß ihr entschlossen seyd, die euch zugefügten Ungerechtigkeiten und Beleidigungen nicht geduldig hinzunehmen.

Die Delawaren gaben diesen Zureden Gehör, und ergriffen sammt ihren Anhängern die Waffen gegen die Engländer zu Gunsten der Franzosen, begingen auch viele Feindseligkeiten, an welchen die Irokesen keinen Theil zu nehmen schienen. Sir William Johnson ersuchte diese von ihrem Einfluß Gebrauch zu machen, und die feindlichen Indianer zu überreden, die Streitart niederzulegen, anstatt dessen aber, anstatt die alte Sitte der Indianer zu befolgen, nämlich blos die Streitart von denen wieder in Empfang zu nehmen, denen sie war gegeben worden, fielen sie plötzlich über die nichts argwohnenden Lenape her, tödteten ihr Vieh, und zerstörten ihre Stadt an der Susquehannah, machten auch eine Anzahl zu Gefangenen, welche sie zu Sir W. Johnson brachten, der sie einsperren und fesseln ließ. Diese grausame Verrätherey sagen die Delawaren, würden sie niemals vergeben noch vergessen.

Auf diese Weise schlugen sich die Lenape deren Haupt-Niederlassungen sich an den Grenzen von Pensylvania befanden, zu den Franzosen, und handelten feindselig gegen die Engländer während des ganzen Krieges von 1755. Die Erbitterung welche durch gegenseitige Feindseligkeiten, zwischen ihnen und den

weißen

weißen Anbauern hervorgebracht wurde, wirkte, ohne Zweifel, unter andern Ursachen, mit zu der Ermordung der Conestogo Indianer, welche am Schlusse des Krieges im Decbr. 1763 Statt fand und gefühlvoll erzählt wird von Loskiel Th. II. Kap. 14. 15. S. 477.

Der (Amerikanische) Revolutionskrieg machte der überhandnehmenden Macht der Irokesen ein Ende. Sie wurden freilich immer noch von der Brittischen Regierung unterstützt, aber die Amerikaner waren nun die stärksten, und natürlicherweise ihnen entgegen. Sie bemüheten sich die andern Indianischen Nationen zu überreden sich mit ihnen zu vereinigen, wurden aber in ihren Erwartungen getäuscht. Bey einer Versammlung welche im Jahr 1775 zu Pittsburg gehalten wurde in der bestimmten Absicht, zu berathschlagen was für eine Partey die Indianer, bey den zwischen dem König von GroßBritannien und seinen (NordAmerikanischen) Unterthanen entstandenen Unruhen, würden zu nehmen haben, erklärte der Capitain White Eyes, ein verständiger und muthvoller Krieger aus der Lenape Nation, gegen eine auserlesene Abtheilung der Seneca, mit aller Freymüthigkeit, daß seine Indianer sich nie mit irgend einer Nation oder Macht vereinigen würden, in der Absicht solche Menschen zu vernichten die mit ihnen auf demselben Boden wären geboren worden; die Amerikaner wären seine Brüder und Freunde, und keine Nation solle ihm vorschreiben, was für eine Rolle er in dem gegenwärtigen Kriege spielen müsse. Indem er im Voraus die Maaßregel ergriff, welche der Congreß im folgenden Jahre nahm, erklärte er

sich

sich *) im Namen seiner Nation für frey und unabhängig von den Irokesen; diese hätten behauptet, sie hätten ihn überwunden hätten ein Weib aus ihm gemacht und ihn in Weibertracht gekleidet, aber nun wäre er wieder ein Mann, er stände hier vor ihnen als ein Mann, und mit den Waffen eines Mannes wollte er seine Ansprüche auf jenes ganze Land — hiebey wies er auf das Land an der Westseite des Alleghenyflusses — behaupten, denn ihm gehöre es zu, und nicht den SechsNationen, die fälschlich behaupteten daß sie es durch Eroberung an sich gebracht hätten. Im Jahr 1778 oder 1779 behaupteten die Lenape ihre Unabhängigkeit als Nation mit Muth, indem sie sich an die Truppen des Obrist Brodhead in einer Expedition gegen die Seneca anschlossen. Wenn sie in diesem Kriege nicht so viel thaten als von ihnen hätte erwartet werden mögen, und sich nur einigermaaßen rächeten, so ist dieß dem Tode des Capitain White Eyes zuzuschreiben, der zu Pittsburg an den Blattern starb ich glaube im Jahr 1780. Er war in seinem Herzen ein Christ, lebte aber nicht lange genug um unsren Glauben öffentlich zu bekennen, wiewol es bekannt genug ist, daß er manchen Indianer bewog, ihn anzunehmen **).

Wiewol die Lenape in dem Kriege von 1755 unabhängig für sich handelten, und im Anfang des Revolutionskrieges ihre Unabhängigkeit förmlich erklär-

*) Die Indianischen Oberhäupter sprechen in ihren öffentlichen Reden immer im Namen ihres Volks in der einfachen Zahl in der ersten Person, da sie sich gewissermaaßen als Stellvertreter des Volks betrachten.

**) Loskiel Th. II. K. 8. S. 352?

klärten, so beharrten dennoch die SechsNationen bey ihren Anmaaßungen, und stellten sich so als ob sie die Lenape noch immer als Weiber betrachteten. Als sie indessen fanden, daß dieser veraltete Anspruch nicht länger anerkannt wurde, und daß es unnütz wäre noch weiter darauf zu bestehen, so kamen sie von selbst zum Vorschein, ungefähr zu der Zeit des Wayenschen Vertrags, und erklärten förmlich, daß die Lenape und ihre Bundesgenossen nun nicht länger Weiber, sondern Männer wären.

Die Delawaren und Mahikander stimmen in der Behauptung mit einander überein, daß das Betragen der Irokesen, von dem Zeitpunct des unglücklichen Vertrags, durch welchen sie darin willigten sich den Weibern gleichzustellen, und in der That seit der Ankunft der Europäer in diesem Lande immerfort im höchsten Grade treulos und verrätherisch gewesen sey; daß es ihr gewöhnliches Verfahren war heimlich über ihre Nachbaren herzufallen und allerley Räubereyen an ihnen zu begehen, in der Absicht sie mit einander in Krieg zu verwickeln. Daß sie auch wol an den Anbauern auf der Grenze von Virginia bis New England, Mordthaten zu begehen, und den benachbarten Stämmen diese Verbrechen anzuschuldigen pflegten, worauf sie dann als Vermittler aufzutreten und einen Frieden zu Stande zu bringen suchten, immer auf Unkosten der Nation der sie die Schuld beymaßen. Sie haben wol das andern Nationen zugehörige Land den Engländern verkauft und das Geld dafür empfangen indem sie vorgaben ein Oberherrschaftsrecht über das ganze Gebiet zu besitzen. Dieß sagen die Lenape war ihre Weise, Nationen zu unterjochen.

An-

Anmerkungen. 1) Bis auf diesen Tag weiß man im ganzen nördlichen Amerika, Mexiko ausgenommen, weder ein Gebäude noch eine aus behauenen oder mit Bildwerk verzierten Steinen aufgeführte Mauer zu nennen, wodurch Bekanntschaft mit den Künsten, in früherer Zeit bewiesen würde. Alles beschränkt sich auf Erdhaufen oder tumulus, welche Kriegern zum Begräbniß dienten, und auf Verschanzungslinien oder Brustwehren welche von einem bis dreyßig Morgen (arpens) Fläche einschließen. Ich habe drey von diesen Linien gesehen, eine zu Cincinnati, und zwey andre im Staate Kentucky auf dem Wege von genanntem Orte nach Lexington durch Georgetown. Es sind dieß blos die Aufwürfe von Gräben (crêtes des fossées) welche höchstens 4 bis 5 Fuß Höhe und 8 bis 10 Fuß Grundfläche haben. Die Figur welche diese Dämme beschreiben ist unregelmäßig, zuweilen ist sie oval, zuweilen rund u. s. w. bietet aber nichts dar was auf Kriegskunst oder sonst auf Kunst führte. Das größte dieser Werke nämlich das am Muskingum hat freilich die viereckige Form und größere Dimensionen, aus der Zeichnung und der Beschreibung aber, welche Dr. Barton in seinen Observations d'Histoire naturelle, davon gegeben hat, sieht man, daß es weder Bastionen noch Thürme hat, wie es hieß, und weiter nichts hat seyn sollen als eine Brustwehr zur Vertheidigung so wie sie bey der Ankunft der Europäer, nach dem Zeugniß des Oldmixon und seiner Gewährsmänner, von den Wilden angelegt wurden als diese festere Wohnsitze hatten, und einander in Macht mehr die Wage hielten. Alle diese Verschanzungen haben die nämliche Veranlassung gehabt, und alle haben mit Schaufeln und Körben zu Stande gebracht werden können. Was die Grabhügel (tumulus) betrifft, so habe ich den bey Cincinnati etwa 6 bis 700 Schritt von der Westseite des Fort, gesehen. Dieß ist

ein

ein Erdhaufen in Zuckerhutform, der sich bis auf 40 Fuß über den Boden erheben kann. Er ist mit Bäumen bedeckt, welche von selbst dort aufgewachsen sind. Er hat mich an die Erddämme (buttes) der Wüste in Syrien und an dessen Grenzen erinnert, welche indessen unendlich viel stärker sind da sie die Errichtung von Thürmen zum Zweck hatten. Es scheint daß man in der Russischen und Chinesischen Tatarey mehrere derselben antrifft, deren Gestaltung den Amerikanischen näher kommt. Man hat in einigen der letzteren Nachgrabungen angestellt, und nichts darin gefunden als Gebeine, Bogen, Pfeile und Streitärte der wilden Krieger. Der General Sinclair hat an einem der größten auf der Spitze der Hügel aufgewachsenen Bäume, welche er hatte durchsägen lassen, 632 Holzringe gezählt, und da sich mit jedem Jahr ein solcher Holzring anzusetzen scheint, so würde dieß den Zeitpunct der Anlage des Grabhügels bis in das Jahr 1300 oder 1350 zurückführen.

Volney tome II. p. 519 ff.

2) Eine solche Verschanzung von aufgeworfener Erde fand Carver auch am Mississippi einige Meilen unterhalb des Sees Pepin, auf einer weiten Ebene. Sie war mit Gras bewachsen, und der Graben war nicht mehr sichtbar, er hielt diese Anlage indessen für eine absichtlich aufgeworfene Brustwehr, welche etwa 4 Fuß Höhe und einen Umfang von beynahe einer Engl. Meile hatte, und 5000 Mann Schutz würde haben gewähren können. Die Form der Verschanzung war beynahe rund, und die Flanken dehnten sich bis an den Fluß aus. Wiewol das Werk durch die Zeit sehr verunstaltet worden war, konnte doch jeder Winkel noch bemerkt werden, und schien so regelmäßig angelegt und mit so vieler militärischer Geschicklichkeit ausgeführt worden zu seyn, als hätte Vauban selbst den Plan dazu gemacht.

Carver S. 66. 67.

Zweytes Kapitel.

Erzählung der Indianer von der ersten Ankunft der Holländer auf der Insel NewYork.

Die Lenni Lenape machen Anspruch auf die Ehre die Europäer bey ihrer ersten Ankunft in dem Lande zwischen NewEngland und Virginia, empfangen und bewillkommt zu haben. Es ist indessen wahrscheinlich daß die Mahicanni oder die Mahikander, die damals die Ufer des Hudson bewohnten, an diesem gastfreundschaftlichen Bezeigen gleichfalls Theil nahmen. Die Erzählung die ich hier liefern werde, ist vor vielen Jahren aus dem Munde eines verständigen Delawaren aufgefaßt worden, und wird als eine zuverlässige Angabe der unter dieser Völkerschaft fortgepflanzten Tradition von jener folgenreichen Begebenheit, angesehen werden können. Ich gebe sie, so viel möglich, in ihrer eignen Sprache.

"Vor vielen Jahren, als Menschen mit weißer Haut noch nie in diesem Lande waren gesehen worden, sahen einige Indianer die an einer Stelle wo die offne See anfängt, auf den Fischfang ausgegangen waren, in einer großen Entfernung etwas sehr Gro-

Großes auf dem Wasser schwimmen, etwas wie sie es noch nie zuvor gesehen hatten. Diese Indianer kehrten sogleich ans Land zurück, und benachrichtigten ihre Landsleute von dem was sie bemerkt hatten, indem sie zugleich in sie drangen mit ihnen auszugehen um zu erfahren, was es seyn möchte. Sie eilten mit einander hinaus in die See, und der Anblick der Erscheinung die sie nun vor Augen hatten füllte sie mit Erstaunen, sie konnten aber nicht einig darüber werden, was es seyn möchte; einige glaubten es müsse ein ausserordentlich großer Fisch oder sonst ein Thier seyn, andre hielten es für ein geräumiges Haus, das auf dem Wasser schwämme. Zuletzt erkannten die Zuschauer, daß dieß wunderbare Ding sich nach dem Lande zu bewegte, und schlossen daß es ein Thier oder doch ein lebendiges Wesen seyn müsse; weshalb es rathsam seyn würde alle Indianer auf den bewohnten Inseln zu benachrichtigen damit sie auf ihrer Hut seyn möchten. Demzufolge schickten sie eine Anzahl Läufer und Strandbewohner (watermen) ab, diese Neuigkeit den hie und da wohnenden Oberhäuptern bekannt zu machen, damit diese die Krieger aus allen Gegenden zusammenrufen, und ihnen ansagen lassen möchten, daß sie sich unverzüglich einstellen müßten. Zahlreich kamen nun diese an, und da sie selbst die seltsame Erscheinung angeschauet und bemerkt hatten, daß sie sich wirklich nach der Mündung des Flusses oder der Bay zu bewege, so hielten sie dafür, es müsse ein gewaltig großes Haus seyn, in welchem der Mannitto (das große oder höchste Wesen) selbst sich befände, und daß er vermuthlich käme ihnen einen Besuch zu machen. Jetzt waren auch die

Oberhäupter auf der York-Insel versammelt und berathschlagten, auf welche Weise sie ihren Mannitto bey seiner Ankunft empfangen sollten. Es wurden die nöthigen Maaßregeln genommen, um hinlänglich mit Fleisch zu einem Opfer versehen zu seyn. Die Weiber forderte man auf, die besten Lebensmittel zuzubereiten. Alle Idole oder Götzenbilder wurden nachgesehen und aufgeputzt, und man glaubte ein großes Tanzfest würde dem großen Wesen nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewähren, sondern auch in Verbindung mit einem Opfer dazu beytragen, es zu besänftigen, wenn es etwa böse auf sie seyn sollte. Die Beschwörer wurden gleichfalls in Thätigkeit gesetzt, damit sie ausmachen sollten, was dieses Phänomen zu bedeuten hätte, und was es möglicherweise anrichten könnte. Die Blicke der Männer, Weiber und Kinder waren auf die Zauberer, die Oberhäupter und Weisen unter den Nationen gerichtet um von ihnen Rath und Schutz zu erhalten. Zwischen Hoffnung und Furcht getheilt, wußten sie nicht was sie machen sollten, doch ward ein Tanz in großer Verwirrung angefangen. Wie es so weit war, kommen aufs neue Läufer an, mit der Nachricht es wäre ein großes buntes Haus, ganz voll von lebendigen Geschöpfen. Nun scheint es gewiß, daß es der große Mannitto ist der ihnen irgend eine Art von Wild, was er ihnen zuvor noch nicht gegeben, mitbringe; doch folgen bald nachher andre Läufer und erklären daß es ganz gewiß ein Haus voll menschlicher Wesen wäre, aber von ganz andrer Farbe als die Indianer, und auch ganz anders bekleidet; daß insbesondre Einer von diesen ganz roth gekleidet wäre, der wol der Mannitto

nitto selbst seyn müsse. Vom Schiffe ruft man ihnen zu in einer Sprache die sie nicht verstehen, doch erheben sie darauf ein Jauchzen oder Gekreisch als Antwort, nach der Sitte ihres Landes; manche haben Lust in die Wälder fortzulaufen, aber andre bringen in sie zu bleiben, um ihrem Gast nicht misfällig zu werden, der sie entdecken und tödten möchte. Das Haus, einige sagen, das große Canoe, steht am Ende still, ein kleineres Canoe kommt ans Land mit dem rothen Manne und einigen andren, einige bleiben in dem Canoe um es zu bewachen. Die Oberhäupter und Weisen zu einer Rathsversammlung vereinigt, setzten sich in einen großen Kreis dem sich der Mann in rothen Kleidern mit zwey Andern nähert. Er grüßt sie mit freundlichem Gesicht, und sie erwiedern den Gruß nach ihrer Weise. Sie sind in Bewundrung verloren, die Kleidung, das Benehmen, das ganze Vorkommen der unbekannten Fremdlinge ist ihnen ein Gegenstand der Bewundrung; doch vorzüglich setzt sie der Mann in dem rothen ganz von goldnen Tressen glänzenden Kleide, welches sie sich auf keine Weise erklären können, in Erstaunen. Dieß muß gewißlich der große Mannitto seyn, doch warum sollte er eine weiße Haut haben? Unterdessen bringt einer von seinen Bedienten eine große Hackhack *), und gießt aus derselben eine unbekannte Flüssigkeit in einen kleinen Becher oder in ein Glas, und überreicht es dem vermeynten Mannitto. Er trinkt, läßt das Glas aufs

neue

*) Hackhack ist eigentlich ein Kürbis, seitdem die Indianer aber gläserne Flaschen gesehen haben, geben sie diesen eben den Namen.

Digitized by Google

neue füllen und bietet es dem ihm zunächst stehenden Oberhaupte. Das Oberhaupt nimmt es an, riecht aber nur hinein, und giebt es weiter an das nächste Oberhaupt von welchem das Nämliche geschieht. So geht das Glas oder der Becher in dem ganzen Kreise umher, ohne daß irgend einer das darin Enthaltene kostet, und soll eben wieder an den roth gekleideten Mannitto zurückkommen, als einer von den Indianern ein braver Mann und tapfrer Krieger, plötzlich aufspringt und die Versammlung wegen der Unschicklichkeit den Becher unausgeleert, wieder zurückzugeben, anredet. Es würde sagt er, dieser Becher ihnen von dem Mannitto dargeboten, damit sie daraus trinken sollen, wie er selbst gethan hätte. Es würde ihm gefallen wenn man seinem Beyspiel folgte; zurückzugeben aber, was er ihnen darreiche könnte ihn erzürnen und ihnen den Untergang zuziehen. Und da der Redner einmal glaube es wäre für die Wohlfahrt des Volks gut, daß der Becher ausgetrunken würde, und kein andrer es thun wolle, so werde er ihn selbst ausleeren, die Folge möge seyn wie sie immer wolle; es wäre besser daß ein Mensch stürbe, als daß eine ganze Nation zu Grunde ginge. Darauf nahm er den Becher, und nach einem feyerlichen Lebewohl an die Gesellschaft, leerte er ihn völlig aus. Jedes Auge war auf den entschlossenen Anführer gerichtet, um zu sehen was für eine Wirkung die unbekannte Flüssigkeit haben würde. Er fing bald an hin und her zu wanken, und fiel zuletzt der Länge nach auf die Erde. Seine Gefährten fangen an sein Schicksal zu beklagen, und da er in einen tiefen Schlaf fällt, so denken sie, er wird nie wieder erwachen.

chen. Er erwacht aber, springt auf und erklärt, daß er die aller angenehmsten Empfindungen gehabt, sich in seinem Leben noch nie so glücklich gefühlt habe, als nachdem er den Becher ausgeleert. Er bittet um noch mehr von dem Getränk, sein Wunsch wird gewährt; die ganze Versammlung folgt darauf seinem Beyspiel, und alle werden berauscht.

Nachdem dieser allgemeine Rausch vorüber war, während seiner Dauer aber sollen sich die Weißen auf ihrem Schiffe gehalten haben, kehrte der Mann in rother Kleidung zurück und theilte Geschenke unter ihnen aus, welche in Korallen, Beilen, Feldhacken und Strümpfen wie sie die weißen Leute tragen, bestanden. Man wurde bald ganz vertraulich gegen einander, und fing an durch Zeichen sich zu unterreden. Die Holländer gaben ihnen zu verstehen, daß sie jetzt nicht bey ihnen bleiben, sondern wieder nach Hause zurückkehren wollten, daß sie ihnen aber im nächsten Jahr abermals einen Besuch machen und dann mehre Geschenke mitbringen und ein Weilchen bey ihnen bleiben würden; weil sie aber nicht leben könnten ohne zu essen, so würden sie ein wenig Land nöthig haben um Samen auszusäen und Gemüse und Kraut zu ziehen was sie in ihre Suppe thun könnten. Sie reisten demzufolge ab, und kamen das folgende Jahr wieder, wie sie gesagt hatten, wo man sich gegenseitig freuete einander zu sehen; die Weißen aber lachten über die Indianer da sie sahen daß sie die Beile und Hacken welche ihnen das Jahr zuvor waren geschenkt worden, nicht zu gebrauchen wußten; denn diese Dinge hatten sie sich als Zierrathen vor die Brust gehangen, und die

Strüm-

Strümpfe dienten ihnen zu Tabacksbeuteln. Nun machten ihnen die Weißen Stiele an die erstgenannten Dinge, und hieben damit vor ihren Augen Bäume um, gruben damit das Land auf, und zogen ihnen die Strümpfe an. Jetzt sagen sie entstand ein allgemeines Gelächter unter ihnen, daß sie so schätzbare Werkzeuge nicht zu brauchen verstanden, und solch schweres Metall so lange an ihrem Halse getragen hätten. Sie hielten jeden weißen Mann den sie sahen für einen Mannito von geringerem Range im Dienst des oberen Gottes der in dem rothen goldbesetzten Kleide strahlte. Da die Weißen von Tage zu Tage vertraulicher mit den Indianern wurden, so trugen sie zuletzt darauf an, bey ihnen zu bleiben, und baten sich nur so viel Land, zu einem Gartenfleckchen aus, als eine Ochsenhaut bedecken oder einschließen würde, und breiteten zu gleicher Zeit die Ochsenhaut vor ihnen hin. Die Indianer bewilligten sogleich dieß dem Anschein nach so bescheidene Gesuch; die Weißen nahmen aber hierauf ein Messer und fingen an, die Haut zu einem langen Riemen nicht dicker als der Finger eines Kindes, zu schneiden, so daß es einen großen Haufen ausmachte als alles zerschnitten war, nun faßten sie das Seil an dem einen Ende und zogen es vorsichtig damit es nicht risse, nach seiner ganzen Länge aus. Es wurde in einen Kreis zusammengezogen, und als die beyden Enden zusammenstießen, schloß es einen beträchtlichen Raum ein. Die überlegene Schlauheit der Weißen *), setzte die Indianer in Erstaunen, sie

*) Diese Holländer kannten vermuthlich die Erzählung von der Königinn Dido, und machten sich ihre gelehrte Bekannt-

sie wollten aber mit ihnen nicht über ein wenig Land streiten, da sie doch noch genug für sich hätten. Die weißen und rothen Leute lebten nun eine lange Zeit einträchtlich bey einander, doch forderten erstere immer mehr Land welches sie auch ohne Mühe erhielten, und so schritten sie nach und nach weiterfort den Mahicanittuck hinauf, bis die Indianer anfingen zu glauben sie würden nach und nach ihr ganzes Land haben wollen, welches am Ende auch der Fall war.

kanntschaft mit der Geschichte der alten Welt recht gut zu Nutze.

Drittes Kapitel.

Erzählung der Indianer von dem Betragen welches die Europäer gegen sie beobachteten.

Weitläuftig und traurig sind die Klagen, welche die Indianer über die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit der Europäer führen. Sie wiederholen sie gern, und thun dieß immer mit jener Beredsamkeit der Naturmenschen; welche, von einer kräftigen und viel sagenden Sprache unterstützt, in unsern verfeinerten Idiomen nicht nachgeahmt werden kann. Oft habe ich diesen Beschreibungen ihrer schweren Drangsale zugehört, bis ich mich beschämt fühlte ein weißer Mann zu seyn.

Sie sind meistens sehr umständlich in diesen Erzählungen, und beobachten dabey einen hohen Grad von Ordnung und Regelmäßigkeit. Sie fangen mit den Virginiern an, welche sie die langen Messer nennen, und welche die ersten Europäischen Anbauer in diesem Theil des Amerikanischen Continents waren. Wir waren es, sagen die Lenape, die Mahikander und die ihnen verwandten Stämme, die sie so freundlich aufnahmen, als sie zuerst unser Land betra-

betraten. Wir nahmen sie bey der Hand und hießen sie willkommen sich an unsrer Seite niederzulassen und als Brüder mit uns zu leben, wie aber vergalten sie unsre Gutherzigkeit? Sie sprachen uns anfangs nur um ein wenig Land an, auf welchem sie Brodt für sich und die Ihrigen gewinnen und Weide für ihr Vieh haben konnten, und wir traten es ihnen bereitwillig ab. Bald verlangten sie mehr, auch dieß gaben wir ihnen. Sie sahen in den Wäldern das Wild welches der große Geist uns zu unsrer Nahrung gegeben hatte, und auch dieß wollten sie haben. Sie drangen in die Wälder um Wild aufzusuchen, sie entdeckten Stücke Landes die ihnen gefielen; diese Ländereyen wollten sie gleichfalls haben, und da wir nicht geneigt waren sie fahren zu lassen, weil wir sahen daß sie schon mehr hatten als für sie nöthig war, so nahmen sie uns dieselben mit Gewalt, und trieben uns weit von unsrer vorigen Heimath weg.

In der Folge kam der Dutcheman *), zu Manahachtánikuk **) an, (hier erzählen sie umständlich was in dem vorhergehenden Kapitel enthalten ist). Der große Mann wünschte anfangs nur ein klein, klein Stück Land, nicht größer als was eine Ochsenhaut bedecken würde, um Gartengewächse für seine Suppe zu ziehen. Hieran hätten wir ihre trügerische Gemüthsart schon erkennen können. Die Ochsenhaut wurde in schmale Streifen zerschnitten, und bedeckte nun freilich nicht, aber umschloß ein großes Stück

*) Die Holländer.

**) Manhattan oder die Insel New York.

Digitized by Google

Stück Land, welches wir ihnen thörichter Weise abtraten. Sie hatten Gartengewächse auf diesem Lande ziehen wollen, statt dessen aber pflanzten sie Kanonen darauf, nachher bauten sie befestigte Häuser und machten sich zu Herren der Insel, begaben sich dann den Strom hinauf, zu unsren Feinden den Mengwe, schlossen ein Bündniß mit ihnen, überredeten uns durch ihre boshaften Kunstgriffe, unsre Waffen abzulegen, und trieben uns zuletzt ganz aus dem Lande. Hier wird denn die ganze Geschichte die im ersten Kapitel enthalten ist, der Länge nach erzählt. Dann fahren die Mahikander fort.

Als die Yengeese *) zu Machtitschwanne **) ankamen, sahen sie sich überall nach gutem Lande um, und wenn sie gut gelegene Striche fanden, nahmen sie dieselben sogleich und ohne Umstände in Besitz; es befremdete uns wohl, aber wir ließen sie dennoch fortfahren, denn es schien uns nicht der Mühe werth um ein wenig Land Streit anzufangen. Als sie aber am Ende auch unsre Lieblingsplätze die für unsre Fischereyen am besten gelegen waren, angriffen, so entstanden blutige Kämpfe: wir würden zufrieden damit gewesen seyn, daß die weißen Leute ruhig neben

*) Dieß ist der von den Indianern corrumpirte Ausdruck für English (Engländer) woher vermuthlich der Spottname "Yankee" kommt.

**) Dieser Name bedeutet "eine Inselgruppe, wo überall zwischen den Inseln Canäle sind, in welchen man mit Booten fahren kann." Die Indianer glauben, daß die weißen Leute hieraus den Namen Massachusetts gemacht haben. Die Benennung verdient als Beyspiel, wie viel sagend die Sprache der Indianer ist, bemerkt zu werden.

Digitized by Google

den uns gewohnt hätten, sie nahmen uns aber bald so viel ab, daß wir deutlich einsahen, wir würden alles verlieren, wenn wir uns ihnen nicht wiedersetzten. Die Fehden welche wir gegen einander führten dauerten lang und waren grausam. Wir wurden wüthend, wenn wir sahen daß die weißen Leute unsre Freunde und Verwandten die sie zu Kriegsgefangnen gemacht hatten, auf ihre Schiffe brachten und mit in die See fortnahmen, wir wußten nicht ob um sie zu ersäufen, oder um sie in ihrem Vaterlande als Sklaven zu verkaufen, gewiß aber ist, daß keiner von allen jemals wieder zurückkehrte, oder daß von irgend einem je wieder etwas gehört wurde. Zuletzt eigneten sie sich das ganze Land zu, was der große Geist uns gegeben hatte. Einer unsrer Stämme war genöthigt bis weit jenseits Quebek auszuwandern, andre zerstreueten sich in kleineren Haufen und suchten Zufluchtsörter wo sie sie finden konnten; einige kamen nach Pensylvanien noch andre zogen weit nach Westen hin, und vermischten sich mit andern Stämmen.

Für manche von diesen war Pensylvanien ein letzter und ein herrlicher Zufluchtsort. Aber auch hier beunruhigten sie die Europäer, und zwangen sie zum Auswandern, wiewohl sie aufs freundlichste und herbergsamste waren empfangen worden. An welchem Ufer des Lenape wihittuck *) die weißen Leute auch landen mochten, immer wurden sie von unsren Vorältern als Brüder empfangen, welche ihnen Land zum Bewohnen gaben, und selbst für sie auf die Jagd gingen, und ihnen Fleisch aus den Wäldern zubrachten.

*) Der Fluß Delaware.

ten. So war unser Betragen gegen die weißen Männer, die dieß Land bewohnten *), bis unser älterer Bruder, der große und gute Miquon **) kam und uns Worte des Friedens und des Wohlwollens hören ließ. Wir traueten seinen Worten und sein Andenken wird noch unter uns verehrt. Es dauerte aber nicht lange, so wurde unsre Freude in Traurigkeit verkehrt, unser guter Bruder Miquon starb, und diejenigen seiner treuen Rathgeber die ihm gleichgesinnt waren, und wußten was zwischen ihm und unsern Voraltern Statt gefunden hatte, fanden nicht länger Gehör; die Fremden ***), welche ihre Stelle eingenommen hatten, redeten zu uns nicht mehr davon, daß wir als Brüder bey einander wohnen sollten, sie vergaßen die Freundschaft welche der große Mann gestiftet hatte und welche bis ans Ende der Zeit hatte dauern sollen; sie strebten jetzt nur darnach uns alles Land durch Gewalt oder Betrug abzunehmen, und wenn wir sie daran zu erinnern versuchten, was unser guter Bruder gesagt hatte, so wurden sie böse, und schickten zu unsern Feinden den Mengwe, sie zu einer Rathsversammlung zu entbieten, welche sie mit uns zu Lachanwake †) halten wollten, wo sie uns beym Schopfe nehmen, und tüchtig schütteln sollten. Die Mengwe kamen, die Rathsversammlung wurde gehalten, und in Gegenwart der Weißen, die ihnen nicht widersprachen, sagten sie uns daß wir Wei-

*) Die Schweden und Holländer.

**) William Penn.

***) Landhändler und Glücksritter.

†) Easton.

Weiber wären, und daß sie uns dazu gemacht hätten; daß wir kein Recht an irgend einem Theil des Landes hätten, weil es sämmtlich ihnen zugehörte; daß wir weichen müßten; und daß sie als eine besondre Gunst uns erlaubten, uns tiefer landwärts ein niederzulassen, an dem Ort den sie selbst uns anwiesen zu Wyoming *).

So erzählten diese gutmüthigen Indianer, mit einer Art von schwermüthigem Vergnügen die lange Geschichte ihrer Leiden. Wenn sie alle diese kummervollen Umstände durch erzählt haben, pflegen sie sich gewöhnlich bittren aber nur zu gerechten Bemerkungen über die Leute aus Europa zu überlassen. "Wir und die uns verwandten Stämme, sagen sie, lebten in Friede und Eintracht mit einander, ehe die weißen Leute in dieses Land kamen. Unser Versammlungshaus (council house) **) erstreckte sich weit nach Süden und nach Norden. In der Mitte desselben pflegten wir von allen Seiten herzukommen die Friedenspfeife mit einander zu rauchen. Als die weißen Leute im Süden änlandeten, empfingen wir sie als Freunde, wir thaten das nämliche als sie im Osten ankamen. Wir waren es, unsre Vorältern waren es, die sie willkommen hießen, und ihnen vergönnten sich neben ihnen zu setzen. Das Land wo sie sich anbaueten, war unser Eigenthum. Wir meynten der große Geist möchte sie uns in irgend einer guten Absicht zugeschickt haben, und sie müßten deßhalb gute Leute seyn.

*) Dieß geschah wirklich bey der Unterhandlung welche im July und November 1756 zu Easton gehalten wurde.

**) Dieß bedeutet hier: Bezirk verbundner Stämme. (Volksverein).

seyn. Wir irrten uns aber, denn so bald sie nur festen Fuß in unsrem Lande bekommen hatten, fingen sie an unser Versammlungshaus niederzureißen *) — erst an einem, darauf an dem andern Ende, und zuletzt, als die Zerstörer einander im Mittelpunct begegneten, wo das Feuer unsres Vereins noch hell brannte, thaten sie es weg **), und löschten es aus mit unsrem eignen Blute — mit dem Blute derer die sie mit uns ***) aufgenommen! die sie willkommen in unsrem Lande geheißen hatten! Das Blut dieser rann in Strömen in unser Feuer und löschte es so völlig aus, daß auch nicht ein Funke übrig blieb, ein neues Feuer anzuzünden; wir wurden genöthigt davon zu gehen und uns jenseits des großen Morasts †) zu begeben, und zu unsrem guten Oheim ††) Delamattenos zu flüchten, der uns einen Strich Landes zum Bewohnen wohlwollend überließ. Wie lang es uns wird vergönnet werden an diesem Zufluchtsorte zu verbleiben, weiß allein der große Geist. Die Weißen werden sich nicht zufrieden geben bis sie den letzten Mann von uns ausgerottet, und uns ganz von dem Erdboden werden vertilgt haben.

Ich

*) D. h. den Volksverein aufheben, das gemeinsame Verkehr durch ihre Dazwischenkunft verhindern oder stören.

**) D. h. die zu friedlichen Zwecken versammelten und verbündeten Leute umbringen.

***) Dieß bezieht sich auf die Ermordung der Conestogo Indianer, welche, wiewol von einem andren Stamme, doch mit ihnen, die weißen Leute an ihren Küsten willkommen geheißen haben.

†) Die Waldgründe (glades) am Alleghenp Gebirge.

††) Die Huronen oder Wyandots welche eine Mundart der Irokesensprache reden.

Digitized by Google

Ich habe hier nur eine kleine Probe von den Beschuldigungen welche sie gegen die weißen Leute vorbringen, angeführt. Es gibt Einzelne unter ihnen, die alles was sich zwischen den Weißen und den Indianern seitdem erstere in diesem Lande ankamen, zugetragen hat, auswendig wissen, und das Ganze dieser Geschichte mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit und Beredsamkeit erzählen. Auf den Tafeln ihres Gedächtnisses bewahren sie diese Denkwürdigkeiten für die Nachwelt. Einst, im April 1781 mußte ich erstaunen, als ich einen ihrer Redner, einen angesehenen Befehlshaber aus der Nation der Delawaren, dieß ganze Feld durchwandern und die ausgezeichnetsten Vorgänge welche früher Statt gefunden hatten, aufzählen und dann mit diesen Worten schließen hörte: "Ich gebe zu daß es unter den Weißen gute Leute giebt, sie stehen aber mit den schlechten in keinem Verhältniß; die schlechten müssen die stärkeren seyn, denn sie regieren. Sie thun was ihnen gefällt. Sie machen diejenigen die eine andre Farbe haben als sie selbst zu Sklaven, wiewol sie von eben dem großen Geist wie sie selbst sind erschaffen worden. Sie möchten auch uns zu Sklaven machen, wenn sie könnten, da sie es aber nicht können, so bringen sie uns um! Auf ihre Worte kann man sich nicht verlassen. Sie sind nicht wie die Indianer, die nur so lange, als der Krieg dauert, Feinde, im Frieden aber Freunde sind. Sie können zu einem Indianer sagen: mein Freund, mein Bruder! können seine Hand ergreifen, und in demselben Augenblicke ihn vernichten. Und so werdet auch ihr (er wandte sich zu den christlichen Indianern) in kurzem von ihnen

behandelt werden. Erinnert euch, daß ich euch heute gewarnt habe, gegen solche Freunde als sie sind, auf eurer Hut zu seyn. Ich kenne die langen Messer, man kann ihnen nicht trauen."

Eilf Monate nachdem der Befehlshaber diese prophetische Rede gehalten hatte, wurden 96 von eben diesen christl. Indianern und unter diesen etwa 60 Weiber und Kinder, an derselben Stelle wo diese Worte waren ausgesprochen worden, durch dieselben Menschen auf welche er angespielt und auf dieselbe Weise wie er sie beschrieben hatte, ermordet. S. Loskiels Geschichte 3. Theil. Kap. 10. S. 719 ff.

Anmerkungen. Die Handelsleute pflegten Verbrecher (convicts) zu erkaufen und Leute von der verworfensten Art zu miethen, um ihre Waaren fortzuschaffen und unter die Indianer zu bringen; manche von diesen liefen ihren Herren weg und begaben sich zu den Wilden. Das schlechte Betragen dieser Leute schadete den Engländern wesentlich in der Meynung der Indianer, und flößte ihnen einen Haß ein der nicht leicht zu vertilgen seyn wird.

Long. S. 33.

3. Von dieser am Ende des Kapitels erwähnten Ermordung, erzählt Loskiel hauptsächlich folgendes: die Regierung in Pittsburg hatte für billig erachtet die von den Amerikanern im Jahr 1781 gefangen nach Pittsburg geführten gläubigen Indianer sammt ihrem Lehrer (Schebosch) wieder in Freiheit zu setzen. Dieß menschliche Betragen verdroß diejenigen Amerikaner, welche Amerika für das gelobte Land, und die Indianer für Kananiter hielten, die schlechterdings ausgerottet werden müßten. Es verbanden sich also etwa 160 von ihnen (aus der Gegend

gend des Monongchella) die gläubigen Indianer zu überfallen und die 3 von den Evangelischen Brüdern angelegten Gemeinorte (Gnadenhütten, Salem und Schönbrunn am Muskingum) zu zerstören, und dann nach Sandusky zu marschiren um auch dem noch übrigen Theil der Indianer Gemeine das Garaus zu machen. Die Indianer wurden nun zwar vom Obristen Gibson, dem Commandanten in Pittsburg, sobald dieser das Vorhaben jener Rotte erfuhr, gewarnt, hielten sich aber dießmal für vollkommen sicher. Am 6. März 1782 kamen die mordsüchtigen Amerikaner zuerst zu Gnadenhütten an, stellten sich freundlich, als ob sie die Indianer (gegen die mit den Engländern verbündeten Wilden) in Schutz nehmen wollten und wurden auch zu Gnadenhütten wie zu Salem als Freunde empfangen und bewirthet. Kaum aber hatten sich die Indianer von ihnen überreden lassen, ihnen auch ihre Waffen abzuliefern als welche sie ihnen aufzuheben und in Pittsburg wiederzugeben versprachen, so wurden die Wehrlosen gebunden und in zwey Häuser eingesperrt, in das eine wurden die Brüder, in das andre die Schwestern und die Kinder wie Schlachtschafe hingeworfen. Am 8. März ward das Blutbad angerichtet. Zwey Häuser wurden zu der Hinrichtung ausgesucht, in dem einen wurden die Brüder je zwey und zwey, und in dem andern auf gleiche Weise die Schwestern und Kinder, gescalpt und so ermordet, zusammen 62 Erwachsne und 34 größere und kleinere Kinder. Nur zwey Jünglinge entrannen fast wunderbarer Weise den Händen der Mörder. Der eine von diesen war schon gescalpt worden und unter den Todten liegen geblieben, er erholte sich aber und entkam in der Nacht, traf mit dem andern der sich in einem Keller versteckt gehalten hatte, im Busche zusammen und erreichte mit ihm Sandusky. Sie bemerkten ehe sie den Mordschauplatz verließen,

ließen, daß die Mörder zuletzt die 2 Bluthäuser voll Leichname in Brand steckten. Die Einwohner von Schönbrunn hatten sich geflüchtet als die Mörder ankamen, deswegen wurden hier blos, wie auch an den beyden andern Orten geschehen, die Gebäude in Brand gesteckt, Niemand aber kam ums Leben. Die Mörder marschirten nach Pittsburg von wo aus sie noch verschiedene Indianer, die sich an der Nordseite des Ohio aufhielten ums Leben brachten.

Loskiel Th. III. Absch. 10. S. 716 ff.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Weiteres Schicksal der Lenape und der ihnen verwandten Stämme.

Nach der Ermordung der Conestogo Indianer, hielten es die Lenni Lenape um ihrer Sicherheit willen für gut, sich von den Niederlassungen der Weißen im Innern des Landes gänzlich zurückzuziehen und in die Wildnisse an der Susquehannah zu begeben. Die Regierung fühlte es wol daß sie außer Stande wäre, irgend einer Anzahl von Indianern sie möchten Christen seyn oder nicht, in dem angebauten Theile der Provinz Schutz zu gewähren, und rieth deswegen den christlichen Indianern, welche während der letzten Unruhen nur mit Mühe gegen ein ähnliches Schicksal wie die Conestogo waren gesichert worden, sich in das entlegene Land zurückzuziehen. Dieß thaten sie auch, und baueten sich zu Wyalusing an, welches damals die den weißen Einwohnern am nächsten liegende Niederlassung der Indianer wurde — nämlich 150 Meilen nördlich von Philadelphia und etwa 100 Meilen von den letzten Niederlassungen der Weißen jenseits der blauen Berge, entfernt. Alle übrige zu diesem Stamm gehörige Indianer nebst den Nanticokes wohnten damals

mals höher an der Susquehannah hinauf. Ungefähr 5 Jahre lang genossen die Indianer an diesem Flusse des Friedens, und die christlichen Indianer lebten hier, und in einer 30 Meilen weiter aufwärts angelegten Niederlassung, in Ruhe, erbaueten sich gute Häuser und eine geräumige Kirche, pflanzten Obstbäume, und nahmen ausgedehnte Landstriche in Cultur. Als sie sich aber mit den schönsten Hoffnungen auf die Zukunft schmeichelten, wurden sie benachrichtigt daß die SechsNationen das ganze Land, auch das was sie bewohnten mit eingeschlossen, den Engländern verkauft hätten. Sie sahen bald, worauf es bey dieser heimlichen Verhandlung, wovon ihnen nicht die geringste Nachricht war gegeben worden, angelegt wäre, und was für Nachbaren sie haben würden wenn sie blieben wo sie jetzt wohnten, weßhalb sie beschlossen sämmtlich nach dem Ohio zu ziehen, an welchem sich niederzulassen sie schon von der großen Rathsversammlung ihrer Nation waren eingeladen worden. Zwey hundert und ein und vierzig begaben sich demzufolge sogleich nach dem Muskingumfluß, wo ihnen ein geräumiger Landstrich überlassen wurde, nämlich ein Theil des Gebiets welches vormals von den Wyandots, ihrem Volk war zugewiesen und versichert worden. Die übrigen zu ihnen gehörigen Indianer an der Susquehannah folgten bald nach von denen sich einige hier, andre dort anbaueten; die Monseys aber vereinigten sich wieder mit ihrem eignen Stamme, der lange zuvor schon ausgewandert war, und sich an den Quellgewässern des Alleghenyflusses niedergelassen hatten. Auf diese Weise wurde die ganze Gegend östlich von dem Alleghenyge-

Gebirge von ihren ursprünglichen Bewohnern völlig geräumt.

Die Delawaren wurden hiedurch auf einmal von ihren unruhigen Nachbaren den Irokesen befreyt, welche darauf gerechnet hatten, daß sie sich in ihrer Nähe, in einer Gegend die sie schon bestimmt hatten niederlassen würden. Sie fanden sich aber betrogen, denn mit allen ihren schönen Reden, konnten sie die Lenape hiezu nicht überreden, sondern diese gaben ihnen zu verstehen, daß sie nicht länger Lust hätten einem Volke Gehör zu geben, von welchem sie so lange und so oft wären hintergangen worden.

Dieß geschah im Jahr 1772, wenige Jahre vor dem Anfang des (Amerikanischen) Revolutionskrieges. Während dieses kurzen ruhigen Zeitraums nahm die Zahl der christl. Indianer am Ohio schnell zu und man hatte noch nie zuvor eine so günstige Aussicht gehabt, daß Wohlstand und Civilisation auf die Dauer bey ihnen würden gegründet werden. Die Revolution aber machte diesen Hoffnungen ein Ende, und diese günstige Gelegenheit ging verloren, vielleicht ohne je wieder zu kehren. Es war nicht die Schuld der Amerikanischen Regierung, denn diese wünschte aufrichtig daß die Indianer sich neutral halten möchten, und gab ihnen wiederholt den Rath sich nicht in den Streit der Colonien mit dem Mutterlande zu mischen; glücklich wäre es gewesen, hätte die Brittische Regierung auf gleiche Weise gehandelt, diese befolgte aber einen anderweitigen Plan. Die armen betrogenen Indianer wurden mit in einen Krieg gezogen an welchem sie durchaus kein Interesse hatten, wodurch nicht nur ihre Volksmenge nach und

nach

nach vermindert wurde, sondern durch welchen sie auch das Verlangen ein civilisirtes Volk zu werden verloren. Denn die Amerikaner, welche am Ende aufs äusserste gegen sie erbittert wurden und alle Indianer als ihre Feinde betrachteten, schickten von Zeit zu Zeit Mannschaft gegen sie aus, um sie auszurotten. Die Ermordung der christlichen Indianer am Muskingum im Jahr 1782 vollendete ihre Entfremdung. Diejenigen welche noch blieben, wurden zur Verzweiflung gebracht, am Ende zerstreueten sie sich.

Es ist mir nicht möglich die Zahl der jetzt noch übrigen Lenni Lenape oder Delawaren mit Sicherheit anzugeben. So viel ich erfahren habe, sind sie sehr zerstreut, eine Anzahl, hauptsächlich vom Stamme der Monsey, wohnt in Ober-Canada, andre befinden sich in der Provinz Ohio, und noch andre an den Gewässern der Wabash im Gebiet der Indiana. Eine beträchtliche Anzahl ist über den Missisippi gezogen, zwischen den Jahren 1780 und 1790 fingen schon diese Auswanderungen an. Wie groß die Zahl der Delawaren möge gewesen seyn, als die Europäer zuerst in dieses Land kamen, ist nicht leicht anzugeben; alles was ich anführen kann ist dieß, daß schon im Jahr 1760 die ältesten Leute unter ihnen zu sagen pflegten, es wären anjetzt nicht so viele Hunderte als ehedem Tausende. Seit jenem Zeitpunct haben sie sich beträchtlich vermindert. Ich sah sie selbst in dem Zeitraum von 1754 - 1760 zu hunderten auf einmal, und Loskiel erzählt daß mehr als 800 in einem Jahr zu Bethlehem gespeist wurden. Im Jahr 1762, wo ich zu Tuscorawas am Muskingum wohn-

wohnte, hatten sie sich an diesem Flusse und an den Armen desselben angebaut, auch wohnten sie am Cayahoga Fluß, welcher sich in den See Erie ergießt wo sie seitdem eine kleine christliche Niederlassung hatten welche Pilgerruh hieß *).

Die Shawanos oder Sawanos **). Die Geschichte dieser Völkerschaft wird hier angegeben hauptsächlich nach den Erzählungen alter Indianer vom Stamme der Mahikander, welche sagen, daß sie ehedem das Land in Süden, Savannah in Georgien und die beyden Florida bewohnten. Sie waren ein unruhiges Volk welches Lust zu Kriegen hatte, und beständig mit irgend einem der benachbarten Stämme im Kriege lebte. Zuletzt schlossen ihre Nachbaren, der beständigen Beunruhigung müde, ein Bündniß mit einander um sie auszurotten. Hiedurch kamen die Shawanos in eine gefährliche Lage, und baten deshalb um Erlaubniß das Land verlassen zu dürfen; dieß wurde zugestanden und sie flüchteten sogleich nach dem Ohio. Hier bauete sich die Hauptmasse an, und sandte Abgeordnete an die Mahikander, ihren älteren Bruder, mit dem Gesuch, sich bey den Lenni Lenape, ihrem Großvater zu verwenden, daß er sie in seinen Schutz nehmen wolle. Dieß thaten die Mahikander mit Bereitwilligkeit, und schickten selbst eine An-

*) Loskiel III. K. 12. S. 756.

**) General J. Gibson glaubt Sawano sey ihr rechter Name; sie werden von den übrigen Indianern so benannt weil sie südliches Volk sind. Schawanen bedeutet in der Lenape Sprache der Süden; Schawanachau der Südwind. Gewöhnlich heißen sie (im Englischen) Shawanese (bey Loskiel: Schawanosen).

Digitized by Google

Anzahl ihrer eignen Leute, welche ihren "jüngeren Bruder" in das Land der Delawaren einführen sollte. Da sich die Shawanos unter dem Schutz ihres Großvaters in Sicherheit befanden, hatten manche von ihnen keine Lust weiter ostwärts zu ziehen, sondern viele von ihnen blieben am Ohio, von denen einige sich selbst so hoch am Flusse hinauf anbaueten, als wo Longisland (die lange Insel) liegt, oberhalb welcher nachher die Franzosen Fort Duquesne jetzt Pittsburg erbauet haben. Diejenigen welche weiter zogen, wurden von ihrem Oberhaupte mit Namen Gachgawatschiqua begleitet und baueten sich vorzüglich an und in der Nähe der Gabeln (der Nebenflüsse?) des Delaware an, einige wenige zwischen diesen und dem Zusammenfluß des Delaware und des Schuylkill und einige selbst an der Stelle wo nun Philadelphia steht; andre wurden von den Mahikandern in ihr eignes Land geführt, wo sie durch Zwischenheirathen ein Volk mit ihnen wurden. Als sich die an dem Delaware vermehrt hatten, kehrten sie nach Wyoming an der Susquehannah zurück, wo sie eine beträchtliche Anzahl von Jahren wohnen blieben.

Indessen vermehrte sich die Zahl derer die am Ohio zurückgeblieben waren, und fing mit der Zeit wiederum an, den Nachbaren lästig zu werden. Zuletzt zogen sie über das Allegheny Gebirge, fielen über die Lagerplätze der Lenape am Juniatafluſſe her, verübten mehrere Mordthaten, und gingen mit der Beute davon. Es wurde bald entdeckt von wem der Anfall herrührte, aber die Lenape hatten damals die Stelle "des Weibes" übernommen, und durften sich auf keinen Krieg einlassen. Sie konnten nichts weiter

ter thun, als die FünfNationen um Schutz ersuchen, welches sie auch thaten, in der Erwartung daß sie die Beleidiger sogleich verfolgen, und eine exemplarische Strafe über sie verhängen würden, allein die Fünf Nationen fanden Mittel für das Mal ihrer Forderung auszuweichen. Sie sagten zu den Delawaren, es wäre zu spät im Jahre um noch Krieg anzufangen; es würde besser seyn die Unternehmung die sie vorhätten bis zum nächsten Frühjahr auszusetzen; in der Zwischenzeit sollten sich beyde Nationen rüsten, und ihre Zurüstungen geheim halten, sobald dann die mildere Jahrszeit eingetreten seyn würde, sollten sie jede Nation für sich aufbrechen, an einem bestimmten Punct am Allegheny zusammentreffen, und dann vereinigt auf die Städte der Shawanos unterhalb des Zusammenflusses des Allegheny und der Monongahela, losgehen wo man die Friedensstöhrer unerwartet würde überfallen und züchtigen können. Die Iroke sen versprachen wie gewöhnlich, sich in die erste Linie des Treffens zu stellen, so daß die Delawaren nichts anders zu thun haben würden, als nur zuzusehen wie tapfer ihre Beschützer für sie fechten würden, und sollten sie damit nicht zufrieden seyn, so könnten sie selbst dann auch ihre Rache nehmen.

Diesem Plane gemäß, blieben die Lenape ruhig bis zum Frühjahr, und begaben sich nun mit ihrer tapfersten Mannschaft nach dem festgesetzten Punct, wie groß aber war ihr Erstaunen als ihre angeblichen Beschützer sich nicht sehen ließen? Sie argwöhnten Verrath, und hatten ganz Recht — denn da sie nun sogleich, auf die Städte der Shawanos losgegangen waren, voll Eifer eine exemplarische Rache zu

üben,

üben, so hatten sie bey ihrer Ankunft wider alles Erwarten den Verdruß zu sehen, daß die Feinde so schnell sie nur konnten in ihren Canoes den Ohio hinabfuhren. Einige flüchteten zu Lande; weil sie vermuthlich nicht Boote genug hatten, sie sämmtlich aufzunehmen und fortzuführen, diese verfolgten sie nun, griffen sie an, schlugen sie tüchtig, und machten mehrere zu Gefangnen. Hier gaben ihnen die Mengwe einen starken Beweis ihrer Verrätherey, denn sie hatten den Shawanos ihre Annäherung warnend angezeigt.

Einige Zeit nachher, fingen die Shawanos welche am nördlichen Arm der Susquehannah wohnten an, sich nach und nach weg zu begeben, erst nach dem westlichen Arm dieses Flusses und der Juniata hin und darauf nach dem Ohio; so daß zum Anfange des französischen Krieges im Jahr 1755, alle, bis auf wenige Familien bey welchen ihr Oberhaupt Parnos sich aufhielt, nach dem Ohio hingezogen waren, wo sie sich mit ihren Landsleuten in dem Kriege gegen die Engländer vereinigten.

Im Jahr 1763 wurde zwischen Großbrittannien und Frankreich Frieden geschlossen, der unruhige Geist der Shawanos aber ließ ihnen nicht zu, still zu bleiben; sie fingen gegen ihre südlichen Nachbaren die Cherokesen Krieg an, welche indem sie ihre Feinde verfolgten, aus Irrthum zuweilen über die mit den Shawanos in demselben Lande wohnenden Lenape herfielen, die auch durch die Shawanos in einen Krieg mit jener Nation verwickelt wurden, der einige Zeit fortdauerte. Da die Mengwe um diese Zeit auch mit den Cherokesen Krieg führten, und öfters mit ihren Gefangnen und ihren Scalps durch ihr der

Sha-

Shawanosen Land zurückkehrten, so wurde unter ihnen allen ein kriegerischer Geist unterhalten, bis endlich im Jahr 1768 die Cherokesen um eine Erneuerung der ehemaligen Freundschaft zwischen ihnen und den Lenape ihrem Großvater, nachsuchten — und da dieß zu Stande kam, so bewirkten letztere durch ihre Vermittelung einen Frieden auch zwischen den Cherokesen und den FünfNationen.

Da die Shawanos keine Lust hatten den Krieg mit den Cherokesen allein fortzusetzen, auch von ihrem Großvater wegen der Anstiftung dieser Unruhen einen Verweis bekommen hatten, so unterwarfen sie sich willig den Vorschriften der Lenape und blieben von dieser Zeit an mit allen Nationen in Frieden, bis zum Jahr 1774, wo sie in einen Krieg mit dem Volke von Virginien verwickelt wurden, wozu die an einigen zu der Familie Logan gehörigen Personen so wie auch an einigen Andren, durch weiße Leute verübten Mordthaten, die Veranlassung gaben. In diesem Falle, glaube ich, kann man nicht sagen daß sie der angreifende Theil waren, aber ihr Durst nach Rache war so groß, und die beleidigten Mengwe neben ihnen schrien so laut um Wiedervergeltung, daß sie mit großer Entschlossenheit den Krieg mit den Virginiern anfingen — welcher jedoch nur von kurzer Dauer war, da man ihnen einen gleichen Grad von Muth und Entschlossenheit entgegensetzte, weßhalb die Shawanos nach einem heftigen Treffen zwischen den entgegengesetzten Parteyen an der Mündung der großen Kanhawa oder nahe dabey, und nachdem mehrere ihrer Städte von den Virginiern waren verwüstet worden, abermals genöthigt wurden Frieden zu schließen.

ßen. Dieser dauerte nicht lange, da sie sich kurz nach dem Anfang der Revolution mit den Britten gegen die Amerikaner vereinigten, und seitdem immer unsre Feinde blieben, ohne je einen dauerhaften Frieden zu schließen bis zu der denkwürdigen Uebereinkunft welche im Jahr 1795 nach der entscheidenden Niederlage der Nationen durch den verstorbenen General Wayne geschlossen wurde.

Die Shawanos verloren einen großen Theil ihrer Mannschaft während dieser Streitigkeiten, dieser ward aber gewissermaaßen ersetzt durch einzelne Leute von andern Nationen die sich mit ihnen vereinigten. So gingen während des Revolutionskrieges, etwa 100 unruhige Cherokesen welche durch ihr eignes Volk nicht dahin gebracht werden konnten, mit den Amerikanern Frieden zu halten, und eben deswegen aus dem Lande verjagt wurden, zu den Shawanos über, so wie auch andre von den FünfNationen sich zu ihnen schlugen oder ihre Nachbaren wurden.

Man hält die Shawanos für gute Krieger und Jäger. Sie sind voll Muth, hohes Sinnes und männlich, und weit sorgsamer einen Vorrath von Vertheidigungsmitteln auf einen unvorhergesehenen Fall in Bereitschaft zu halten als irgend eine andre Nation von der ich gehört habe. Ihre Sprache läßt sich weit leichter lernen als die der Lenape, und kommt der Sprache der Mohicans, Chippeway und andren verwandten sehr nahe. Sie setzen gewöhnlich den Accent auf die letzte Sylbe.

Die Nanticokes. Die Delawaren sagen, daß die Völkerschaft aus demselben Stamme mit ihnen entsprungen sey, und diese Thatsache wurde von White,

einem

einem ihrer Oberhäupter mit dem ich persönlich bekannt gewesen bin als gegründet anerkannt. Sie nennen die Delawaren ihren Großvater und ich werde die Geschichte der Nanticokes erzählen, so wie ich sie aus dem Munde des genannten White *) selbst gehört habe.

Da jeder Indianer Freiheit hat, sich eine Beschäftigung zu erwählen, wie es ihm gefällt, so zogen es die Voraltern des White, nachdem die Lenape in ihr Land gekommen waren vor, ihren Unterhalt durch Fischfang und Fallenstellen an den Ufern der Flüsse und Bayen als durch Verfolgung des Wildes in den Wäldern zu gewinnen. Sie theilten sich also in kleine Haufen, und suchten die für ihren Zweck gelegensten Plätze auf. In der Folge wurden sie sehr zahlreich, theils durch gewöhnliche Vermehrung, theils durch Vereinigung einer Anzahl von den Lenape mit ihnen, und verbreiteten sich über einen ausgedehnten Landstrich. Auf diese Weise entstanden aus ihnen abgesonderte Volkshaufen, die verschiedene Namen führten. Die Canai, sagen sie, stammten von ihnen ab, und baueten sich in der Entfernung an den Ufern des Potomack und der Susquehannah an, wo sie auch ihre Wohnsitze hatten, als die weißen Leute zuerst in Virginien ankamen, sie begaben sich aber um dieser willen weiter weg, und baueten sich höher hinauf an der Susquehannah an, nicht weit von der Stelle wo nachher John Harris eine Fähre anlegte. Der Hauptzweig oder die eigentlichen Nanticokes, wohnten damals

*) S. in Loskiels Geschichte Th. II. Kap. 10. die Nachricht von einem Besuche dieses Oberhaupts bey der christl. Indianer Gemeine zu Bethlehem.

Digitized by Google

mals auf der östlichen Küste von Maryland wie es jetzt heißt. Zuletzt nahmen die hereindringenden weißen Leute so zu, daß sie einen andern Aufenthalt zu suchen genöthigt waren, und da ihr Großvater selbst, zufolge des gewaltigen Hereinströmens der Weißen sich zurückzog, so folgten sie dem Rath der Mengwe und wandten sich sogleich nach den weiten Ebenen bey Wyoming, wo sie sich abgesondert anbaueten im Angesicht der Städte der Shawanos — während andre den Fluß weiter hinauf gingen, und sich in der Gegend von Chemenk *) (Shenango) und Shummunk niederließen, wohin sie sämmtlich beym Anfange des Französischen Krieges auswanderten. Der Stamm des White wohnte hier bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges, worauf er sich nach einer Gegend begab, welche dem Brittischen Gebiete näher lag, da er die Partey der Engländer ergriffen und sich zu den Fahnen derselben versammelt hatte; White selbst hatte sich einige Jahre vor dem Kriege mit den christlichen Indianern zu Schechschequon vereinigt, und blieb bey ihnen. — Nie ist die Abnahme seines Stammes das gewesen, sagte White, was sie seit der Ankunft der weißen Leute im Lande war. Das Volk ging zu Grunde theils durch Krankheiten welche jene mitbrachten durch die Blattern, durch die venerische Krankheit, theils durch den unmäßigen Genuß hitziger Getränke, wodurch viele hingerafft wurden.

Die Auswanderung der Nanticokes von Maryland war den Mitgliedern der Brüdergemeine nicht unbekannt. Als diese Völkerschaft anfing sich bey den Gabeln des Delaware anzubauen, schrieb der Prediger

*) Zeningi nach Loskiel.

ger C. Pyrläus in seinem Tagebuch nieder: daß am 21. May 1748 eine Anzahl Nanticokes von Maryland in 10 Booten Shamokin vorbeyfuhren auf ihrem Wege nach Wyoming." Andre die zu Lande reisten kamen häufig durch Bethlehem, und gingen dann durch Water Gap nach Nescopeck oder Susquehannah, und während sie zu Wyoming wohnten, wurden sie, nebst den Shawanos die Abgesandten der Fünf Nationen, und versuchten es nachher in Verbindung mit diesen, die christlichen Indianer zu Gnadenhütten in dem District Northampton, nach Wyoming überzuführen; wobey ihre geheime Absicht war zur Ermordung der weißen Einwohner, in dem Kriege der, wie sie wol wußten, bald zwischen den Franzosen und Engländern ausbrechen würde, völlig freye Hand zu haben.

Diese Nanticokes hatten die seltsame Gewohnheit, die Gebeine ihrer verstorbenen Verwandte von dem Begräbnißorte nach einem Aufbewahrungsplatze in dem Lande ihres Aufenthalts zu bringen. Man weiß daß sie in früheren Zeiten von Wyoming und Chemenk nach dem östl. Ufer von Maryland gingen um von hier die Gebeine ihrer Todten abzuholen — selbst die Leichen nachmen sie, wenn sie auch noch nicht völlig verweset waren und das Gebein erst abgekratzt werden mußte ehe sie es fortführen konnten. Ich erinnere mich daß ich sie in den Jahren zwischen 1750 und 1760 mit solchen Gebeinen beladen gesehen habe, und daß es einen widrigen Geruch verbreitete wenn sie damit durch Bethlehem zogen.

Man sagt auch von ihnen daß sie eine giftige Mischung sollen erfunden haben, wodurch sie die Be-

wohner einer ganzen Niederlassung umbringen könnten, und man beschuldigt sie in Zauberkünsten sehr geschickt zu seyn. Es ist gewiß daß man sie aus diesem Grunde sehr fürchtet. Ich habe Indianer gekannt die festiglich glaubten, daß es Leute unter ihnen gäbe, die, wenn sie wollten, eine große Armee vernichten könnten, blos dadurch daß sie dieselbe anhauchten. Diejenigen unter den Lenape und andren Stämmen, die auf Zauberkräfte Anspruch machen sagen daß sie ihre Wissenschaft von den Nanticokes erlernt hätten. Es ist ihnen nicht zuwider im Rufe der Hexenmeister zu stehen; denn dieß macht sie bey den Nachbaren gefürchtet.

Ihr Volksname ist nach der Aussage ihres Oberhauptes White, eigentlich Nentégo. Die Delawaren nennen sie Unéchtego und die Irokesen Sganiatera-tich-rohne. Die Namen haben einerley Bedeutung, und bezeichnen Wassermänner (Water people) oder Küstenbewohner (Sea shore settlers). Sie führen außer andern Namen auch Beynamen, welche ihnen in Beziehung auf ihre Beschäftigung sind beygelegt worden. Die Mohicans z. B. nennen sie Otayächgo und die Delawaren Tayachquáno, welche beide Wörter in der Sprache welcher sie angehören, eine Brücke, oder einen trocknen Weg über einen Fluß bedeuten, welches darauf anspielt daß sie sich dadurch auszeichnen häufig Bäume abzuhauen und über die Flüsse zu legen, um ihre Fallen darauf zu befestigen. Sie heißen auch oft die Fallensteller (the trappers).

Im Jahr 1785 war dieser Stamm so zusammengeschmolzen, daß die ganze Masse desselben, welche sich versammelte um ihr bejahrtes Oberhaupt White

der

der damals bey den christl. Indianern am Huronflusse, nördlich von Détroit wohnte, zu besuchen, keine 50 Mann betrug. Sie begaben sich damals durch Canada nach dem Miami Gebiet, um sich neben den Shawanos, in Folge einer von diesen erhaltenen Einladung anzubauen.

Die Mahicanni oder Mahikander. Diese einst große und berühmte Völkerschaft ist auch sammt den zahlreichen aus ihr entsprungenen Stämmen, beynahe gänzlich verschwunden; sie sind durch den Krieg, die Blattern und andre Krankheiten aufgerieben worden, und eine große Anzahl hat durch die Einführung hitziger Getränke ihr Leben eingebüßt. Der Ueberrest hat sich geflüchtet oder in abgesonderten Haufen nach verschiedenen Gegenden hin begeben, wo sie anjetzt zerstreut wohnen oder sich unter andern Völkerschaften verloren haben. Schon im Jahr 1762 war eine Anzahl von ihnen nach dem Ohio ausgewandert, wo ich mit dem Oberhaupte derselben, von den Weißen "Mohican John" (Johannes der Mahikander) genannt, bekannt wurde. Andre haben sich nach den Ufern des St. Lawrence (Lorenzo) geflüchtet, wo eine Menge derselben den Irokesen ist einverleibt worden deren Abkömlinge dort jetzt noch wohnen als eine gemischte Rasse, die man unter dem Namen der Cochnewago Indianer kennt. Mehr als hundert von ihnen, welche in den Colonien Connecticut und New York wohnten, sind, nachdem sie durch die Bemühungen der Brüder das Christenthum angenommen haben, zwischen 1742 und 1760, nach Pensylvanien ausgewandert, wo sie in der Folge den Delawaren einverleibt wurden. Eine beträchtliche Anzahl wanderte

um das Jahr 1734 vom Hudsonsflusse aus, und bauete sich zu Stockbridge in Massachusets an; zwischen 1785 und 1787 begaben sie sich nach Oneida in dem Lande der Sechs Nationen und nannten ihre Niederlassung New Stockbridge. Ehe sie hierhin zogen hatte sich ihre Anzahl nach und nach vermindert. Im Jahr 1791 betrug sie nicht mehr als 191 Personen. Ehemals waren sie in Connecticut sehr zahlreich, und im Jahr 1799 fanden sich noch 84 Individuen von ihnen in dem Bezirk New London als ein Ueberrest von einer ehemals großen und blühenden Niederlassung. Es ist wahrscheinlich daß sie jetzt größtentheils wo nicht gänzlich untergegangen sind.

Man glaubt daß die Mahicanni dieselbe Nation sind, welche in der Geschichte von New England unter dem Namen Pequods oder Pequots *) so berüchtigt geworden sind. Der Prediger Jonathan Edwards, vormaliger Präsident des Union College (eines akademischen Instituts) zu Schenectady im Staate New York, gab im Jahr 1788 in einer Flugschrift einige Bemerkungen über ihre Sprache heraus welche im Jahr 1801 zu New York aufs neue sind gedruckt worden. Diese kleine Abhandlung sowol, als auch die Uebersetzung der Bibel in die Natick-Sprache von dem ehrwürdigen Eliott und eben desselben Grammatik dieser Sprache, setzen es außer allen Zweifel, daß die Sprache der Mohicans und die der übrigen Indianer in New England, mit jener der Lenni Lenape aus einer Quelle entsprungen sind.

Anmer-

*) Coll. Mass. Hist. Soc. Vol. IX. p. 77. Trumbull History of Connecticut. Vol. I. p. 28.

Anmerkungen. 4. a) Ueber die Ermordung der Canestogo Indianer berichtet Loskiel folgendes: Eine Anzahl friedlicher Indianer die von langen Zeiten her mitten unter den weißen Leuten (in Pensylvanien) in Ruhe gewohnt hatten, wurden am 14. December 1763 in ihrem Dörflein bey Canestoga unweit Lancaster von 57 Mann sogenannten Christen aus Paxton mit Tagesanbruch überfallen und ihrer 14 Personen in ihren Hütten ermordet. Die übrigen flohen nach Lankaster wo sie vom Magistrat aufgenommen und in das Arbeitshaus, ein starkes festes Gebäude, einquartirt wurden. Die Mörder aber kamen ihnen nach, zogen am hellen Mittage in Lancaster hinein, erbrachen das Arbeitshaus mit Gewalt, und obgleich die armen Indianer auf den Knien um ihr Leben baten, so ermordeten diese Barbaren sie dennoch aufs grausamste, warfen ihre zerhackten Leiber auf die Straße, zogen mit einem gräßlichen Siegesgeschrey davon und droheten daß es nun den Indianern auf Provinz Island im Delaware (wohin die ganze christliche Indianer Gemeine von Nain, Nazareth und Wechetank mit ihren Lehrern der Sicherheit wegen von der Regierung war versetzt worden) eben so ergehen solle. Das Englische Gouvernement war damals nicht im Stande solche Gräuel mit Erfolg zu verhindern, wenn gleich das schärfste Verbot dagegen erging auch für diejenigen 200 Pfund Sterl. ausgelobt wurden die zwey von den Mördern zur Haft bringen würden.

Loskiel II. 15. S. 477.

4. b) Der Graf Volney berechnet die Zahl der noch übrigen Uhreinwohner von Nordamerika auf folgende Weise: die Crecks, Chactas, Chicasas welche 8000 Krieger haben zu 24,000 Seelen, die Wilden an den Wabash und dem See Michigan höchstens auf 15,000, die ganze Masse der übrigen Wilden auf dem ganzen Continent bis an

das

das Eismeer und das Meer von Nutka Sund auf 600,000, letztere Zahl sagt er, dürfte jedoch um die Hälfte zu groß seyn. Carver der im Jahr 1766 bis 67 unter den Nadowessiern lebte, versichert daß die 8 Stämme dieser Völkerschaft etwa (mehr als) 2000 Krieger ins Feld stellen könnten (Carver S. 80) nach welcher Angabe die ganze Volksmenge die Zahl von 6000 nicht übersteigen würde. Angenommen daß der Landstrich welchen jene 8 Stämme bewohnen viermal größer ist als Pensylvanien, so kommt auf jede 3 Quadratmeilen (trois lieues quarrées) ein Kopf; so wie denn auch alle Reisenden versichern daß jenseits des 45 Grades die Wilden nur sehr dünn gesäet sind. Das Land ist unfruchtbar und man darf daher keine stärkere Bevölkerung als bey den Nadowessiern annehmen.

Die Weißen, sagte Petite Tortue zu dem Graf Volney, vermehren sich auf eine unbegreifliche Weise, sie dehnen sich aus wie Oel auf einer Decke, wir aber, wir schmelzen wie der Schnee vor der Frühlingssonne: wenn wir so fortfahren, so ist es unmöglich daß sich das Geschlecht der rothen Menschen (hommes rouges) erhalte.

Volney. II. 472. 465.

Fünftes Kapitel.

Die Irokesen.

Die verständigsten und glaubwürdigsten Indianer vom Stamme der Lenape, die Mahikander mit eingeschlossen, hatten immer behauptet daß in dem ganzen Landstriche, der im Norden von dem Lorenzofluß und den großen Seen (mit Inbegriff dessen was nun Nova Scotia und New Brunswick heißt) im Westen von dem Missisippi, im Osten von dem großen Salzwasser-See *) und im Süden von dem Gebiet der Creeks, Cherokesen und andrer Indianer von Florida, begrenzt wird, nur zwey Völkerschaften anwesend waren, nämlich die Mengwe und sie selbst. Letztere (die Lenape) war bey weitem die zahlreichste und ausgebreitetste Völkerschaft, denn ihre Stämme wohnten selbst bis über den Missisippi hinaus. Die Algonquins, die Killistenos oder Knisteneaux und andre Stämme, auf dem linken Ufer des Lorenzo, da sie Mundarten der Lenape-Sprache reden, zeigen sich auch als Abkömmlinge eben dieses Stammvolkes. Die Mengwe dahingegen waren verhältnißmäßig gering in Anzahl und hatten einen weit beschränkteren Landstrich inne, indem sie sich nicht über die Nachbarschaft der großen Seen ausdehnten. Nur wenige Stäm-

*) Dem Atlantischen Ocean.

Stämme sind, soviel man weiß, durch Abstammung und Aehnlichkeit der Sprache mit ihnen verbunden, die vorzüglichsten unter diesen sind die Wyandots; auch Huronen genannt und die Nadoweſſier (Naudoweſſies) fast jede andre Völkerschaft innerhalb der bezeichneten Grenzen gehört zu der Familie der Lenape.

Jede von diesen beyden großen Völkerschaften, sagen die Delawaren hatte einen alten National-Namen und eine Tradition von ihrem Ursprung, ihnen von den Vorältern überliefert, und unter allen verwandten Stämmen verbreitet. Wie auch diese Stämme benannt werden, und wie sehr sie sich vervielfältigen mochten, immer betrachteten sie sich selbst, und wurden von andern betrachtet als Abkömmlinge eines und desselben Stammvolks. Alle Stämme welche von den Lenape herkamen, nannten diesen Mutterstamm, Großvater, und wurden von ihm dagegen Großkinder genannt. Sie waren sämmtlich durch die genaueſten Bande der Freundschaft und Bundgenoſſenschaft mit einander verbunden — sie waren nach ihrer ausdrucksvollen Sprache, ein Haus, ein Feuer, ein Kanoe — d. i. sie bildeten ein Volk, eine Familie. Eben dieses fand Statt in Ansehung der Mengwe und der von ihnen herkommenden Stämme. Zwischen ihnen und den Lenape aber, fand keine Verwandtschaft Statt, ungeachtet sie zu gleicher Zeit über den Miſſiſſippi herüberkamen. Sie betrachteten einander als zwey völlig von einander verschiedene Völkerschaften.

Die Mengwe oder die Irokeſen wurden immer von den Lenape als eine einzige aus mehreren verbündeten Stämmen beſtehende Völkerschaft angeſehen.

Der

Der Name der Fünf- und nachher der Sechs Nationen, wurde ihnen in der Folge von den Engländern beygelegt, deren Bundesgenossen sie waren — vermuthlich um sie wichtiger zu machen und die Vorstellung von ihrer Macht zu erhöhen; die Indianer selbst aber schmeichelten ihnen nie mit jener hochtönenden Benennung, und betrachteten sie blos als verbündete Stämme.

Der sel. Prediger C. Pyrläus hat hierüber in einem starken Bande handschriftl. Bemerkungen, welche er zwischen 1740 und 1750 (also vor mehr als 70 Jahren aufsetzte, die Nachrichten der Irokesen selbst, so wie er sie aus dem Munde eines verständigen und glaubwürdigen Oberhauptes der Mohawks vernahm *), niedergeschrieben. Er führt zuerst die besondren Umstände über den Ursprung ihrer Verbindung, die Zeit um welche sie Statt fand, die Namen der Abgeordneten von jedem der verbündeten Stämme an, und fährt dann also fort: sie legten sich darauf den Namen Aquanoshioni bey, welches ein Haus, eine Familie bedeutet, und hierunter waren begriffen die Mohawks, Oneidas, Onondagoes, Cayugas und Senecas. Da dieß Bündniß zuerst durch ein Oberhaupt der Mohawks in Vorschlag war gebracht worden, so haben die Mohawks in dem Bunde den Rang des ältesten Bruders, und die Oneidas den des ältesten Sohns. Die Senecas welche damals zuletzt in den Bund willigten, hießen: der jüngste Sohn. Diesen Namen aber nahmen nachher die Tuscaroras an, welche dem Bunde

*) Diese Handschrift befindet sich in der Büchersammlung der Brüdergemeine zu Bethlehem.

Bunde vielleicht 100 Jahre später beytraten, und die Senecas erhielten daher den Rang vor diesen, als der nächst jüngste Sohn, oder wie wir sagen würden, auf einen nach der jüngste.

Der Prediger D. Zeisberger sagt gleichfalls, daß die Irokesen sich Aquanoschioni d. h. vereinigtes Volk nennen, denn sie haben sich zu dem Zweck vereinigt, damit einer den andern immer daran erinnre, daß ihre Sicherheit und ihre Macht auf der gegenseitigen und genauen Anhänglichkeit an ihrem Bunde beruhe *). Er setzt hinzu, daß Onondago die Hauptstadt der Irokesen ist.

In den verschiedenen Uebersetzungen der Benennung welche diese Völkerschaften sich beylegten, findet sich also nichts was den Begriff Nationen ausdrückte — sie sagt weiter nichts als Familie, vereinigtes Volk, Familienbund. Die besondren Abtheilungen dieser Familie, haben in derselben einen eignen Rang — die Onondagoes stehen oben an, die übrigen sind Brüder und Söhne; welches alles zum deutlichen Beweise dient, daß sie ursprünglich nur Stämme, abgesonderte Haufen eines Volks waren, welche da sie genau vereinigt worden waren, eine vollkommne Familie ausmachten und auf den Namen einer Nation Anspruch erhielten.

Es zeigt sich auch daß Selbsterhaltung der Grund ihrer Vereinigung war, und daß sie durch die Noth zu diesem Schritte bewogen wurden, von welchem ihre Fortdauer abhing. Und wiewol man berechtigt ist zu vermuthen, daß der Stamm, der beständig in der Regierung einer Indianischen Völkerschaft das Ruder führt, nämlich der Schildkröten-

Stamm

*) Loskiel Th. II. Kap. 9.

Stamm, (the turtle tribe) unter ihnen vorhanden war — so erhellet gleichwol daß das Ansehen desselben damals entweder gänzlich vernachläßigt wurde, oder daß er *nicht* Macht genug besaß seinen Maaßregeln Nachdruck zu geben.

Wenn wir demnach die Nachrichten sowol von Pyrläus als von Zeisberger als zuverläßig annehmen, so werden wir uns völlig davon versichert halten müssen, daß der Irokesen-Bund nicht aus fünf oder sechs Nationen bestand, sondern aus so viel Stämmen oder Abtheilungen eines und desselben Volks, welche zusammen eine Nation ausmachen. Jene beyden Missionäre aber waren Männer von strengster Wahrhaftigkeit, beyde besaßen auch möchte ich sagen, eine critische Bekanntschaft mit der eigenthümlichen Sprache der Mengwe *), und sie erhielten ihre Nachrichten von den angesehensten und verständigsten Leuten in der Nation, jener von solchen die zum Stamme der Mohawk, dieser von solchen die zum Stamme der Onondaga gehörten. Man hat also keine Ursache, die Wahrheit ihrer Angaben in Zweifel zu ziehen.

Die Lenape und ihre Stamm-Verwandten haben die Irokesen niemals die Fünf oder Sechs Nationen genannt. Im gemeinen Leben nennen sie dieselben Mengwe, und bedienen sich nie eines andern als die-

*) Hr. Zeisberger schrieb ein vollständiges Wörterbuch der Irokesen-Sprache in 3 Quartbänden. Es ist Deutsch und Irokesisch — und fängt mit dem Deutschen an. Das Werk, dessen erster Theil verloren zu seyn schien, ist jetzt vollständig aufgefunden, besteht aus sieben nett gebundenen Quartbänden, und wird ein Denkmahl des Reichthums und der Bedeutungsfülle der Indianer-Sprache bleiben.

Digitized by Google

dieses allgemeinen Namen wenn sie von ihnen reden. In ihrer Rathsversammlung bezeichnen sie dieselben jedoch zuweilen durch die Benennung Palenach end chieskajeet. Diese beyden Wörter buchstäblich übersetzt, bedeuten so viel als: "die fünf Abtheilungen" die fünf Sectionen oder Theile zusammengenommen, schließen aber den Begriff "Nationen" keineswegs in sich, sollte es "die fünf Nationen" heißen, so würden die Worte lauten müssen: Palenach ekhokewit, diejenigen aber deren sie sich wirklich bedienen zeigen ausdrücklich Unterabtheilungen (sectional divisions) an, und lassen über ihren Sinn keinen Zweifel übrig.

Die Irokesen hatten, wie wir schon gesehen haben, den Namen Aquanoshioni angenommen, der aber blos ihre enge Verbindung andeutet. Wie sie indessen erfuhren was der Name den die Engländer ihnen gegeben hatten anzeige, waren sie damit zufrieden, ihn als den richtigen gelten zu lassen. Die Indianer lieben die hochtönenden Namen sehr; ich habe selbst Oberhäupter gekannt, denen es große Freude machte, Könige genannt zu werden, seitdem sie von uns gelernt hatten, daß die hohen Beherrscher der englischen und französischen Nation jenen Namen führten.

Der eigenthümliche Name jener sechs vereinigten Stämme ist also in ihrer Sprache Aquanoshioni. Von andern Völkerschaften werden sie Mengwe, Maquas, Mingoes und Iroquois (Irokesen) genannt. Die Lenape geben ihnen den ersten, die Mahikander und Holländer den zweyten, die Engländer und Amerikaner den dritten, und die Franzosen den vierten. Ich bediene mich im Verfolge dieses Werks willkührlich bald dieses bald jenes dieser Namen.

Als abgesonderte Haufen oder Stämme geben ihnen die Lenape folgende Namen:

1. Sankhicani, die Mohawk, von Sankhican, eine Flinte, weil diese Leute die ersten waren, welche von den Europäern mit Musketen versehen wurden. Die Schlösser derselben, o wie deren Wirkung Feuer zu schlagen, waren für sie Gegenstände großer Verwunderung, und man nannte sie daher so zu sagen: das feuerschlagende Volk.
2. W'Jássone, die Oneidas. Dieser Name bedeutet die Steinpfeifen-Verfertiger, und wurde ihnen in Folge ihrer Geschicklichkeit Tabackspfeifen aus Stein zu verfertigen beygelegt.
3. Onondágoes, die Ohondagoes. Dieser Name bedeutet in ihrer Sprache so viel als: "auf dem Gipfel des Hügels, weil ihre Stadt diese Lage hat.
4. Queúgue, die Cayugas, so benannt nach einem gleichnamigen See.
5. Maechachtinni, die Senecas. Dieser Name bedeutet Bergbewohner (mountaineers) und wurde ihnen beygelegt weil sie den gebirgichten Theil des Landes bewohnen.
6. Die Tuscaroras, der sechste und letzte Stamm in dem Bunde welchen die Lenape eben so nennen, doch habe ich diese niemals von 6 Stämmen oder Abtheilungen reden hören, sondern wenn sie dieselben auf diese Weise bezeichnen, geschieht es immer vermittelst der Zahl fünfe.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Allgemeiner Character der Indianer.

Der Indianer betrachtet sich selbst als ein Wesen, welches von einem allmächtigen, weisen und gütigen Mannitto (Geist oder Wesen) erschaffen worden; alles was er besitzt, alles was er genießt, sieht er an, als ihm durch den großen Geist, der ihm das Leben gab: zum Gebrauch verliehen. Er hält es daher für seine Pflicht, seinen Schöpfer und Wohlthäter zu verehren und anzubeten, die bisherigen Wohlthaten desselben mit Dank zu erkennen, für die gegenwärtigen Segnungen dankbar zu seyn, und die Fortdauer seines Wohlwollens sich zu erflehen *).

Als Wesen die allen Thieren und lebendigen Geschöpfen überlegen sind fühlen sie ihre Wichtigkeit; ehe sie weiße Leute oder Menschen von andrer Farbe als die ihrige ist, sahen, betrachteten sie sich als Gottes Lieblinge, und glaubten, wenn der große Mannito auf

*) Ein bejahrter Indianer erzählte mir vor etwa 50 Jahren daß er in seiner Jugend die Weise seines Vaters und seiner Vorfahren befolgte, und auf einen hohen Berg oder eine Felsenspitze stieg, um dem großen Geist für alle bisher verliehenen Wohlthaten zu danken und um dessen fernere Gunst zu bitten; sie hielten sich davon versichert daß ihre Gebete erhört würden, und dem großen Geiste wohlgefielen, wiewol Er selbst ihnen nicht erschiene.

Digitized by Google

auf Erden wohnen könnte, so würde er sich zu ihnen gesellen und ihr Oberbefehlshaber (great Chief) seyn.

Der Indianer glaubt auch, daß er von seinem Schöpfer hochbegünstigt worden sey, nicht nur in sofern er eine andre Gestalt, auch andre geistige und körperliche Vermögen als die Thiere erhalten hat, sondern auch in sofern er im Stande ist sie alle zu überwältigen und zu regieren, selbst die von ungeheurer Größe von der wildesten Gattung; und wenn er daher seinen Schöpfer auf seine Weise verehrt, so vergißt er nicht in seinen Gebeten auch darum zu flehen, daß er mit Muth möge ausgerüstet werden seine Feinde zu bekämpfen und zu besiegen, unter welche er auch alle wilde Thiere rechnet; und wenn er irgend eine Heldenthat vollbracht hat, so pflegt er nicht zu vergessen dieselbe als einen Beweis der göttlichen Gunst anzuerkennen, indem er dem großen und guten Mannitto ein Opfer bringt, oder indem er öffentlich bekennt, daß der glückliche Erfolg allein dem Muth zuzuschreiben sey, welcher ihn von dem allmächtigen Geist verliehen worden. Durchgängige Verehrung des großen ersten Urhebers aller Dinge, und lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit für die von ihm verliehenen Wohlthaten, machen also einen von den hervorstechenden Zügen aus, welche das sich selbst überlassene Gemüth des Indianers auszeichnen.

Die Indianer begnügen sich nicht damit, diese ersten Pflichten gegen den Herrn über Alles so gut sie *können* zu beobachten, sondern sie bemühen sich auch den Absichten zu entsprechen, welche er, wie sie meynen, bey der Schöpfung der Welt hatte. Sie glauben daß er die Erde und alles was darin ist für

das

das allgemeine Wohl des menschlichen Geschlechts hervorbrachte; als er das Land welches er ihnen zutheilte mit Ueberfluß von Wild versah, so geschah dieß nicht zum Besten einiger Weniger sondern zum Besten Aller. Alles wurde den Menschenkindern zu gemeinschaftlichem Gebrauch gegeben. Was auf der Erde lebt, was auf der Erde hervorwächst, alles was sich in den Flüssen und Gewässern der Erde findet, ist allen zusammen gegeben worden und jeder hat Anspruch auf seinen Antheil. Aus diesem Grundsatze fließt Gastfreundschaft wie aus ihrer Quelle. Sie ist auch bey den Indianern keine Tugend, sondern eine unerläßliche Pflicht. Sie suchen also keine Entschuldigungen hervor um dem Geben zu entgehen, sondern helfen dem Mangel ihrer Nachbaren bereitwillig ab, von dem was sie zu eignem Gebrauch in Vorrath haben. Sie geben und sind gastfreundschaftlich gegen Alle ohne Ausnahme, und theilen beständig einander und selbst dem Fremden mit, auch bis auf den letzten Bissen. Sie würden sich selbst lieber mit leerem Magen niederlegen, als sich nachsagen lassen, daß sie ihre Pflicht versäumt und dem Mangel des Fremdlings, des Kranken oder des Dürftigen nicht abgeholfen hätten. Der Fremdling hat Anspruch auf ihre Gastfreundschaft, theils weil er von seiner Familie und seinen Freunden entfernt ist, theils weil er sie mit seinem Besuche beehrt hat, und mit einem guten Eindruck auf sein Gemüth wieder von ihnen gehen sollte; der Kranke und Arme, weil es ihm zukommt aus dem allgemeinen Vorrath unterstützt zu werden. Denn war das Fleisch welches man ihm reichte, aus dem Walde gekommen, so gehörte es allen gemeinschaft-

schaftlich zu ehe der Jäger es zu sich nahm; war es Getraide oder Gemüse was man ihm gab, so wuchs es aus dem gemeinschaftlichen Boden auf, doch nicht durch menschliche Macht, sondern durch die des großen Geistes. Ueberdieß betrachten sie sich allesammt, aus dem Grunde daß sie alle von einem Vater abstammen, als eine große Familie, deren Mitglieder zu aller Zeit und bey allen Gelegenheiten dienstfertig und gütig gegeneinander zu seyn, verbunden wären und sich so dem allgemeinen Familienhaupte, dem großen und guten Mannitto wohlgefällig machen müßten. Es sey mir erlaubt dieß durch ein Beyspiel zu erläutern.

Im Jahr 1777 führten einige reisende Indianer ihre Pferde auf meine kleine Wiese, die ich zu Gnadenhütten am Muskingum besaß, um während der Nacht darauf zu grasen. Am Morgen redete ich sie an, und fragte warum sie das gethan hätten? und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie viel Schaden sie mir verursacht hätten, zumal da ich willens gewesen wäre die Wiese in ein Paar Tagen abzumähen. Als ich meine Beschwerde vorgetragen hatte, antwortete einer von ihnen: mein Freund, du scheinst Anspruch auf das Gras welches meine Pferde gefressen haben zu machen, weil du es eingezäunt hattest, nun sag mir aber einmal, wer hat das Gras wachsen lassen? Kannst du das Gras wachsen lassen? Ich glaube nicht, und niemand kann es außer dem großen Mannitto; er läßt es für deine und für meine Pferde wachsen! Siehe, Freund! das Gras welches auf der Erde wächst gehört Allen zu, das Wild in den Wäldern gehört Allen zu! Sage, hast

du niemals Wildpret oder Bärenfleisch gegessen? — "Ja wohl, oftmals!" Nun, hast du denn jemals gehört, daß ich oder irgend ein andrer Indianer sich darüber beschwerte? "Nein!" so laß es dich denn nicht bekümmern, daß meine Pferde nur ein einziges Mal von dem Grase, welches du dein nennest, gegessen haben, da doch das Gras welches meine Pferde aßen, eben so wol wie das Fleisch welches du aßest, den Indianern von dem großen Geist ist gegeben worden. Ueberdieß, wenn du nur darauf merken willst, wirst du finden daß meine Pferde nicht alle dein Gras gegessen haben; aber doch will ich, der Freundschaft wegen, meine Pferde nie wieder in deine Wiese führen.

Die Indianer sind nicht nur gerecht, sie sind auch in mancher Rücksicht ein großmüthiges Volk, und können die Kranken und Bejahrten, wegen Mangel an Kleidung nicht leiden sehen. Sie geben solchen wol eine Bettdecke, ein Hemd, ein Paar Mocksens u. s. w. Sonst schenken sie nicht als mit der Absicht eben so viel wieder zu bekommen, und lassen es den Empfänger merken, was es seyn müsse. Wenn sie Geschenke an fremde machen, so sind sie mit einer Kleinigkeit zum Andenken zufrieden; wenn sie aber an einen Handelsmann etwas schenken, so erwarten sie dafür den doppelten Werth, denn sie sagen, der könne es wohl thun, da er sie so oft betrogen habe.

Sie behandeln einander mit Höflichkeit, und zeigen viel Gefühl, wenn sie nach einer Abwesenheit wieder zusammentreffen. Wenn sie einander des Vormittags begegnen, so pflegen sie einander damit zu grüßen, daß sie sagen: guten Morgen! (a good morning

ning to you) und des Nachmittags guten Abend! Bey dem Händedruck beobachten sie genau die unterscheidenden Benennungen der Verwandschaft und sprechen sie zu gleicher Zeit aus z. B. guten Morgen Vater, Großvater, Onkel, Tante, Vetter, und so fort bis auf den kleinsten Enkel herab. Sie haben auch die Gewohnheit, bejahrte Personen mit denen sie nicht verwandt sind, mit dem Namen Großvater und Großmutter zu begrüßen, nicht in dem Ton der Herablassung oder der verstellten Geringschätzung, sondern als ein aufrichtiges Merkmal der Achtung die sie für das Alter haben. Die gewöhnliche Art der Begrüßung solcher die keine Verwandten sind, geschieht durch das Wort: Freund! wenn indessen junge Leute zusammenkommen so bedienen sie sich solcher Benennungen welche ihren Jahren oder ihrem Stande angemessen sind: sie sagen z. B. guten Morgen Kamrad, Günstling, Geliebter ꝛc. Selbst die Kinder grüßen einander mit Zärtlichkeit. "Ich freue mich dich zu sehen, ist die gewöhnliche Art wie die Indianer einander anreden nach einer kürzeren Abwesenheit, nach einer längeren Abwesenheit aber, bey der Rückkehr eines Abgesandten oder eines Kriegers von einer bedenklichen oder gefährlichen Unternehmung haben sie mehr zu sagen; ersterer wird auf die herzlichste Weise gegrüßt, etwa mit folgendem Ausdruck: Ich danke dem großen Geist, daß er uns das Leben bis auf diesen Tag unsers glücklichen Wiedersehens erhalten hat! Ich freue mich wirklich recht sehr, dich zu sehen", Worauf der Ankommende zu erwiedern pflegt: du redest die Wahrheit, durch die Gnade des großen und guten Geistes wird es uns vergönnet einander wieder zu sehen. Ich

freue mich eben so sehr dich zu sehen. Zu einem Krieger würde man sagen: ich freue mich, daß der große Geist dein Leben erhalten, und dir eine glückliche Rückkehr zu den Deinigen verliehen hat. Sie sind nicht zänkisch, und nehmen sich beständig in Acht einander nicht zu beleidigen. Wenn einer sich durch ein Wort, welches einem andern unversehens entfallen ist, beleidigt oder beschwert findet, so pflegt er zu sagen: Freund, du hast gemacht daß ich argwöhnisch auf dich geworden bin — (was so viel anzeigt als daß er anfängt an der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft zu zweifeln) wenn dann der andre sich erklärt und versichert keine böse Absicht gehabt zu haben, so ist wieder alles gut. Schlägereyen finden unter ihnen nicht Statt; so etwas sagen sie schickt sich nur für Hunde und für Thiere. Doch sind sie Freunde vom Spiel, und Scherzreden, aber immer sorgsam nicht zu beleidigen.

Sie sind sinnreich satirische Bemerkungen vorzubringen, welche freilich Lachen erregen, aber doch selten oder nie beleidigen. Wenn sie z. B. einen schlechten Schützen mit seiner Flinte in den Wald gehen sehen, pflegen sie ihn wol zu fragen, ob er ausginge um Fleisch zu holen, oder gegen andre zu äußern: nun werden wir Fleisch bekommen, denn der und der ist auf die Jagd gegangen (meynen dieß aber nicht!) Wenn sie sehen daß ein feigherziger sich an einen zum Kriege abgehenden Haufen anschließt, fragen sie ihn wol ironisch — wann er wieder zurückkehren würde? (sie meynen daß er wol zurückkehren werde ehe er noch den Feind gesehen) oder sagen

auch

auch wol zu einander: wird er mit seinen Scalps dieses Weges zurückkommen?

Aechter Witz, den man kaum bey einem wilden Volke erwarten sollte, findet sich bey ihnen nicht selten. Ich habe z. B. gehört, daß sie die Engländer und Amerikaner mit einer Scheere vergleichen, einem Werkzeuge, welches aus zwey völlig gleichen scharfschneidigen Messern besteht deren jedes gegen das andre zu gleichem Zwecke nämlich zum zerschneiden anwirkt. Nach der Einrichtung dieses Instruments, könnte es, sagten sie, scheinen, als ob diese zwey Messer, wenn die Scheere zugemacht würde, mit ihren Schärfen aufeinander treffen und sich abstumpfen müßten, aber nicht doch! sie zerschneiden nur was zwischen sie kommt. Eben so machen es die Engländer und Amerikaner wenn sie gegen einander Krieg führen, nicht sie selbst, sondern wir armen Indianer die zwischen ihnen sind, gehen dabey zu Grunde. Auf diese Weise bekommen sie unser Land, und wenn sie das haben, wird die Scheere zugemacht und bis auf weiteren Gebrauch weggelegt.

Sie zeichnen sich aus, durch ihre Achtung gegen das Alter. Bey allen ihren Zusammenkünften, so wol den öffentlichen als den besondern, beweisen sie die größte Aufmerksamkeit auf die Bemerkungen und den Rath der Alten; keiner wird es unternehmen ihnen zu widersprechen oder sich auf irgend eine Weise zu widersetzen oder nur zu reden, wenn er nicht besonders dazu aufgerufen wird. Die Alten sagen sie, haben während der ganzen Zeit unsrer Lebensdauer und selbst lange vor unsrer Geburt gelebt, sie haben also nicht nur alle die Kenntnisse die wir besitzen, son-

sondern noch ein gut Theil mehr. Wir müssen daher unsre unvollkommneren Ansichten ihrer Erfahrung unterordnen. Auf den Reisen wird immer einer von den Aeltesten vorangehen, wenn nicht irgend Jemand besonders hiezu ist bestimmt worden. Wenn ein Solcher sich der Jagd wegen irgendwo verweilt, oder wenn alle um sich auf einige Zeit zu lagern oder irgendwo zu bleiben, Halt machen — so sind auch alle mit dem Orte zufrieden und bezeugen daß er wohl gewählt sey. Ueber diese bemerkenswerthe Seite des Charakters der Indianer, werde ich mich im Verfolg dieses Werks noch weitläuftiger auslassen.

Sie haben ein lebhaftes angebornes Gefühl von Gerechtigkeit, wodurch sie zuweilen zu Handlungen bewogen werden können, die von einigen heroisch, von andern romantisch, und von nicht wenigen vielleicht barbarisch genannt werden dürften. Der letzte ist indessen ein vieldeutiger unbestimmter Ausdruck, welcher wenn es überhaupt einen Sinn hat, vielleicht so erklärt werden möchte, daß damit etwas was bey uns anders ist, angezeigt würde. Wie dem auch seyn möge, jenes Gefühl findet sich zuverlässig bey den Indianern, und da ich es nicht besser als durch die Wirkungen die es hervorbringt beschreiben kann, so will ich mich damit begnügen, über diesen Gegenstand eine Geschichte anzuführen, welche sich im Jahr 1793 in einem Indianer Dorfe, 9 Meilen von Montreal genannt La Chine, zutrug, und mir in dem nämlichen Jahr von Hr. La Remée, einem Französischen Kanadier und Einwohner des genannten Orts, den ich für einen äußerst wahrheitsliebenden Mann halte, ist erzählt worden. Ich befand

mich

mich damals auf meiner Rückreise von Détroit, in Gesellschaft von General Lincoln und einigen andern Herren, die bey der Erzählung gegenwärtig waren und ihr vollkommen Glauben schenkten. Ich hielt sie damals für so anziehend, daß ich sie in meinem Tagebuche niederschrieb; aus welchem ich sie nunmehr entlehne.

Es fanden sich in dem genannten Dorfe La Chine zwey ausgezeichnete Indianer, der eine durch seine Größe — er maaß 6 Fuß 4 Zoll — der andre durch seine Stärke und Rüstigkeit. Als diese einstmals einander auf der Straße begegneten, und zwar in Gegenwart eines dritten, so redete der erste den andern auf eine stolze Weise in so beleidigenden Ausdrücken an, daß der zweyte dieß nicht so hinnehmen konnte: er nannte ihn einen Feigherzigen, sagte, daß er in allen Stücken tief unter ihm stände, und reitzte seinen Zorn so sehr, daß letzterer, unfähig sich länger zu bezwingen, auf der Stelle erwiederte: du hast mich gröblich beschimpft aber ich will es dir wol wehren so etwas je wieder zu thun und in demselben Augenblick stach er ihn mit seinem Messer durch den Leib, so daß er todt neben ihn hinfiel. Das ganze Dorf kam hiedurch sogleich in Bewegung und ein zahlreicher Haufe von Indianern versammelte sich, während der Mörder, der sich neben der Leiche hingesetzt hatte, sein Schicksal kaltblütig erwartete, welches kein andres, als augenblickliche Ermordung seyn zu können schien, zumal da der ganze Haufe schrie, schlagt ihn todt, schlagt ihn todt! Obgleich er nun auch seinem Leibe und seinem Kopfe eine Haltung gab, ganz wie einer der sich anschickt den Streich des Tomahawk

zu

zu empfangen, so trat doch keiner hervor um die Hand an ihn zu legen, sondern nachdem man den todten Körper weggeschafft hatte, ließ man ihn allein. Als er nun hier den erwarteten Todesstreich nicht empfing, begab er sich nach einer mehr besuchten Stelle des Dorfs und legte sich da auf die Erde hin, in der Hoffnung daß man hier um so eher ein Ende mit ihm machen würde; die Zuschauer aber, nachdem sie ihn angeschauet hatten, entfernten sich sämmtlich wieder. In dem Gefühl daß er sein Leben verwirkt habe, und voll Verlangen aus dem Zustande der Ungewißheit erlöset zu werden, entschloß er sich zu der Mutter des Verstorbenen einer bejahrten Wittwe, zu gehen, und diese redete er mit folgenden Worten an: Frau, ich habe deinen Sohn erschlagen; er hatte mich freilich beschimpft, aber es war doch dein Sohn, und sein Leben war dir theuer. Ich übergebe mich daher anjetzt deinem Willen. Bestimme wie du es gehalten haben willst, und erlöse mich bald aus meinem Elende. Die Frau erwiederte hierauf: du hast freilich meinen Sohn, der mir theuer, und die einzige Stütze meines Alters war, erschlagen. Ein Leben ist also dahin, aber um deßwillen auch das deinige zu nehmen, kann mir nichts nützen, noch meine Lage verbessern. Du aber hast einen Sohn, willst du mir den statt des Erschlagenen geben, so soll alles ausgetilgt seyn. Der Mörder versetzte; Mutter, mein Sohn ist nur noch ein Kind von 10 Jahren und kann dir von keinem Nutzen seyn, sondern wird dir vielmehr Last und Mühe verursachen, aber hier bin ich, wirklich im Stande dich zu ernähren und zu unterstützen, wenn du mich als deinen Sohn annehm-

nehmen willst, so soll von meiner Seite nichts fehlen, dir dein Leben angenehm zu machen, so lange es dauert. Die Frau ging den Vorschlag ein, nahm ihn sogleich als ihren Sohn an, und versetzte die ganze Familie in ihr Haus.

Wir müssen nun aber auch die andre Seite des Gemähldes sehen! Man kann nicht anders als zugeben, daß die Indianer überhaupt genommen, rachsüchtig und grausam gegen ihre Feinde sind; daß sie selbst wenn die Schlacht geendigt ist, eine kaltblütige Rache an ihren wehrlosen Gefangnen üben; daß es ihnen in ihren Kriegen gleich gilt welcher Mittel sie sich bedienen um ihren Widersachern zu schaden und sie zu vernichten, daß Kriegslist und Ueberraschung eben so oft von ihnen angewandt werden, als offenbare Gewalt. Dieß ist alles wahr. Des Lichts der einzig wahren christlichen Religion beraubt, nicht zurückgehalten durch die Gebote und nicht geleitet durch das Beyspiel des Gottes des Friedens, geben sie zu Zeiten der Heftigkeit ihrer Leidenschaften zu sehr nach, und begehen Thaten welche dem Auge des Menschenfreundes Thränen auspressen. Alles erwogen aber, sind wir besser als sie! Diese Frage verspare ich für ein eigenes Kapitel.

Anmerkungen. 5) Der Character der Indianer ist wie der, andrer uncivilisirter Völker, ein Gemisch von Wildheit und Sanftheit. Sie werden an der einen Seite von Begierden und Leidenschaften geleitet, welche sie mit den wildesten Thieren in ihren Wäldern gemein haben, und sie besitzen an der andren Seite Tugenden welche der menschlichen Natur zur Ehre gereichen .... Es giebt in den verschiedenen Landstrichen des weiten

Conti-

Continents den Indianer bewohnen, Völkerschaften von verschiedener Gemüthsart und von mancherley Character. — Meine Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf die in den westlichen Gegenden wie z. B. die Nadowesser, Ottogami, Chippewäer, Winneboger und Saukies. . . . Ich leugne nicht daß die Indianer von einer grausamen, rachsüchtigen harten Gemüthsart sind . . . . man kann sie aber auch, ich rede von solchen Stämmen die wenig Verkehr mit Europäern haben, mäßig in Essen und Trinken nennen, sie widerstehen mit beyspielloser Geduld den Anfällen des Hungers und dem Ungestüm der Witterung und betrachten die Befriedigung ihrer Begierden nur als eine untergeordnete Angelegenheit. — Sie sind auch gesellig und freundlich gegen diejenigen die sie für ihre Freunde halten, und selbst gegen die von ihnen adoptirten Feinde, sie theilen mit ihnen den letzten Bissen und wagen ihr Leben zu ihrer Vertheidigung . . . . Da sie von Jugend auf unzählige Beschwerden zu ertragen gewohnt sind, so erheben sie sich bald über das Gefühl der Furcht vor Gefahren oder vor dem Tode, und ihre Standhaftigkeit, ihnen durch die Natur eingepflanzt, und durch Beyspiele, Vorschriften und Umstände verstärkt bleibt sich immer gleich. Wiewol sie träge und unthätig sind so lange ihr Vorrath von Lebensmitteln noch nicht erschöpft ist, und ihre Feinde sich in der Entfernung befinden, so sind sie doch unermüdlich und beharrlich in der Verfolgung des Wildes oder in dem Angriffe auf ihre Feinde.

Sind sie schlau und hinterlistig, bereit jeden Vortheil zu benutzen, sind sie ruhig und besonnen in ihren Rathsversammlungen, und im höchsten Grade vorsichtig ihre Gesinnungen nicht zu verrathen oder ein Geheimniß zu offenbaren, so können sie sich zu gleicher Zeit auch rühmen, mehr unternehmende Eigenschaften zu besitzen. . .

In

In Beziehung auf das Ganze der Gesellschaft der sie angehören besitzen sie eine Anhänglichkeit an die Mitglieder ihrer Gesammtheit von der Art, wie in andern Ländern nicht bekannt ist — sie vereinigen sich, als ob nur ein Geist sie regierte, gegen die Feinde ihrer Nation, und verbannen jede hiemit streitende Betrachtung aus ihrem Gemüth. Sie berathschlagen ohne unnöthige Opposition und lassen sich von den Anreizungen zum Neide oder zum Ehrgeize bey den Maaßregeln die man zu nehmen nöthig findet um die Feinde zu vertilgen, nicht hinreißen. Keine selbstsüchtige Rücksichten haben jemals auf den Rath den sie geben Einfluß oder stehen ihren Berathungen im Wege, Bestechungen oder Drohungen vermögen auch nicht, die Liebe zu ihrem Vaterlande bey ihnen zu verringern. Die Ehre ihres Stammes, und die Wohlfahrt ihrer Nation setzen ihr Gemüth hauptsächlich in Bewegung, und aus diesen Regungen entspringen größtentheils alle ihre Tugenden so wie alle ihre Fehler . . . .

Carver S. 408 ff.

6) Der Anblick der Wilden (zu Post Vincenes wo sich etwa 4 bis 500 von mehreren Stämmen aus der Gegend der obern Wabash des Handels wegen eingefunden hatten) war für mich ein neues und befremdendes Schauspiel. Man denke sich beynahe nackte Körper, durch die Sonne und die freye Luft bronzirt, von Fett und Rauch glänzend, den Kopf entblößt, grobes schwarzes schlichtes und herabhängendes Haar, das Gesicht mit schwarzer blauer und rother Farbe in runden, viereckigen und andern Figuren bemalt; die Nasenwand durchbort um einen dicken Ring von Kupfer oder Silber zu tragen; Ohrgehänge die in 3 Absätzen von den Ohren auf die Schulter herabreichen, und in Ohrlöchern hängen durch welche man den Finger stecken kann; vorn und hinten

eine

eine kleine viereckige an einem Gürtel von Band oder Strick befestigte Schürze; die Schenkel und die Beine bald nackt, bald mit einer langen aus Tuch verfertigten Kamasche (legging im Engl.) bedeckt; Schuhwerk aus einer geräucherten Haut an den Füßen; in gewissen Fällen ein Hemd mit weiten und kurzen Aermeln, mit blauen und weißen Bändern besetzt, und um die Schenkel flatternd: über dem Hemde ein wollnes Deckkleid, oder ein viereckigtes Stück Tuch über die eine Schulter geworfen, und unter der andern oder unter dem Kinne zusammengeknüpft. — Ist es darauf angelegt sich zu einem Feste oder zum Kriege zu schmücken, so werden die Haare geflochten, und die Flechten mit Federn, Kräutern, Blumen selbst mit Knöchelchen verziert: die Krieger tragen am Vorderarm breite kupferne oder silberne Ringe, welche den Halsbändern unsrer Hunde ähnlich sind, und um den Kopf Binden (diadêmes) welche aus silbernen Schnallen und Glaswerk verfertigt sind: in der Hand die Pfeife oder das Messer, oder den Streitkolben (le casse tête) und den kleinen Toilettspiegel, dessen jeder Wilde sich um so viel Reize zu bewundern, mit größerer Coquetterie bedient als die eitelste Zierpuppe von Paris. Die Frauen deren Schenkel etwas mehr bedeckt sind, unterscheiden sich noch von den Männern dadurch, daß sie fast beständig ein oder zwey Kinder auf dem Rücken tragen in einer Art von Sack dessen Enden vor der Stirne zugeschürzt werden. Wer Männer oder Frauen aus Böhmen gesehen hat, der kann sich von diesem Aufzuge eine ziemliche Vorstellung machen.

Einige Schriftsteller haben behauptet, daß die Wilden einander so ähnlich sehen, daß man Mühe hätte sie von einander zu unterscheiden . . . mir sagte Petite Tortue (die kleine Schildkröte oder Michikinakoua bey den Seinigen, ein Chef der Miämis) von Nation zu Nation erkennen

kennen wir einander auf den ersten Blick: das Gesicht, die Farbe, die Gestalt, die Knie, die Beine, die Füße sind für uns sichre Merkmale; die Fährte unterscheidet nicht nur Männer, Weiber und Kinder sondern auch die Völkerschaften, — wir setzen unsre Füße nicht auswärts wie ihr Europäer, sondern gerade aus um in dem Gesträuch weniger gehindert zu werden, einige Völkerschaften setzen aber die Füße etwas mehr einwärts, haben breitere oder kürzere Füße, treten mehr auf die Hacken oder auf die Zähen u. s. w. Man rühmt mit Recht die Gestalt (la taille) der Wilden, sie sind überhaupt genommen schlank und gut gewachsen, der Körper ist größer und stärker bey denen die einen wohlbewässerten fruchtbaren Boden bewohnen wie die von dem Wabash, schmächtiger und kürzer bey denen die einen schlechtern Boden haben, wie alle welche jenseits des 45ten Grades wohnen. . . . Man hat auch die feste Gesundheit der Wilden gerühmt . . . allerdings wird sie durch ihre Lebensart sehr abgehärtet — aber eben diese Lebensart hat auch unvermeidlich nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit . . . und es ist eine bekannte Thatsache daß jeder Europäer der sich an die Lebensart der Wilden gewöhnt hat, dadurch stärker geworden ist und alle die Extreme derselben besser ertragen hat, als die Wilden selbst. Dr. Rush sagt der Puls schlage langsamer bey den Wilden, mir hat indessen der Puls von Petite Tortue dem meinigen ganz ähnlich geschienen. Ist der Geschlechtstrieb bey ihnen schwächer, so liegt in der Nothwendigkeit für seine Erhaltung zu sorgen der Grund warum der Wilde enthaltsam und beynahe keusch ist — er darf sich durch Ausschweifung nicht schwächen ohne Gefahr zu laufen sogleich in dem Angriffe der Menschen oder der Natur zu erliegen. . . .

Das Resultat also ist, daß die Tugenden der Wilden sich auf einen unerschrocknen Muth in Gefahren, auf eine

ne unerschütterliche Festigkeit unter Martern, auf die Verachtung des Schmerzes und des Todes, und auf Geduld unter allen Besorgnissen und Verlegenheiten des Lebens zurückführen lassen. Dieß sind ohne Zweifel sehr nützliche Eigenschaften, sie sind aber ganz auf das Individuum beschränkt, sind durchaus egoistisch und ohne Nutzen für die Gesellschaft, und überdieß sind sie die Beweise von einer wahrhaft elenden Existenz, und von einem so entarteten oder so nichts bedeutenden gesellschaftlichen Zustande, daß der Mensch keine Hülfe, keinen Beystand in demselben findend, genöthigt ist, sich in den Mantel der Verzweiflung zu hüllen, und darnach zu streben, sich gegen die Schläge des unvermeidlichen Schicksals zu verhärten.

Volney II. 423 etc.

7) Was den religiösen Sinn der Indianer betrifft, so ist Carvers Erzählung von dem Betragen eines jungen angesehenen Winneboger bey dem Anblick des großen Wasserfalls im Missisippi bekannt genug (s. Carver S. 67) derselbe Verfasser erzählt, daß er den Chief der Ottawa-Völkerschaft, nachdem Carver sich von ihm verabschiedet hatte, mit lauter Stimme beten hörte: daß der große Geist ihm (dem abreisenden Fremden) eine glückliche Reise verleihen und ihm schenken wolle, "bey Tage einen unbewölkten Himmel und ein ruhiges Gewässer, bey Nacht daß er auf einer Biberdecke ruhen ungestörten Schlaf und angenehme Träume haben, und beständig sicher seyn möge unter der großen Friedenspfeife".

Carver S. 24.

Herr Long sagt: der Indianer leitet Alles was ihm Gutes begegnet von dem Herrn des Lebens, (Kitchee Mannittoo) ab, und wendet sich auch an Ihn, selbst in Allem was er zu seiner täglichen Erhaltung nöthig hat.

Ihm

Ihm schreibt er seine Siege und jeden glücklichen Erfolg zu, und wenn er besiegte und an den Marterpfahl gebunden ist, dankt er ihm dafür, daß er ihm Muth verliehen habe seine Adern zu öffnen (S. 139). Diese Art zu denken und zu empfinden scheint sich auch in mehreren Reden auszudrücken, welche Long in der Ursprache aus dem Munde der Wilden anführt (S. 57. 119. 145.). Wenn hierin nun nicht leicht ein Irrthum Statt finden kann, wie wird es denn mit der Behauptung stehen: (Volney II. 511.) "die Indianer richten ihre Gebete vorzugsweise und fast ausschließlich an die bösen Geister, (les Génies méchans) ihre Sühnopfer und alles was sich von religiösem Cultus bey ihnen findet, bezieht sich auf diese". Daß die Indianer eine Art von Religion und gottesdienstliche Gebräuche haben, sagt Loskiel (S. 45) ist nicht zu leugnen: nur ist ihr Religionswesen voll Widerspruch und ohne Zusammenhang. Etwas räthselhaft ist was Long (S. 139) von einer Völkerschaft mit Namen Matlaugwessawauks anführt, von der gesagt werde, daß sie kein höchstes Wesen verehre, übrigens aber wie alle andre Wilden sehr abergläubig sey. In Beziehung auf diesen Aberglauben scheint jedoch auch Carver zu behaupten daß die Indianer Gebete an den bösen Geist richten (S. 382) und daß die Furcht größeren Antheil an ihrer Religiösität habe als die Dankbarkeit (S. 388).

Siebentes

Siebentes Kapitel.

Regierung.

Ungeachtet die Indianer kein Gesetzbuch haben, nach welchem ihre Regierung sich richtet, so finden doch ihre Oberhäupter wenig oder keine Schwierigkeit sie zu regieren. Ihnen zur Seite stehen geschickte und erfahrne Rathsmänner, Leute die auf das Wohl ihrer Nation sinnen, und denen eben so sehr wie den Oberhäuptern an der Wohlfahrt derselben gelegen ist. Das Volks verläßt sich ganz auf sie, und glaubt daß alles was sie thun oder beschließen recht und dem Ganzen zuträglich seyn möchte.

Stolz darauf daß sie so fähige Männer zur Besorgung ihrer National-Angelegenheiten besitzen, bekümmern sich die Indianer wenig um das was jene vornehmen, denn sie wissen daß das Resultat ihrer Berathungen zu gehöriger Zeit werde bekannt gemacht werden, und halten sich versichert daß es ihren Beyfall erhalten werde. Dieß Resultat wird dem Volke im Namen des Oberhaupts durch den Sprecher bekannt gemacht; das Volk wird zu dem Ende zusammenberufen und versammelt sich in dem Rathhause (council house), wird alsdann nöthig gefunden einen Beytrag an Wampum zu fordern, um die Ent-

Entscheidung der Oberhäupter zur Ausführung zu bringen, so giebt die ganze Versammlung den nöthigen Beytrag mit Freuden.

Die Oberhäupter tragen fleißig Sorge, alle wichtige Berathschlagungen und Verträge welche sie zu irgend einer Zeit mit andern Völkerschaften geschlossen haben zu ihrer eignen Nachricht und für die folgenden Geschlechter aufzubewahren. So konnten sie in den Jahren zwischen 1770 und 1780 genau anführen, was mit William Penn und ihren Vorältern bey der ersten Zusammenkunft und nachher, verhandelt worden, wie auch die Verhandlungen welche mit den Oberbefehlshabern die ihm nachfolgten Statt fanden. In der Absicht ihr Gedächtniß gleichsam zu erfrischen, und um einen oder mehrere von ihren fähigsten jungen Leuten in diesen Angelegenheiten zu unterrichten, versammeln sie sich ein- oder zweymal im Jahr. Bey diesen Gelegenheiten kommen sie immer an einem auserwählten Platze in den Wäldern, nicht weit von der Stadt zusammen, wo ein Feuer angezündet wird und ihnen zu gehöriger Zeit Lebensmittel hinausgebracht werden. Da werden denn auf einem großen Stück Baumrinde oder auf einer Decke, alle Urkunden in einer solchen Ordnung niedergelegt, daß sie sogleich jede einzelne Rede unterscheiden können, gerade wie wir den Inhalt eines schriftlichen Aufsatzes aus der Aufschrift die er führt erkennen. Wenn irgend eine Schrift auf Papier oder Pergament mit den Wampum-Gürteln oder Schnüren zusammengeheftet ist, so ersuchen sie einen Vertrauten aus den weißen Leuten, wenn sie einen solchen haben können, ihnen den Inhalt vorzulesen. Ihr Sprecher,

der immer unter solchen die mit vorzüglichen Fähigkeiten begabt sind ausgewählt wird, und der auch zu dem Geschäfte schon ist angeleitet worden, steht alsdann auf, und sagt mit vernehmlicher Stimme, und mit dem Ernst welchen der Gegenstand erfordert, den Inhalt her, einen Satz nach dem andern bis er alles was zu der Sache gehört vorgetragen hat. Von der Weise, auf welche die Wampum-Gürtel oder Schnüre von dem Sprecher in der Hand gehalten werden, hängt viel ab. Das Umkehren des Gürtels, welches Statt findet, wenn er seine Rede zur Hälfte geendigt hat, ist ein wesentlicher Punct *), obgleich dieß nicht bey allen Reden nach Gürteln vorkommt; wenn dieß aber der Fall ist, und auf eine gehörige Weise geschieht, so kann man daraus eben so gut wissen, wie weit der Redner in seiner Rede gekommen ist, als bey uns durch einen Blick auf die Seitenzahl eines Buchs oder einer Flugschrift, während des Lesens, — ja ein guter Redner wird im Stande seyn, auf einem Gürtel die Stelle bestimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält, gerade wie wir eine Stelle in einem Buche angeben. Die Gürtel

*) Als der berüchtigte Anführer Pontiac in den Jahren zwischen 1760 und 1768 einen Plan verabredet hatte, die Stadt und Besatzung von Détroit zu überfallen und abzuschneiden, zu eben der Zeit wo er eine eindringliche Friedens-Rede, an den damahligen Commandanten Major Gladwyn hielt; sollte das Umkehren des Gürtels das Signal zum Angriff für seine Leute seyn, welche alle ihre zuvor bis zur Länge großer Pistolen abgekürzte Flinten, unter ihren Deckkleidern, versteckt hatten. Dieß ist mir von einigen der achtungswürdigsten Einwohner von Détroit und von den Indianern selbst erzählt worden. (Vergl. Carver p. 160).

tel und Schnüre werden, wenn der Sprecher mit ihnen fertig ist, wieder an das Oberhaupt abgeliefert, von welchem sie sorgfältig in einer dazu bestimmten ledernen Tasche oder einem Beutel (spech-bag) aufbewahrt werden.

Eine Botschaft von Wichtigkeit wird gewöhnlich durch einen untergeordneten Befehlshaber, durch einen Rathsmann, oder durch den Sprecher an den Ort ihrer Bestimmung abgesandt, zumal wenn eine Antwort sogleich erwartet wird. In andern Fällen, wo z. B. eine Antwort auf eine Rede nachgeschickt werden soll, werden zwey geschickte junge Leute dazu erwählt, einer um die Botschaft oder Antwort abzuliefern, der andre um Acht zu geben, daß während sein Gefährte redet, nichts vergessen oder ausgelassen werde. Ist es eine geheime Botschaft, so macht man ihnen zur Pflicht, sie unter die Erde zu nehmen oder zu ziehen, d. h. überall keinem Menschen bekannt zu machen ausser dem, an welchen sie gerichtet ist. Wenn man zu ihnen sagt, sie sollten mit der Botschaft oder Rede in die Erde hinabsteigen, und an dem Orte wo dieselbe vorzutragen ist, wieder hervorkommen, so heißt dieß so viel als von ihnen fordern, sich zu hüten auf dem Wege von niemand gesehen zu werden, und zu dem Ende alle gebahnte Wege zu meiden und durch die Waldungen zu reisen.

Kein Oberhaupt nimmt Rücksicht auf Gerüchte, wenn sie auch die Zeichen der Wahrheit an sich tragen sollten. Bis daß er amtlich und in gehöriger Form von einer Sache ist unterrichtet worden, wird ein Chief immer wenn man ihn über den Gegenstand

befragt, zur Antwort geben: er habe es nicht gehört. Das Gerücht wird bis dahin von ihm angesehen wie der Gesang eines Vogels der vorbeygeflogen ist; sobald er aber amtlich durch eine Wampum-Schnur von irgend einem entfernten Befehlshaber, oder sonst einem Mann von Einfluß dessen Posten ihm Anspruch auf Glaubwürdigkeit giebt von der Sache ist benachrichtigt worden, wird er sagen: Ich habe es gehört, und wird sein Verhalten darnach einrichten.

Die Indianer überhaupt, und insbesondre ihre Oberhäupter bedienen sich mancher bildlicher Redensarten, welche zu versiehen mehrere Belehrung erfordert. Wenn eine Völkerschaft, durch Botschafter oder sonst, zu einer andren auf diese Weise redet, so wird dieß wohl verstanden, wenn sie aber zu weißen Leuten die an eine solche Sprache nicht gewöhnt sind, auf diese Weise reden, so sind Erklärungen nöthig.

Ihre Wampum-Gürtel sind von verschiedener Größe sowol in Rücksicht auf die Länge als auf die Breite. Weiße und schwarze Wampum sind bey ihnen im Gebrauch. Die erstere Art bedeutet aber was gut ist, wie Frieden, Freundschaft, Wohlwollen u. s. w. Die letztere Art deutet das Gegentheil an; zuweilen, wenn man die weißen nicht anschaffen kann, dienen jedoch auch die schwarzen zu Friedensbotschaften; ehe man sie indessen hiezu gebraucht müssen die Schnüre mit Kalk, weißem Thon oder irgend etwas weißfärbenden ganz bestrichen werden. Die Friedenspfeife, welche entweder aus rothem oder schwarzem Stein gemacht ist muß auch weißgefärbt werden, ehe

sie

Digitized by Google

sie bey solchen Gelegenheiten hervorgezogen und gebraucht werden darf.

Landstraßen von einer befreundeten Völkerschaft zur andern, werden gewöhnlich auf dem Gürtel durch eine oder durch zwey Reihen von weißem Wampum welche durch die schwarzen und zwar in der Mitte von einem Ende bis zum andern herlaufen, bezeichnet. Es zeigt an, daß sie in gutem Vernehmen mit einander stehen, und freundschaftlichen Verkehr mit einander unterhalten.

Ein schwarzer Gürtel, mit dem in rother Farbe auf demselben angebrachten Zeichen einer Axt, ist ein Kriegs-Gürtel, (war belt) welcher, wenn er einer Völkerschaft mit einem Ende oder einer Rolle Taback zugeschickt wird, eine Aufforderung ist, sich in einem Kriege mitanzuschließen. Wenn eine so aufgeforderte Völkerschaft von dem Taback raucht, und sagt: er raucht sich gut, so hat sie ihre Einwilligung gegeben und gehört von dem Augenblicke an zu den Verbündeten. Weigert sie sich aber zu rauchen, so würde alle weitere Ueberredung ohne Wirkung bleiben; es hat sich doch aber zuweilen zugetragen, daß Kriegsbotschafter es versuchten, eine Völkerschaft zu überreden und zu nöthigen den Gürtel anzunehmen, indem sie ihn auf die Schultern oder über die Schenkel des Anführers legten, dann aber warf ihn dieser, nachdem er ihn ohne ihn mit der Hand zu berühren abgeschüttelt hatte, mit einem Stocke hinter ihnen her, gerade als ob er eine Kröte oder eine Schlange aus dem Wege schleuderte.

Wiewol sie sich, bey ihren Rathsversammlungen nicht nach der Sitte der weißen Leute niedersetzen, so kann

kann man doch die Haltung die sie annehmen nicht unanständig nennen. Dem Auftrage den sie zu erfüllen haben getreu, vernachläßigen sie das Aeußre, da dieses dem Volke keinen Vortheil bringen kann. Sie setzen sich ohne bestimmte Ordnung um das Raths-Feuer, der eine lehnt sich so der andre anders über, so daß ein Fremder bey dem Anblick der Versammlung denken möchte sie achteten nicht auf das was vorgetragen wird, oder wären des Bleibens müde. Dieß ist jedoch nicht der Fall, auch so wie sie da sitzen haben sie Gelegenheit auf das Gesagte zu merken, und den Gegenstand der Berathung zu erwägen. Da ist nichts zu sehen was ihre Aufmerksamkeit zerstreuen könnte. Sie sind ganz Ohr, wenn sie gleich die Sprecher nicht starr ansehen. In der That, nichts kann sie von dem Gegenstande über den berathschlagt wird abziehen, es sey denn daß das Haus in welchem sie versammelt sind Feuer faßte, oder ein Feind sie angriffe.

Um die Richtigkeit dieser Bemerkung zu beweisen, will ich die folgende Thatsache anführen welche in dem Winter von 1785 bis 86 zu Détroit Statt fand.

Zwey äußerst verwegene Mörder von der Nation der Chippeway, hatten mehrere Monate lang die Stadt und die Gegend durch ihre Drohungen und ihre kühnen in dem Settlement (der Europäer Stadt) verübten Mordthaten in Furcht gesetzt. Sie wurden ergriffen und nachdem zuvor ihre eignen Oberhäupter gerufen und in dem Rathhause waren versammelt worden, wurden sie vor den Commandanten geführt, wo wir ihn die Worte aussprechen hörten: daß sie

nach

nach den Gesetzen ihres Vaters (der Engländer) mit dem Tode bestraft werden sollten. Hierauf sprang der jüngere von den beyden Gefangenen welcher der Sohn des älteren war, von seinem Sitze auf, brach mit Gewalt durch die Thür hindurch, und versuchte mit einem Messer oder Dolch den er unter seinem Deckkleide verborgen gehalten, sich durch die Wache welche man um ihr Entweichen zu verhüten vor der Thür und auf der Straße aufgestellt hatte, einen Weg zu bahnen. Bey diesem Versuch wurde er indessen erstochen und fiel nieder — wodurch denn viel Bewegung draußen, und nicht geringe Unruhe unter den Zuschauern und den Beamten der Regierung im Hause verursacht wurde. Keiner aber von den Indianer Chiefs deren mehrere gegenwärtig waren, rührte sich auf seinem Sitze, oder sah nur umher oder nur einer auf den andern, sondern alle blieben in ihrer vorigen Stellung sitzen und rauchten ihre Pfeife, als ob nichts vorgefallen wäre.

Wiewol es zu Zeiten Einzelne in einer Völkerschaft giebt, welche den Rath und die Anweisung der Oberhäupter nicht achten, so finden solche doch nicht Unterstützung genug, daß sie sich den Maaßregeln der Regierung sollten widersetzen. Gewöhnlich werden sie als entartete Geschöpfe betrachtet, die es nicht wagen dürfen sich zu den Andern zu gesellen, und deswegen einzeln umherlauern und allerley kleinen Schaden zu stiften suchen, wie etwa Kleinigkeiten oder Lebensmittel wegzustehlen. Sobald sie aber weiter gehen, und berüchtigte Diebe oder Mörder werden, betrachtet man sie als eine Schande für die Nation, und da sie gewissermaaßen von ihr ausgestoßen werden,

haben

haben sie auch keine Ansprüche mehr auf den Schuz derselben.

Im Jahr 1785 ermordete ein Indianer dieser Art einen Herrn Evans zu Pittsburg, und als ihm nach einer Gefangenschaft von mehreren Monaten das Urtheil gesprochen werden sollte, so wurden die Oberhäupter seiner Nation (der Delawaren) eingeladen bey dieser Verhandlung gegenwärtig zu seyn. dem Urtheilsspruche beyzuwohnen, auch, wenn sie wollten zur Vertheidigung des Beklagten zu reden. Diese Oberhäupter aber, anstatt zu erscheinen wie gewünscht worden war, sandten den Civilbeamten jenes Orts folgende canonische Antwort: "Brüder ihr habt uns benachrichtigt daß N. N. der einen von euren Leuten zu Pittsburg ermordete, in kurzem nach den Gesetzen eures Landes gerichtet werden soll, und ihr begehrt daß einige von uns bey diesem Urtheilsspruche gegenwärtig seyn möchten. Brüder! da wir wissen daß N. N. immer ein sehr schlechter Mensch gewesen ist, so wünschen wir nicht ihn zu sehen. Wir rathen euch deswegen ihn nach den Gesetzen eures Landes zu richten, und ihn aufzuhängen, so daß er nie wieder zu uns zurückkehren möge!

Ich will diese Materie mit noch einer Anekdote beschließen. Als die Indianer-Nationen in dem Winter 1788 bis 89 bey dem Fort Harmer, an der Mündung des Muskingum versammelt waren, wo eine Uebereinkunft geschlossen werden sollte, so wurde an einem Morgen, ein Indianer von der Seneca Nation, am Ufer des Flusses todt gefunden. Cornplantér, damaliges Oberhaupt der genannten Nation, welcher einige Unruhe unter den Beamten und Einwoh-

wohnern des Orts bemerkte, und besorgt war daß die Mordthat zu dieser Zeit und an diesem Ort viel Störung verursachen möchte, machte am Morgen seine Aufwartung bey dem Gouverneur, und ersuchte ihn wegen des Umstands der in der vorigen Nacht Statt gefunden hätte unbekümmert zu seyn, denn der Ermordete wäre ein Mensch gewesen an dem nichts läge. Dieß sollte mit andern Worten so viel anzeigen, daß ihn seine Nation wegen seines schlechten Betragens nicht anerkennen wollte, und daß sein Tod kein Verlust für sie seyn würde.

Anmerkungen. 8) Bey den Indianern ist keine äußerlich bestimmte Regierungsform eingeführt. Den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen dulden sie nicht, und jeder scheint eine Unabhängigkeit zu genießen die durch nichts beschränkt werden kann. Der Zweck der Regierung scheint mehr auf die äußeren Verhältnisse als auf das Innere gerichtet zu seyn, denn die Aufmerksamkeit der Oberhäupter scheint mehr damit beschäftigt zu seyn, eine solche Einigkeit unter den Mitgliedern des Stammes zu erhalten, wodurch sie in den Stand gesetzt werden auf die Bewegungen ihrer Feinde ein wachsames Auge zu haben, und einträchtig und kräftig gegen sie zu agiren, als durch irgend einige öffentliche Verfügungen die innere Ordnung zu erhalten. Wenn eine Sache, die der Gesammtheit nützlich seyn zu können scheint, von dem Chief im Vorschlag gebracht wird, so steht es jedem frey zu wählen, ob er an der Ausführung derselben Theil nehmen will oder nicht, denn sie haben keine Zwangsgesetze durch welche sie in irgend etwas beschränkt würden. Ist eine Gewaltthätigkeit verübt, oder Blut vergossen worden, so wird das Recht die Uebertretung zu rächen, der Familie des Beleidigten überlassen, die Chiefs maaßen sich

sich keine Gewalt an, die Strafe zu verhängen oder zu mildern.

Carver S. 258. 259.

Die Personen welche an der Spitze eines Stammes oder einer verbündeten Nation stehen, die Oberhäupter oder Häuptlinge also, heißen durchgängig Chiefs. Die Anführer im Kriege, heißen auch Capitains, auch kommt die Benennung "Chief-warior" Kriegsoberster vor. Carver sagt: das eigentliche erbliche Oberhaupt des Stammes, welches Sachem (Fürst?) heissen solle, werde gewöhnlich König (King) genannt, so wie er auch einer Frau, welche unter den Winnebagoern, statt eines Sachem, die höchste Auctorität ausübte, den Namen Königinn (Queen) beylegt, und nicht minder den Sohn eines ihrer Chiefs Prinz (prince) nennt.

Carver S. 33. vergl. 66 und 257.

9) Die Indianer Nationen, und namentlich die Delawaren und Irokesen haben keine eigentliche bürgerliche Verfassung. Sie sind ohne Obrigkeit, ohne Gesetze, ohne Zwang, das nennen sie Freiheit, und nichts in der Welt ist ihnen wichtiger. . . Jede Nation macht denn doch eine geschlossene Gesellschaft aus, und hat als solche eine Art von Regiment unter sich. Alle Indianer Nationen haben ihre Oberhäupter, die von Europäern manchmal mit Unrecht für Könige sind ausgegeben worden. Ein solches Oberhaupt oder Chief aber, ist weiter nichts als der erste Mann unter seines Gleichen. Jeder Chief hat wieder seine Räthe, die theils versuchte Kriegsmänner, theils andre alte und erfahrne Hausväter sind. Sie machen mit ihm die Rathsversammlung aus, die für die Wohlfahrt ihres Stammes zu sorgen hat. In Angelegenheiten die alle 3 Stämme (der Delawaren) angehen, treten die 3 Chiefs und ihre Räthe durch Abgeordnete zusammen.

Bey

Bey den Delawaren muß ein Chief allemal ein Mitglied des Stammes seyn, dem er vorstehen soll, wird aber nicht von dem Stamme selbst erwählt, sondern von den Chiefs der andern 2 Stämme ... dieß geschieht feierlich ... unter Anreden und Ueberreichung von Wampum-Gürteln. Hat er Verstand und Geschick sich bey dem Volke und den Capitains beliebt zu machen, so unterstützen ihn diese bey dem Volk und geben ihm mit Rath und That an die Hand ... Wohlhabende Indianer sind gleichfalls als Stützen der Chiefs anzusehen, indem sie ihnen so oft es nöthig ist mit Wampum aushelfen. Bey außerordentlichen Fällen aber, werden vom ganzen Volke freywillig Wampum gesteuert. ..

Ein Chief ist allerdings berechtigt und verpflichtet unter dem Beystande seiner Rathsmänner bey seinem Stamme über Ordnung zu halten und Händel und Uneinigkeiten zu schlichten, nur darf er sich nicht einfallen lassen zu befehlen, oder Schärfe, Zwang und Strafen zu gebrauchen. In dem Fall würde er sich sogleich von Allen verlassen seben ... Blos durch gründliche Vorstellungen und freundliches Zureden muß der Chief sein Volk zu regieren suchen ... oft muß er auch List brauchen ... Für seinen Unterhalt muß er selbst sorgen, denn niemand ist verpflichtet ihm etwas zu geben, weil aber in seinem Hause viele Gäste bewirthet werden, und großer Aufwand ist, so helfen ihm seine Freunde und andre Indianer freiwillig mit Wildpret aus, und die Freundinnen seiner Frau gehen ihr mit Pflanzen an die Hand.

Die Söhne eines Chief können ihm in seiner Würde nicht nachfolgen, weil sie ihrer Mutter wegen als Fremde angesehen werden (der Schwester Sohn wird dem eignen Sohn oft vorgezogen, und ist keine Schwester vorhanden so folgt die nächste Verwandtinn in der Würde des Chief (Carver S. 259)) aber beym Enkel, Urenkel und Nef-

Neffen fällt dieser Grund weg. Der Nachfolger eines Chief ist gemeiniglich eine Person die bey dessen Lebzeiten immer um ihn war, und daher mit Amtssachen bekannt ist, und bey den Delawaren muß es so seyn.

Loskiel I. Absch. 10. S. 167 ff.

10) Herr Wels (Heckewelder schreibt William Wells Kap. 34. Volney gewöhnlich M. Ouelse) ein Amerikaner von Geburt der bis in sein 13. Jahr eine gute Erziehung genossen hatte, darauf von den Wilden gefangen genommen und adoptirt wurde, nach dem Frieden aber in die vereinigten Staaten zurückkehrte und im Jahr 1795 als Dollmetscher beym General Wayne in Diensten stand, bestätigte alles was ich von dem regierungslosen unruhigen Leben der (indianischen) Völkerschaften, so wol der umherziehenden als der seßhaften, zu Post Vincennes und in Kentucky gehört hatte. Er sagte mir, daß die versammelten Alten keine beschränkende Macht über die jungen Leute hätten, daß der erste beste zum Aufruhr oder Aberglauben geneigte junge Krieger in einem Morgen eine, weil sie unbeschäfftigt ist, stets unruhige Jugend zum Auflauf bewegen und einen Krieg veranlassen könne, wodurch die ganze Völkerschaft in Ungelegenheit geriethe; daß solche Vorfälle nicht blos veranlaßt würden durch Trunkenheit, und folglich durch Umgang mit Weißen, sondern durch die abergläubigen Begriffe welche sich bey allen Wilden finden, durch eine gewisse Unruhe des Geistes und des Körpers, durch einen eigenthümlichen Durst nach Blut, nach Art der Tiger und der reißenden Thiere. Er theilte mir seltsame Besonderheiten mit, über alle die kleinen friedestörenden Neckereyen zwischen Dörfern und Nachbaren, über die daraus entstehenden Feindschaften, wie auch über den unversöhnlichen Haß wegen der geringsten Beleidigung, endlich über die Vergeltungsrache (vindette ou vengean-

geances de talion) für jede Mordthat oder Verstümmelung . . . Zur Bestätigung hievon wird das Beyspiel eines Chief, Blue Jockey genannt, angeführt, der 22 Jahr lang Haß gegen einen Andern im Herzen getragen hatte, bis er ihn endlich erschlug, dadurch aber die ganze Familie des Ermordeten gegen sich und die Seinigen in die Waffen brachte, worauf er unter dem Geständniß "der starke Trank habe ihn toll gemacht" den Capitain Marshal im Fort Miami bat, die Sache beyzulegen und zu verhüten daß nicht sein Sohn getödtet würde, da dieß, wie er sagte, ungerecht seyn würde, ihn selbst aber würden die Beleidigten zu gesetzter Zeit und am bestimmten Orte finden und möchten ihn todt schlagen . . .

Der Amerikanische Wilde, dem es (nach seiner Lebensart) als Jäger und Schlächter (boucher) tägliches Bedürfniß geworden ist zu erwürgen, zu tödten — hat (im Gegensatz gegen die Beduinen in Arabien) einen umherschweifenden, verschwenderischen und blutdürstigen Charakter — er hat sich in Rotten und Haufen vereinigt, aber nicht zu einem organisirten gesellschaftlichen Körper . . . nach außen befindet er sich in einem Stande des Krieges, der Erbitterung der Grausamkeit, während im Innern die übertriebene Unabhängigkeit jedes Mitgliedes, und das Wegfallen jedes geselligen Bandes, durch die Abwesenheit aller Untergebenheit und aller Auctorität, eine so unruhige und so terroristische Democratie begründet haben, welche man wohl eine wahre und furchtbare Anarchie nennen könnte.

Volney II. 458 ff. und 480.

11) Daß es den Chiefs nicht ganz an einem gewissen obrigkeitlichen oder königlichen Ansehen fehlen könne, erhellet doch auch wol daraus daß die Reisenden sich immer an die Chiefs wenden, wenn sie irgend etwas begehren oder vorzutragen haben. Vergl. Carver S. 81.

Long

Long S. 67. S. 88. auch Heckewelder Kap. 18. Insbesondre scheinen sich die Chiefs ein Eigenthumsrecht auf das Land ihres Stammes zuzuschreiben, s. Heckew. Kap. 42. auch erzählt Long (S. 83 u. f.) daß Sir William Johnson einmal in einer Rathsversammlung von einem Indianer Chief angeredet wurde der ihm sagte, ihm habe geträumt, Sir William habe ihm einen reich besetzten Rock, dem welchen er gerade trüge ganz ähnlich, zum Geschenk gemacht. Sir William antwortete, wenn dem Chief dieß wirklich geträumt hätte, so müsse er auch den Rock haben, worauf er ihn auszog und dem Chief verehrte. In der nächstfolgenden Rathsversammlung erzählte dagegen Sir William Johnson, eben diesem Chief, es habe ihm geträumt, der Chief habe ihm ein Stück Land etwa 9 Meilen lang am Mohawkflusse geschenkt — der Chief lächelte, machte einige Bemerkungen in Beziehung auf seinen neulichen Traum, aber Sir William bekam das Land, und nahm es in Besitz, zufolge einer von den Indianer Chiefs unterzeichneten Urkunde. (Sir William Johnson befand sich im Jahr 1768 als General in Engl. Diensten in Nordamerika).

12) Von dem Rathsversammlungshause (council house) erwähnen Loskiel (I. 10. S. 173) und Long (S. 173) etwa folgendes: das Rathhaus ist entweder das Haus des Chief, welches gemeiniglich groß und geräumig ist, oder ein eignes dazu aufgeführtes Gebäude. Die Rathsmänner werden durch einen Diener zusammengerufen, bringen ihre Pfeifen und Tabak mit, und setzen sich um ein großes Feuer. Weibsleute haben zu den Rathsversammlungen keinen Zutritt, nur etliche werden bestellt das Essen aufzutragen und das Feuer zu unterhalten, welches für eine nicht geringe Ehre angesehen wird. Speise muß immer im Ueberfluß im Rathhause seyn, denn Berathschlagungen

gungen und Essen (jetzt vielleicht auch Trinken s. Loskiel S. 356) wechseln mit einander ab. — Das Rathsversammlungshaus nahe bey Fort Pitt ist lang, mit zwey Feuerstellen in demselben in gehöriger Entfernung von einander, doch ohne Rauchfang und Abtheilung. Man geht in das Haus durch 2 Thüren, deren eine an jedem Ende ist. Ueber der Thür war die Gestalt einer Schildkröte abgezeichnet, sagt Long am angef. O. welches das Abzeichen des besondern Stammes ist. An jedem Thürpfosten war das Gesicht eines bejahrten Mannes ausgeschnitten, als Sinnbild des Ernstes und der Weisheit womit jedes Rathsmitglied begabt seyn sollte (?) An jeder Seite des Hauses befand sich der ganzen Länge nach, ein erhöheter Sitz oder eine Pritsche (platform or bed) 6 Fuß breit und anderthalb Fuß über dem Boden erhöhet, welche aus breiten Stücken gespaltenen Holzes verfertigt war, und sowol zum Schlafen als zum Sitzen diente. Es war dieser Sitz mit einer hübschen Matte von Binsen bedeckt, und an dem obern Theil des Gebäudes saß der König oder erste Chief (great Chief).

13) Die Benennung belt und string oder fathom of wampum ist englisch indianisch. Wampum ist ein krokesisches Wort, und heißt Seemuschelschale. (S. Heckewelder Brief Nr. 19.) String of wampum ist also eine Schnur oder ein Faden worin Muschelschalen gereihet sind. Ist diese Schnur eine Klafter lang und man will im Ausdruck recht genau seyn, so spricht man nicht: string of wampum, sondern braucht das Englische Wort fathom d. i. eine Klafter. Gewöhnlich sagt man string of wampum die Schnur mag kurz oder lang seyn. Ein belt of wampum entsteht wenn mehrere Wampumschnüre an einander gesetzt werden, ist also ein aus Seemuschelschalen verfertigter Gürtel. Ehe Nordamerika von den Europäern entdeckt ward, machten

die

die Indianer ihre Belte und Stringe mehrentheils aus kleinen gleichgeschnittnen Stückchen Holz, die sie schwarz oder weiß färbten. Nur selten verfertigten sie dergleichen aus Muschelschalen, denen sie einen überaus hohen Werth beylegten, weil sie aus Mangel an Werkzeug, sehr viel Zeit brauchten, um ein Wampum zu bereiten, und dennoch hatte ihre Arbeit ein ungeschicktes rohes Ansehen. (Die Muschel befindet sich an den Küsten von New England und Virginia und wird in Korallen (beads) von länglicher Gestalt und etwa 1/4 Zoll lang und rund wie andre Korallen gesägt, wenn sie zu Wampum dienen soll. Carver S. 362). Die Engländer fingen bald nach ihrer Ankunft in Amerika an, die Wampum aus Muschelschalen nett, sauber und in Menge zu verfertigen, vertauschten sie an die Indianer gegen andre Waaren und trieben damit einen sehr einträglichen Handel. Nun ließen die Indianer ihre hölzerne Belte und Stringe fahren und brauchten lauter muschelschalige, die nun zwar im Werth immer mehr fielen, ihnen aber doch jeder Zeit ungemein schätzbar blieben und es noch jetzt sind. . . . Die Indianerinnen verstehen die Kunst, die Belte aus dem Wampum gleichsam zusammen zu wirken, und mit allerhand Figuren zu zieren, nachdem es ihre Bestimmung erfordert. Denn auch die Figuren müssen mit dem Inhalt des dabey gehaltenen Vortrags übereinstimmend seyn. So wie sie aber in einem schwarzen Belte, weiße Figuren anbringen, so machen sie auch dergleichen mit dunkelfarbigem Wampum in die weißen. In einem Friedensbelt wissen sie die Wampum so geschickt aufzureihen, daß z. B. die schwarzen zwey in einander geschlagene Hände vorstellen. Uebrigens ist ein Friedensbelt ganz weiß, eine Klafter lang und eine gute Hand breit. Um die Belte von einander unterscheiden zu können, bringen sie in jedem eine bedeutende Figur an.

Loskiel I. 2. 34 ff.

Achtes

Achtes Kapitel.

Erziehung.

Es kann mit Recht Verwunderung erregen, wie ein Volk ohne ein geschriebenes Gesetzbuch oder ein System der Rechtswissenschaft, ohne eine bestimmte Form oder ein Grundgesetz der Regierung, und selbst ohne eine einzige durch Wahl oder Erbfolge eingesetzte Gerichtsperson, in Friede und Eintracht und Ausübung der sittlichen Tugenden leben; wie ein Volk ohne irgend eine äußere Auctorität wohl und mit Nachdruck regiert werden kann, blos durch die Gewalt der Ueberlegenheit, welche Männer von höheren Geistesgaben über die von gewöhnlicherem Schlage ausüben, blos durch eine stillschweigende aber doch allgemeine Unterwerfung unter die Herrschaft der Erfahrung des Talents und der Rechtschaffenheit. Dieß ist indessen das Schauspiel welches eine Indianer Nation dem Auge des Fremden darstellt! Ich bin während einer langen Reihe von Jahren Zeuge davon gewesen, und nach vielen Beobachtungen und öfterem Nachdenken um die Ursache dieses Phänomens zu entdecken, glaube ich mich davon versichert halten zu können, daß sie hauptsächlich in der Mühe zu suchen ist, welche sich die Indianer geben, dem Gemüthe

ihrer Kinder frühzeitig würdige und tugendhafte Grundsätze einzuflößen, so wie auch in der Methode die sie bey der Erziehung der Kinder befolgen. Diese Methode will ich nicht ein System nennen, denn Systeme sind diesen Söhnen der Natur nicht bekannt, welche eben dadurch daß sie allein den einfachen Anweisungen der Natur folgten, auf einmal entdeckt haben, und nun ohne Anstrengung betreten den ungekünstelten nahe liegenden Pfad, welcher von den Weisen in Europa so lange Zeit ist gesucht worden.

Der erste Schritt den die Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder thun, ist darauf gerichtet sie für künftige Glückseligkeit dadurch vorzubereiten daß sie den zarten Gemüthern derselben einprägen: wie sie ihr Daseyn einem großen, gütigen und wohlwollenden Geist zu danken hätten, der ihnen nicht nur das Leben gegeben, sondern sie auch für gewisse wichtige Endzwecke bestimmt habe; wie dieser ihnen ein fruchtbares geräumiges Land, mit Wildpret aller Art zu ihrem Unterhalt reichlich versehen, zugetheilt, ihnen auch durch einen seiner geringeren Geister von obenherab Korn, Kürbisse, Melonen, Bohnen und andre Gemüsearten zu ihrer Nahrung herabgesendet habe, und daß ihre Vorältern alle diese Wohlthaten mehrere Jahrhunderte lang genossen hätten. Daß dieser große Geist auf die Indianer herabblickte um zu sehen ob sie ihm dankbar sind und ihm die mancherley verliehenen Wohlthaten gehörig vergelten, und daß es deßhalb ihre Pflicht sey ihm ihre Dankbarkeit durch Verehrung desselben und durch die Ausübung dessen was ihm wohlgefällig ist, zu beweisen.

Dieß

Dieß ist der Hauptinhalt des ersten Unterrichts den die Indianer ihren Kindern geben, und ihnen von Zeit zu Zeit wiederholen, welches sie natürlich dahin leitet zu erkennen und immer mehr zu verstehen daß ein Wesen welches so viel für sie gethan hat, alles in der Absicht ihr Wohl zu befördern, in der That gut seyn müsse, und daß es ohne Zweifel ihre Schuldigkeit sey, etwas zu thun was ihm gefallen könne. Man sagt ihnen dann, daß ihre Vorfahren, die dieß Alles aus den Händen des großen Geistes empfingen und im Genusse desselben lebten, gewußt haben müßten, was jenem guten Wesen am wohlgefälligsten sey, und auf welche Weise die Gunst desselben am sichersten erlangt werden könne, und man weist sie an, bey denen die dieß Alles wissen Belehrung zu suchen, von ihnen anzunehmen, und sie wegen der Weisheit und Kenntnisse welche sie besitzen zu ehren. Dieß erweckt bey den Kindern ein lebhaftes Gefühl von Achtung für die Bejahrten, und ein ernstliches Verlangen ihrem Rath und Beyspiel zu folgen. Ihr jugendlicher Ehrgeiz wird ferner gereizt indem man ihnen sagt, daß sie mehr wären als alle übrigen Geschöpfe und Gewalt über sie haben sollten, man giebt sich viele Mühe ihnen dieß Gefühl recht frühzeitig einzupflanzen, und es wird auch in der That das leitende Princip ihres folgenden Lebens, denn man spart keine Mühe, ihnen einzuprägen, daß sie durch die Befolgung des Rathes des am meisten bewunderten und gepriesenen Jägers, Fallenstellers oder Kriegers, in der Folge eben den Grad des Ruhms der diesem zu Theil geworden, auch erreichen würden; daß wenn sie sich nach den Rathschlägen der Bejahr-

ten, der Oberhäupter der vorzüglichsten Weisen richteten, sie künftig auch einmal zur Ehre gelangen, und zu den weisen Männern gerechnet werden könnten, welches ein ehrenvoller Titel ist, der keinen Indianer gleichgültig läßt. Man sagt ihnen endlich daß, wenn sie die Schwachen und Bejahrten ehren, gütig und dienstfertig gegen sie sind, sie einst auch auf gleiche Weise werden behandelt werden, wenn die Reihe an sie kommen werde, die Schwäche des Alters zu fühlen.

Wenn man glaubt, daß diese erste und wichtigste Lection, den Gemüthern der Kinder hinlänglich eingeprägt worden sey, so gehen die Aeltern weiter, ihnen ein Gefühl von dem Unterschied zwischen gut und böse beyzubringen. Sie sagen ihnen, es gäbe gute und böse Handlungen und es stände bey ihnen so wol jene als diese auszuüben oder vorzunehmen; daß gute Handlungen dem guten Geiste der ihnen das Leben gab, wohlgefallen, daß hingegen alles was böse ist von dem bösen Geiste herkomme, der ihnen gar nichts gegeben habe und ihnen auch nichts Gutes geben könne, weil nichts der Art bey ihm sich finde, und der ihnen deswegen das Gute was sie von dem guten Geiste empfangen hätten, beneide, und weit unter diesem stehe.

Diese vorbereitende Lection, wenn man es so nennen darf, erregt nun ganz natürlich den Wunsch zu erfahren: was gut und was böse sey. Dieß lehrt der Vater dem Kinde nach seiner eignen Weise, nämlich nach der Weise, auf welche er selbst von seinen Aeltern belehrt wurde. Es ist keine Lection für eine Stunde oder einen Tag, sondern vielmehr eine

eine lange Folgereihe von mehr practischen als theoretischen Belehrungen, eine Lection welche nicht zu bestimmten Zeiten des Jahrs wiederholt, sondern welche dem Kinde gezeigt, vorgehalten und begreiflich gemacht wird, nicht nur von denen die unmittelbar die Aufsicht über dasselbe führen, sondern von der ganzen Gemeine, welche insgesammt und gleichmäßig an der Leitung welche das aufwachsende Geschlecht bekommt, Antheil nimmt.

Wenn dieser Unterricht in der Form bestimmter Vorschriften ertheilt wird, so muß man nicht denken, daß dieß in einem gebieterischen abschreckenden Tone geschähe, im Gegentheil geschieht es auf die sanfteste und einnehmendste Weise: auch wird das väterliche Ansehen niemals durch harte Zwangsmittel gehandhabt; keine Peitschen, keine Züchtigungen noch selbst Drohungen dienen jemals um einem Befehl Nachdruck zu geben, oder Gehorsam zu erzwingen. Der Stolz des Kindes, ist das Gefühl an welches man sich hält, und welches auch beynahe in jedem Fall das Beabsichtigte bewirkt. Ein Vater braucht nur in Gegenwart seiner Kinder zu sagen: "Ich wünsche dieß ausgerichtet zu haben." Ich wünsche daß eins von meinen Kindern in dieser Angelegenheit für mich ausginge. "Laß doch sehen, welches das gute Kind ist, das es thun will!" Das Wörtchen gut wirkt so zu sagen mit Zauberkraft, und die Kinder wetteifern sogleich mit einander, um den Wünschen ihres Vaters zu entsprechen.

Wenn ein Vater einen alten abgelebten Mann, oder eine Frau der Art, von einem Kinde geführt, vorbeygehen sieht, so pflegt er die Aufmerksamkeit seiner

ner eignen Kinder darauf hinzurichten, indem er sagt: was für ein gutes Kind muß das seyn, welches dem Alter so große Aufmerksamkeit beweist! Das Kind da denkt wirklich an die Zeit wo es auch zu den Alten gehören wird! oder er sagt auch: möge der große Geist, der dieß sieht, diesem guten Kinde ein langes Leben schenken!"

Bey dieser Art der Erziehung werden, wie ich schon gesagt habe, die Aeltern von der ganzen Gemeine unterstützt. Wenn ein Kind von seines Vaters Hause ausgeschickt wird um einer bejahrten Person eine Schüssel Essen zu bringen, so werden alle im Hause dasselbe einstimmig ein gutes Kind nennen. Sie werden fragen: wem gehört dieß Kind, und wenn sie es vernehmen, ausrufen: Ey, hat der Tortoise oder der kleine Bär (wie denn des Vaters Name seyn möge) ein so gutes Kind. Sieht man ein Kind, welches eine alte abgelebte Person führt, durch die Straße gehen, so werden alle Dorfbewohner so daß es von ihm gehört werden kann und um die andern etwa gegenwärtigen Kinder zu ermuntern ein Exempel hieran zu nehmen, einer dem andern zu rufen, hin zu sehen und zu bemerken was für ein gutes Kind dieß seyn müsse. Und so befolgt man meist in allen Fällen diese Weise, um die Kinder über das, was für sie gut, anständig und ehrenvoll ist, zu belehren; da hingegen wenn ein Kind etwas böses begangen hat, der Vater zu ihm sagen wird: "Ach wie schmerzt es mich daß mein Kind diese böse That begangen hat. Ich hoffe es wird nie wieder geschehen! Dieß wirkt gewöhnlich, zumal wenn es in Gegenwart andrer gesagt wird.

Die

Die ganze Anlage der Erziehung bey den Indianern ist mehr darauf gerichtet, den Geist zu erheben, als ihn niederzudrücken, und auf solche Weise entschlossene Jäger und furchtlose Krieger zu bilden.

Wenn daher ein Bursche sein erstes Stück Wild erlegt hat, etwa einen Hirsch oder einen Bären, so werden Aeltern die erwachsene Söhne haben, nicht ermangeln in Gegenwart ihrer Kinder, zu irgend Jemand zu sagen: der Bursche muß den älteren Jägern recht aufmerksam zugehört haben, denn, wiewol er noch jung ist, hat er doch schon einen Beweis gegeben, daß er selbst einmal ein guter Jäger werden wird. Wenn aber auf der andern Seite, ein junger Mensch keinen solchen Beweis giebt so wird man ihm sagen: er hat auf die Gespräche der Aeltern nicht gemerkt.

Auf diese indirecte Weise wird den jungen Leuten über alle Gegenstände Unterricht ertheilt. Sie müssen die Künst des Jagens, Fallenstellens, und Kriegführens, dadurch erlernen, daß sie den Bejahrten zu horchen, wenn diese über jene Gegenstände sich unterreden, indem ein jeder der Reihe nach erzählt, wie er zu Werke gieng; und man verschafft ihnen auch die hiezu erforderlichen Gelegenheiten. Durch diese Art des Unterrichts wird ihre Ehrfurcht für das Alter lebendig erhalten, und noch durch die Betrachtung erhöhet, daß in Zukunft eben die Ehrfurcht auch ihnen bewiesen werden wird, wo junge Leute auch auf ihre Erzählungen aufmerksam hören werden.

Diese Art Unterricht zu ertheilen ist, wie ich glaube, bey allen Indianer-Nationen üblich; sie ist es wenigstens

nigstens bey allen denen mit welchen ich bekannt geworden bin, und legt den Grund zu der freywilligen Unterwerfung unter den Willen ihrer Oberhäupter, wodurch sie sich so sehr auszeichnen. So hat sich denn Jahrhunderte hindurch, ohne Erschütterungen und ohne bürgerliche Uneinigkeiten diese hergebrachte (traditional) Regierung erhalten, wovon sich vielleicht kein ähnliches Beyspiel in der Welt findet; eine Regierungsverfassung in welcher es keine positive Gesetze giebt, sondern blos seit langer Zeit eingeführte Sitten und Gewohnheiten; keinen Codex der Rechtswissenschaft, sondern nur die Erfahrung früherer Zeiten, keine Gerichtspersonen, sondern nur Rathgeber, denen indessen das Volk unbedingten und willigen Gehorsam beweist — wo das Alter Rang giebt, Weisheit Einfluß verschafft, und sittliche Güte, Ansprüche auf allgemeine Achtung zusichert. Dieß Alles scheint durch das einfache Mittel einer vortrefflichen Erziehungs-Methode bewirkt zu werden, durch welche eine starke Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, Ehrfurcht für das Alter, und Liebe zur Tugend dem Gemüthe der Jugend unauslöschlich eingeprägt werden — so daß diese Eindrücke immer mehr Stärke bekommen, in dem Verlaufe der Zeit und bey ihrem Fortgange durch die aufeinander folgenden Generationen.

Anmerkungen. 14) Nichts kann gewisser seyn als die Zärtlichkeit welche sie (die Indianer) gegen ihre Kinder beweisen, und man kann sich ihrer Gunst nicht besser empfehlen als durch einige Aufmerksamkeit gegen die jüngeren Mitglieder der Familie. Ich leite die gute Aufnahme die ich bey den Nadowessiern fand mit aus diesem

sem Grunde her, daß ich den Kindern der Chiefs jener Völkerschaft einige Geschenke machte.

Carver S. 378 u. 379.

15) Ich glaube man wird die Behauptung nicht bestreiten, daß die Indianerinnen ihre Kinder eben so zärtlich lieben als nur Aeltern in den gesittetsten Staaten sich rühmen können ... Eine Mutter säugt ihr Kind bis es 4, u. zuweilen 6 bis 7 Jahr alt ist. Von ihrer unmündigen Kindheit an sind sie bemüht, einen Geist der Unabhängigkeit bey den Kindern zu befördern; man weiß nicht daß sie die Kinder jemals schlagen oder ausschelten, damit nicht die kriegerische Neigung welche ihr künftiges Leben und ihren Charakter zieren soll, geschwächt werden möge. Bey jeder Gelegenheit vermeiden sie alles was zwingend ist, damit die Freyheit die sie ihnen im Denken und Handeln wünschen, nicht eingeschränkt werden möge. Wenn Kinder sterben so beweinen sie den Tod derselben mit ungeheuchelten Thränen nnd werden noch Monate lang auf den Gräbern ihrer abgeschiedenen Kinder weinen. Die Völkerschaft welche Biscantonges und bey den Franzosen les Pleureurs (die Weinenden) heißen, sollen bey der Geburt eines Kindes heftiger weinen als bey seinem Tode, denn sie betrachten das Sterben als eine Reise, von welcher es zurückkehren wird (?), die Geburt aber betrachten sie als den Eintritt in ein Leben voll Gefahren und Unglücksfälle.

Sobald ein Kind geboren ist, geht die Mutter, in der Sommerzeit, an's Wasser und taucht ihr Kind ein, darauf wird es in eine kleine wollene Decke gewickelt und auf ein mit trocknem Moos bedecktes Brett gebunden, welches oben am Kopfende einen Reif hat so daß der Kopf des Kindes nicht verletzt werden kann. Im Winter wird das Kind in Häute und Decken zugleich eingewickelt; in heißer Sommerzeit wird Gaze über den

jungen

jungen Wilden gedeckt um die in den Wäldern sehr lästigen Musikito abzuhalten. Das Brett auf welchem das Kind liegt, wird vermittelst eines breiten gewirkten Traggürtels an der Stirn der Mutter befestigt, und ruht auf ihrem Rücken.

Unter den einigermaaßen gesitteten Wilden füttern die Frauen ihre Kinder mit Brey aus Welschkorn und Milch, wenn sie es haben können, in den nördlichen von den Europäern entfernten Gegenden nehmen sie statt dessen wilden Reis und Hafer, welche man von den Hülsen reinigt, zwischen Steinen zermalmt und mit Zucker und Wasser kocht.

Long S. 60. 61. Vergl. Carver. 235.

16) Die ehemals übliche Art, kleine Kinder auf ein Brett aufrecht zu stellen an welchem die Füße derselben mit einer Schnur befestigt waren, und das Brett an einem Tragbande auf den Rücken zu hängen, ist fast überall abgekommen. Die Beyspiele vieler dadurch verunglückten Kinder, haben einen Abscheu gegen diese Art der Wartung erregt. Die Kinder werden in allen Fällen, als der Mutter gehörig, angesehen. Bey vorkommender Ehescheidung fallen sie ihr alle zu, nur den erwachsenen steht es frey beym Vater zu bleiben. — Eigentliche Kinderzucht hat bey ihnen nicht Statt. Die Kinder haben ihren freyen Willen und werden nie zu etwas gezwungen. Die Aeltern hüten sich, sie zu schlagen oder sie auf eine andre Weise zu züchtigen, aus Furcht die Kinder möchten es ihnen einmal gedenken und sich an ihnen rächen. Gleichwol findet man unter ihnen oftmals recht artige Kinder, die sich den Aeltern gefällig und gegen jedermann dienstwillig bezeigen, welches die natürliche Folge ist, eines vernünftigen Betragens der Aeltern gegen sie ....

Auf

Digitized by Google

Auf den Anzug und Putz ihrer Kinder wenden sie wenig; bis ins 6te Jahr und länger geht der Knabe nackt, die erste Kleidung die er hernach bekommt besteht in einem schmalen Streifen von blauem Tuch, der zwischen den Beinen locker durchgeht, und mit einem Riemen gebunden wird. Den Mädchen hingegen wird, sobald sie gehen lernen ein Röckchen umgebunden.

Gewöhnlich giebt der Vater seinem Kinde im 5ten oder 6ten Jahre einen Namen, der nach seinem Vorgeben ihm durch einen Traum bekannt gemacht worden. Dieses geschieht bey einem Opfer, auf eine feyerliche Weise durch Gesang. Das nennen sie über das Kind beten! Eben so feyerlich gehen sie zu Werke wenn sie einem Erwachsenen der schon einen Namen hat, um ihn zu ehren, einen dazu geben. Wenn aber die Mutter dem Kinde einen Namen giebt, so macht sie nicht so viel Umstände, und nennt es etwa nach einer Eigenschaft die ihr an demselben besonders gefällt, als: das schöne Kind, das Großauge u. d. gl. Einem Kinde das sie nicht lieb haben, geben sie auch wol einen garstigen Namen.

Wenn die Mädchen heranwachsen, so suchen die Mütter sie nach und nach zur Arbeit zu gewöhnen, lassen sie daher gelegentlich ihnen zur Hand gehen, und sind überhaupt darauf bedacht, daß sie die weiblichen Geschäfte in Zeiten lernen. Die Knaben aber werden zu keiner Arbeit angehalten, gehen also ihren Einfällen nach, nehmen vor was ihnen beliebt, und niemand wehrt ihnen. Thun sie Andern Schaden, werden sie nur mit guten Worten darüber erinnert und die Aeltern bezahlen den Schaden lieber doppelt und dreyfach, als daß sie ihre Kinder darüber bestrafen sollten.

Die Knaben üben sich im Gebrauch des Bogens, und schießen nach einem Ziel — nach Tauben, Eichhörnchen

chen u. d. gl. Wächst der Knabe noch mehr heran so bekommt er eine Flinte oder gezogene Büchse. Der erste Hirsch den er schießt veranlaßt allemal eine Feyerlichkeit — ist es ein Bock, so wird er sogleich mit Haut und Haar einem alten Manne geschenkt, der damit alle alte Männer im Dorfe tractirt. Ist aber sein erstes Wild eine Hirschkuh, so wird sie einer alten Frau geschenkt, welche dabey eben so verfährt wie der alte Mann bey dem Hirschbock.

Loskiel I. 5. 79. 80.

17) Ich setze hinzu, sagt Volney (II. 496) nachdem er obige Stelle aus Long, daß die Mütter den Kindern allen Willen lassen angeführt hatte, daß auch hier wie in dem ganzen Wesen der Wilden, die Triebfeder der Selbsterhaltung wirksam ist. Denn um sich desto unerschrockenere Vertheidiger zu geben, verziehen die Mütter auf solche Weise ihre Kinder, welche sie einst, nach der allgemeinen Praxis dieser Völker, verachten, sich unterthänig machen, ja selbst schlagen werden. — Zuweilen bringen sie die Abendstunden damit zu, den Kindern die Züge des Muths, die Großthaten ihrer Väter, der Helden des Stammes zu erzählen, wie sie während ihres Lebens so und so viel Feinde tödteten, scalpten, verbrannten; oder wie sie, wenn sie das Unglück hatten gefangen genommen zu werden, mit erhabenem Muthe die fürchterlichsten Martern erduldeten. Zuweilen unterhalten sie die Kinder mit den innern Zwistigkeiten des Stammes, mit den Beschwerden über diese oder jene Nachbaren, mit behutsam zunehmenden Maaßregeln um sich zu gelegener Zeit dafür rächen zu können. Auf solche Weise geben sie (die Mütter) ihnen (den Kindern) Unterricht in der Verstellung, der Grausamkeit, dem Hasse, der Behutsamkeit, in der Rache und dem Blutdurst. Sie ermangeln nicht die erste sich darbietende Gelegenheit zu be-

benutzen, ihre Kinder bey der Hinrichtung eines Gefangenen behülflich seyn zu lassen, sie zu der Kunst zu martern anzuleiten, und ihnen an dem Kanibalenfest womit sich jene Scenen endigen Antheil zu verschaffen. Man fühlt was für einen Eindruck solche Lehren auf die jungen Köpfe machen müssen! Auch ist die stete Wirkung derselben keine andre als die, den jungen Wilden einen ungelehrigen, herrischen widerspänstigen Charakter zu geben, der sie zu Feinden alles Widerspruchs und jedes Zwanges macht, und sie dabey doch verstellt, arglistig und selbst fein seyn läßt, denn die Wilden haben zugeschnittne Formen von Feinheit welche eben so zusammengesetzt sind, wie die eines diplomatischen Corps; mit einem Worte sie bringen es dahin, daß ihre Kinder alle die Eigenschaften in sich vereinigen welche zur Erreichung des Zwecks ihrer herrschenden Leidenschaft nämlich der Rache und der Mordsucht, erfordert werden. . .

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Sprachen.

In dem ganzen Nord-Amerikanischen Gebiet welches gegen Norden und Osten durch den Atlantischen Ocean, und gegen Süden und Westen durch den Missisippi und die Besitzungen der Englischen Hudsons Bay Compagnie begrenzt wird, scheinen nicht mehr als vier Hauptsprachen einheimisch zu seyn. Diese theilen sich freylich in mehrere Mundarten, welche alle aber von einer oder der andern der vier Grundsprachen abgeleitet werden können. Einige von diesen trifft man auch noch jenseits des Missisippi an, und vielleicht bis nach den Felsen-Gebirgen (Rocky-Mountains) hin.

Die vier Hauptsprachen sind:

1) Die Karalit-Sprache.

Diese Sprache wird von den Grönländern und auf dem festen Lande von den Eskimo auf der Küste Labrador geredet. Die Formen und Grundregeln derselben sind durch die Grammatik und das Wörterbuch des ehrwürdigen Egede *) bekannt genug, wie auch

*) Grammatica Groenlandico-Danico-Latina, edita a P. Egede. Hafniae 1760. 8. Dictionarium groenl. danico-lat. adornatum a P. Egede. Hafniae 1750. 8.

Digitized by Google

auch durch die Schriften eines Bartholinus, Woelbike, Thorhallesen, Cranz und Andrer. Sie ist von den Missionären der Brüder-Kirche fleißig studirt worden, und man darf erwarten daß die Grundregeln derselben durch diese noch mehr werden erläutert werden. In Grönland fangen die vielbefassenden Wortformen an, welche die Sprachen auf dem weiten Continent von Amerika, so weit sie bekannt sind, eigenthümlich auszeichnen sollen, und sie zeigen sich um so merkwürdiger in ihrem Contrast mit der Einfachheit der Wörterbildung in den Idiomen welche auf den entgegengesetzten Europäischen Küsten, auf Island, in Norwegen, Schweden und andren Ländern gesprochen werden. Aus diesem Umstande scheint zu erhellen, daß Amerika ursprünglich nicht von Europa aus bevölkert wurde.

2) Die Irokesen-Sprache (the Iroquois).

Diese Sprache reden die Mengwe oder Sechs Nationen, die Wyandots oder Huronen, die Nadowessier, die Assinipoetuk, von den Franzosen Assiniboils, Assinipoils oder Sioux genannt, nebst andren Stämmen vorzüglich jenseits des Lorenzo, in mancherley Mundarten. La Hontan begreift diese Mundarten unter dem Namen der Huronen-Sprache, vermuthlich weil diese Völkerschaft den Franzosen die im Bunde mit ihnen standen, besser bekannt war, als die Irokesen welche sich mit den Engländern verbündet hatten *). Alle diese Sprachen, wie sie im Allge-

*) Die Huronen zerfielen vor sehr langer Zeit, vielleicht vor Jahrhunderten mit den Irokesen; sie führten öftere Kriege mit einander, und erstere zogen darauf in entfernte

gemeinen mögen genannt werden, sind Mundarten einer und derselben Grundsprache, und genau mit einander verwandt. Herr Carver irrt sich, wenn er die Sprache der Nadowessier vorstellt als ob sie zu einer von dem Irokesischen verschiedenen Classe von Sprachen gehörte *). Man darf nur die Wörterbücher welche wir von diesen beyden Idiomen besitzen mit einander vergleichen, um die große Aehnlichkeit die sie mit einander haben, zu bemerken. Unglücklicherweise haben wir von keiner dieser Mundarten eine Grammatik, wir haben in der That ausser dem schon erwähnten Wörterbuche von Zeisberger, nebst einigen schätzbaren kürzlich wieder aufgefundnen grammatischen Aufsätzen von ebendemselben nichts als ein weitläuftiges Verzeichniß von Wörtern aus der Huronen-Sprache, von dem Vater Sagard **), einem guten frommen französischen Missionär, aber von beschränkten Fähigkeiten, der auch zu kurze Zeit unter jener Nation sich aufhielt, als daß er eine zuverlässige Nach-

fernte Gegenden wo sie sich anbaueten und von den französischen Missionären und Handelsleuten angetroffen wurden.

*) Carver sagt es gäbe in Nord-Amerika vier verschiedene Sprachen, die der Irokesen in Osten, die der Chippeway oder Algonkin in Nordwesten, die der Nadowessier in Westen, die der Cherokesen ꝛc. im Süden. S. Reisen Kap. 17. Capitain Carver der überhaupt genommen ein genauer Beobachter gewesen zu seyn scheint, hielt sich zu kurze Zeit unter den Indianern auf, um eine richtige Kenntniß ihrer Sprachen zu erlangen.

**) Le Grand Voyage du pais des Hurons par Samuel Sagard. Paris 1632. Welchem ein Wörterbuch der Huronen-Sprache nebst einer Vorrede beygefügt ist.

Digitized by Google

Nachricht von ihrer Sprache hätte geben können. Er beschreibt sie in seiner Vorrede, als arm, unvollkommen, unregelmäßig und untauglich zu einem klaren Ausdruck der Gedanken, worin ihm aber Andre widersprechen, von denen wir Ursache haben zu glauben, daß sie besser unterrichtet waren. Zeisberger betrachtet das Irokesische (wovon das Huronische eine Mundart ist) als eine reiche und vollsinnige Sprache. Sir William Johnson *) rühmt das Kraftvolle dieser Sprache; Coldon **), wiewol er sie nicht selbst kannte, spricht nach dem Urtheil Andrer auf gleiche Weise von ihr. In der That, Vater Sagard's Wörterbuch selbst, wenn es von einem der mit den Wortformen der Indianer Sprachen bekannt ist, aufmerksam gelesen wird, giebt hinlängliche innre Beweise von den falschen Ansichten des guten Sagard, seines Verfassers.

3) Die Lenape Sprache.

Dieß ist die am weitesten verbreitete Sprache unter allen die diesseits des Mississippi gesprochen werden. Sie ist die herrschende in den weitläuftigen Landstrichen von Canada, von der Küste Labrador bis an die Mündung des Albanyflusses, welcher sich in die Hudsons Bay, an der südlichsten Grenze derselben, ergießt, und von hier bis an den Waldsee (the Lake of the wood) welche die nordwestliche Grenze der vereinigten Staaten bildet. Sie scheint die Sprache aller Indianer in jenem ausgedehnten Umkreise zu seyn, ausgenommen derer von Irokesischer Abkunft, die aber bey

*) Philos. Trans. Abr. Vol. LXIII. p. 142.

**) History of the Five Nations. p. 14.

bey weitem am wenigsten zahlreich sind. Weiter nordwestlich in dem Gebiet der Hudsons Bay Compagnie, sind andre Indianer-Völkerschaften entdeckt worden, wie die Schwarzfuß-Indianer (Bleckfoot Indians) die Sussee — die Schlangen-Indianer und Andre, deren Sprachen von dem Irokesischen und dem Lenapeschen verschieden seyn sollen, man ist aber nicht im Stande nach den dürftigen Wörterbüchern, welche Mackenzie, Umfreville und andre Reisende gegeben haben, mit Zuverlässigkeit über jene Idiome zu urtheilen. Wir müssen auf weitere Belehrungen hierüber warten, ehe wir entscheiden.

Jenseits der Grenzen von Canada finden sich wenig Irokesen, außer den Ueberresten von denen, die ehemals in der Nachbarschaft der großen Seen, in den nördlichen Districten des jetzigen Staates New-York ansäßig waren. In der Nähe von Détroit finden sich noch einige Wyandots. Alle übrige Indianer, welche anjetzt dieß Land bis an den Mississippi hin bewohnen, sind von dem Stamme der Lenape und reden Mundarten der Sprache desselben. Es ist gewiß, daß sie zur Zeit der Ankunft der Europäer, die ganze Küste von dem nördlichsten Punct in Nova Scotia (Neu Schottland) bis zum Roanoke in Besitz hatten. Daher hießen sie Wapanachki oder Abenakis, "Männer des Aufgangs". La Hontan giebt ein Verzeichniß der Indianer Nationen im alten Acadie, welche sämmtlich Mundarten der Abenaki Sprache, oder wie er es nennt der Algonquin Sprache redeten. Es waren die Abenakis, Micmacs, Canibas, Mahingans (Mohicans), Openangos, Soccokis und Etchemins, nach welchen ganz Neu Schottland, mit Ausnahme

nahme der Halb-Insel, nebst einem Theil des jetzigen Maine-Districts, von den Franzosen ehedem das Land der Etchemins genannt wurde. Er sagt nichts von den Souriquois, von welchen man weiß daß sie auch in Acadia wohnten, und gleichfalls einen Dialect der Lenape Sprache redeten.

Im Innern des Landes finden sich überall die Lenape und die mit ihnen verwandten Stämme. Die Miamis oder Twightwees, die Polowatomies, die Mesissangees, die Kickapoos, alle die Indianer welche ehedem das Innre unsres Landes diesseits des Missisippi und der großen Seen bewohnten, und deren Ueberreste es noch gegenwärtig bewohnen, sind nach den Mundarten die sie reden, ohne Zweifel von Lenapischem Ursprung. Die Shawanos wohnten, wie man sagt, ehedem an dem Flusse Savannah in Georgien, und ein Theil von ihnen der im Lande blieb und sich mit den Creeks vereinigte, hat noch bis jetzt ihre Sprache beybehalten *). So weit es möglich ist, nach den unvollständigen Nachrichten zu urtheilen, welche uns über die Sprachen der Indianer die ehemals Maryland, Virginia und Nord-Carolina bewohnten, überliefert worden sind, scheinen sie alle von einem und demselben Stammvolke herzukommen, wie denn von den Nanticokes ist erwiesen worden, daß sie aufs genaueste mit den Lenape verbunden waren und zu denen gehörten welche sie Großvater nannten. Zwey ziemlich vollständige Verzeichnisse von Wörtern ihrer (der Nanticoken) Sprache, welche sich im Besitz der

*) Barton New Views. Ed. 1798. Prelim Disc. p. 32.

der Committee für die historische Classe der Amerikanischen gelehrten Gesellschaft befinden, und deren eines ihr von dem Herrn Jefferson, das andre von mir selbst überreicht worden, beweisen es unwidersprechlich, daß sie eine Mundart der Lenape Sprache war *). Die Kanai oder Kanhawas, die ihren Namen einem Flusse der sich in den Ohio ergießt gegeben haben, kennt man auch als zu jenem Stamm gehörig. Die Indianischen Benennungen der Flüsse, Gebirge und Städte, in dem ganzen weitläuftigen Landstriche, zeigen sich durchgängig als von der Lenape Sprache abgeleitet.

Der Baron de la Hontan ist einer von den ersten Schriftstellern, glaube ich, der die Allgemeinheit dieser Sprache erwähnt; es ist aber zum Erstaunen, daß er mit keinem Worte der Lenni Lenape dieses großen und mächtigen Volks gedenkt. Er nennt diese Sprache die der Algonquin, wiewol er diese Völkerschaft beschreibt **) als eine Art umherziehender Wilden, die wie die Araber keine feste Wohnsitze hätten, und zugiebt daß zu der Zeit als er schrieb ihre Zahl nicht über 200 stieg. Was er aber über diesen Gegenstand sagt, paßt so sehr zu meinem Zweck, daß es mir wie ich hoffe erlaubt

*) Der sel. Dr. Barton scheint in dem oben angeführten Werke (Anhang p. 5) diesen Satz zu bezweifeln und stützt sich auf eine Reihe von Zahlwörtern die ich ihm einmal mittheilte und unter den Papieren des sel. Pr. Pyrläus fand. Es ist indessen keinesweges gewiß, daß jene Zahl-Wörter der Nanticoken Sprache angehörten — und die oben erwähnten Wörterbücher lassen über den Ursprung jenes Dialekts keinen Zweifel.

**) S. Brief V.

Digitized by Google

laubt seyn wird, einen kurzen Auszug daraus zu machen.

"Es giebt, sagt der Baron, nur zwey Ursprachen in dem ganzen Umfang von Canada als dessen Grenze ich den Missisippi annehme — nämlich die Huronen- und Algonquin-Sprache. Die erste wird von den Irokesen verstanden, denn der Unterschied zwischen den beyden Sprachen ist nicht größer als zwischen der Sprache in der Normandie und der Französischen. Die andere, nämlich die Algonquin-Sprache wird unter den Wilden eben so geachtet wie Latein und Griechisch in Europa; wiewol es scheinen könnte als ob die Aboriginer von denen sie ursprünglich herkommt sie dadurch in Geringschätzung bringen müßten daß die Zahl ihres Volks so äußerst unbedeutend ist, denn sie beläuft sich im Ganzen kaum auf 200 *)".

Was der Baron hier über die Sprache sagt ist vollkommen richtig; warum aber nennt er sie die Algonquin-Sprache, und schreibt ihren Ursprung diesem elenden umherziehenden Stamme zu? Die Abenakis waren ihm nicht fremd, welche er an einer andern Stelle an die Spitze der in NeuSchottland wohnenden Stämme stellt, und von welchen er sagt daß sie immer noch den allgemeinen Namen der ganzen Nation Wapanachke beybehielten, ein Name den die Franzosen, der Analogie ihrer eignen Sprache gemäß, in das mildere Abenaki verändert haben und welchen auch die verschiedenen Stämme vom Lenape Volk noch bis auf diesen Tag als ihnen gemeinschaftlich anerkennen. Es ist wahrscheinlich daß er ihre (der Algon-

*) S. Brief XXV.

gonquin) Sprache nicht genug verstand *) um sich viel mit ihnen unterhalten zu können, sonst würden sie ihm gesagt haben, daß sie ihren Ursprung von einer großen und mächtigen im Innern des Landes wohnenden Völkerschaft ableiteten, welche sie auch als ihren Großvater ehrten, vor dessen Thür das große Raths-Feuer ihrer Nation beständig brennte, dessen Abzeichen die Schildkröte (Turtle) **) wäre, und dessen Vorrang von allen verwandten Stämmen anerkannt würde.

Vater Charlevoir der auch von der Allgemeinheit der Lenape Sprache redet, begeht denselben Fehler daß er ihren Ursprung von den Algonquins ableitet. "An der südlichen Küste der Hudsons Bay, sagt er, wird einiger Handel getrieben mit den Mataffins, den Monsonies, den Christineaux (Knisteneaux) und den Assinipoils, wovon die drey ersten die Algonquin Sprache reden ***)". In einer spätern Schrift (ich glaube von einem Herrn Winterbotham) in welche ich vor einigen Jahren auf meinen Reisen nur eben ei-

nen

*) Er sagt die Sprache sey nicht reich, und nur geschickt für die nothwendigsten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens. Dieß sind die Vorstellungen welche sich Fremdlinge und Philosophen von den Indianer Sprachen indem sie gleichsam a priori urtheilen, zu machen pflegen; diejenigen aber die genauer mit denselben bekannt sind denken anders. — Auch sagt der Herr Baron selbst: "die Algonquin-Sprache ist die gebildetste und am weitesten verbreitete auf dem Continent".

**) Das Wort Turtle scheint nun einmal überall, sowol in England als in diesem Lande, die Stelle des richtigeren tortoise eingenommen zu haben.

***) S. Brief XI. p. 276.

Digitized by Google

nen Blick zu thun Gelegenheit hatte, bemerkte ich an einigen Wörtern aus der Sprache jener Völkerschaften die daselbst angeführt waren, daß sie Minsi oder Monseys sind, welche einen Zweig von dem mit dem Namen Wolf bezeichneten Stamm der Lenape ausmachen. Dieß scheint auch einer der angeführten Namen, der Monsonies, sogleich anzuzeigen. Die Benennung Matassins bedeutet in ihrer Sprache eine Tabackspfeife, und diese Bedeutung hat es auch noch jetzt in der Monsey Sprache. Beyde Charlevoix nnd La Hontan aber sagen, sie reden alle die Algonquin Sprache, welche auf tausend Meilen umher allgemein bekannt ist. Der zuletzt genannte Schriftsteller fügt ein Wörter-Verzeichniß aus der von ihm Algonquin genannten Sprache hinzu, nach welchem sich eine größere Verwandtschaft dieser Sprache mit der der Unamis oder dem Stamme "Schildkröte" als mit der der Monsey oder dem Stamme "Wolf" der Lenape Nation zeigt. Ich finde manche Wörter in der Algonquin Sprache, wie sie La Hontan angiebt, welche ganz die nämlichen sind wie in der Unami Sprache, andre jedoch kommen mehr mit der Mundart der Chippeway überein welche auch zu der Lenape Sprache gehört und von einem Stamme geredet wird der mit den Delawaren in Verbindung steht und diese Großvater nennt.

Es kann also wol kein Zweifel seyn daß jene Universal-Sprache von den Indianischen Völkerschaften so sehr bewundert und so allgemein gesprochen, die Sprache der Lenni Lenape ist, uud mit Unrecht die Chippeway Sprache von Carver und die Algonquin von La Hontan genannt wird. Der berühmte Professor

fessor Vater nennt die aus dieser Quelle abstammenden Sprachen, in seiner vortrefflichen Fortsetzung des Adelungischen Werks Mithridates, "den Chippewaeisch-Delawarischen oder Algonkisch-Moheganischen Stamm" *). Für philologische Zwecke ist es vielleicht einerley, ob eine Sprache die Delawarische oder die Chippewäische, die Algonkische oder die Mohicanische heißt, aber ein jeder muß doch einsehen, wie unbequem jene langen zusammengesetzten Namen sind, die keinen völlig bestimmten oder genau bezeichneten Begriff geben. Für den Zweck einer allgemeinen Beschreibung scheint es besser die Sprachen jener verbundenen Stämme mit dem Namen ihres gemeinschaftlichen Großvaters Lenni Lenape oder auch durch die das ganze Volk umfassende Benennung Wapanachki oder Abenaki zu bezeichnen. Ich habe jedoch die erste vorgezogen, als einen Beweis der Achtung gegen eine alte und einst mächtige Nation, und in der Hoffnung daß der Name derselben, wenigstens in den Schriften über philologische Wissenschaft werde erhalten werden.

Diese schöne Sprache, sammt den von ihr abgeleiteten Mundarten, wenn gleich mehr darüber ist geschrieben worden, als über irgend eine andre in diesem Theil des Nordamerikanischen Continents, ist bis jetzt doch nur wenig bekannt. Die Grammatik des Natick-Dialekts welche Eliott zu Cambridge in Massachusetts im Jahr 1666 herausgegeben hat, ist längst vergriffen und man trifft sie nur in sehr wenigen Bücherſammlungen der vereinigten Staaten an, des Hr. Dr. Edwards kleine Abhandlung über die Sprache der

*) Mithrid. Th. III. Bd. III. p. 337.

der Mahikander wiewol sie zweymal aufgelegt worden, scheint doch nicht sehr in Umlauf gekommen zu seyn, und ist auch für sich nicht hinreichend von den Formen und der Wortfügung jener Indianischen Dialekte einen Begriff zu geben. Zeisberger's Delawarisches Buchstabir Büchlein ist eine bloße Sammlung von Wörtern ohne irgend eine grammatische Erläuterung. Der gelehrte Vater hat sich unbegreifliche Mühe gegeben, mit den dürftigen Hülfsmitteln die ihm zu Gebote standen, die Grundregeln und Grundformen jener Idiome zu entdecken, und was er über diesen Gegenstand geschrieben hat, ist ein Beweis was Fleiß und Talent mit geringen Hülfsmitteln zu leisten vermögen. Dennoch ist die Sache noch immer nicht hinlänglich ergründet. In der Bibliothek der Brüder Gemeine dieser Stadt befindet sich eine vortreffliche handschriftliche Grammatik der Lenni Lenape Sprache, von Zeisberger deutsch verfaßt. Ich höre daß die Committee der historischen Classe der Amerikanischen gelehrten Gesellschaft eine Englische Uebersetzung dieser schätzbaren Handschrift zum Druck befördern wird, und ich freue mich auf diese zu hoffende Bekanntmachung, welche eine klare und befriedigende Darstellung des eigentlichen Genius und Charakters der Indianer Sprache gewähren wird. Auf Ansuchen derselben Committee, habe ich es versucht die Grundsätze welche jene Grammatik enthält noch etwas weiter zu entwickeln, nämlich in einer Reihe von Briefen an den Secretair der Committee und diese sollen auch, wie ich vernehme, gedruckt werden. Ich hoffe das Resultat dieser Bekanntmachungen wird seyn, die Welt zu überzeugen, daß die Sprachen der Indianer

nicht

nicht so arm, so entblößt von Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, so ungeschickt zur Mittheilung selbst abgezogener Begriffe oder mit einem Worte so barbarisch sind, wie man sich gewöhnlich vorgestellt hat.

4) Die Florida-Sprache.

Unter diesem Gattungsnamen begreife ich die Sprachen der Indianischen Völkerschaften welche die südlichen Grenzen der vereinigten Staaten und die Spanische Provinz Florida bewohnen. Es sind die Creeks oder Muskohgees, die Chickesaws, Choctaws, Pascagoulas, Cherokees oder Cheerakees und verschiedene andre. Man sagt daß sich unter ihnen ehedem eine mächtige Nation mit Namen Natchez befand, deren Sprache die Ursprache aller dieser südlichen Dialekte war. Man erzählt auch von einer Völkerschaft mit Namen Apelaches, welche in dem westl. Theil von Louisiana gewohnt haben soll, und eine Abtheilung der großen Apelachischen Nation ausmachte, die in den gleichnamigen Gebirgen wohnte, und deren Zweige, unter verschiedenen Benennungen, in dem ausgedehnten Landstriche zwischen Louisiana, Canada und New England ansässig waren *). Unter dieser großen Apalachischen Nation können wir aber nicht umhin unsre Freunde die Lenape oder Wapanachki wieder zu erkennen, deren Namen die Franzosen im Süden eben so leicht in Apalaches umgestaltet haben wie im Norden in den Namen Abenakis. Sie waren es die den ehemaligen Apalachischen Gebirgen ihren Namen gaben, die aber seitdem ihre frühere Benennung Alligewi oder Alleghany (Gebirge) wieder erhalten

*) Vater, Mithrid. 3ter Th. 3ter Bd. S. 283.

ten haben. Herr Vater glaubt daß die Ueberreste jener Apalachier noch jetzt anzutreffen wären in den Catawbas *), welche zuweilen Chaktawas **) genannt werden und wahrscheinlich dieselben sind die jetzt den zusammengezogenen Namen Choktaws führen.

Andre Schriftsteller reden von den Mobilians ***) als von der Nation von der die benachbarten Stämme ihren Ursprung ableiteten, und deren Sprache ihre Ursprache war. Die Sache ist die, daß wir sehr wenig von diesen südlichen Indianern wissen, und was ihre Sprachen betrifft so haben wir nichts was unsre Nachforschungen leiten könnte, als einige wenige Wörter welche Adair anführt, und einige andre welche aus verschiedenen Quellen von dem verstorbenen Dr. Barton zusammen gesammelt worden sind. Es fehlt uns jedoch nicht ganz an Mitteln über diesen interessanten Gegenstand vollständige und genaue Belehrungen zu erlangen, und ich hoffe daß es der Committee der historischen Classe mit den Maaßregeln welche sie im Begriff ist zu nehmen um sich dieselben zu verschaffen gelingen werde. Herr Meigs, der Agent der vereinigten Staaten bey den Cherokees, Herr Mitchell, Agent bey den Creeks und der Prediger Gambold, der lange als Missionair der Brüder Gemeine unter den erstgenannten, den Cherokesen, gelebt hat, sind gewiß im Stande den Nachfragen der Committee zu genügen, und ich zweifle nicht daß es ihnen Freude seyn wird zur Beförderung der Literatur ihres Landes durch ihre Hülfe beyzutragen.

Es

*) Mithrid. ibid.

**) Loskiel Th. 1. K. 1.

***) Duvallon Vue de la Colonie Espagnole du Mississippi. angeführt von Vater, Mithrid. S. 297.

Digitized by Google

Es ist eine bemerkenswerthe und sehr zu beklagende Thatsache, daß die Franzosen und Engländer, die so lange im Besitz des unermeßlichen Landstrichs von Labrador bis an den Missisippi gewesen sind, über die Indianer Sprachen in diesem Theil des Amerikanischen Continents so äußerst wenig geschrieben haben. Unter den Engländern ist es allein Eliott, und unter den Franzosen Vater Sagard, von denen man sagen kann daß sie hierüber etwas bekannt gemacht haben was bemerkt zu werden verdient. Zeisberger war ein Deutscher und Hr. Edwards ein Amerikaner. Die Spanier hingegen haben eine große Menge Sprachlehren und Wörterbücher der Indianer Sprachen welche innerhalb ihrer Besitzungen gesprochen werden durch den Druck bekannt gemacht *), und verdienen dieser ihrer Bemühungen wegen gerühmt zu werden. Es ist noch immer nicht zu spät für die unabhängigen Amerikaner, die Vernachläßigung ihrer Vorältern wieder gut zu machen: man sollte aber keine Zeit verlieren weil die Indianischen Völkerschaften, immer mehr von der Oberfläche unsres Landes verschwinden, und unsre Nachkommen es in der Folge zu bereuen haben möchten, daß man nicht mehr Mühe anwandte, das Andenken ihrer Sagen, Gewohnheiten, Sitten und Sprachen zu erhalten.

*) In der Bibliotheca Americana findet man 45 Sprachlehren und 25 Wörterbücher über die allein in Mexiko üblichen Sprachen angeführt; überdieß 85 Schriften von verschiedenen Verfassern über Gegenstände der Religion und Moral welche als Originale oder Uebersetzungen in irgend einer von jenen Sprachen sind verfaßt worden.

Digitized by Google

Auszug aus einem Bericht des Herrn Peter S. Duponceau correspondirenden Secretairs der Committee (der historischen Classe der Amerikanischen gelehrten Gesellschaft) über den Fortgang der ihm aufgetragenen Nachforschung den allgemeinen Character und die Formen der Amerikanischen Indianer Sprachen betreffend. Vorgelesen den 12. Jan. 1819.

Zuförderst seye es mir erlaubt zu versichern, daß ich, bey dem Eingehen auf die gegenwärtige Untersuchung, keine Lieblingshypothese oder Theorie zu begründen hatte. Ob die Indianische Bevölkerung dieses Landes von den Tataren oder von irgend einer andren Menschenrasse abstammt; ob Amerika aus irgend einem Gebiet der alten Hemisphäre, oder ob diese von Amerika aus bevölkert wurde, sind Fragen auf welche ich noch nie meine Gedanken besonders richtete. Ich habe mich absichtlich uneingenommen zu erhalten gesucht, damit ich aus einem abstracten mit jenen wichtigeren Gegenständen ganz unvermischten und nicht verketteten Gesichtspunct meine philologischen Forschungen verfolgen möchte, deren Resultate wenn sie völlig ins Reine gebracht seyn werden, vielleicht auch über jene Gegenstände am Ende Licht verbreiten dürften. Mein einziger Zweck ist gewesen, vermittelst des Studiums der Indianer Sprachen, einige Thatsachen zu sammeln, welche der philosophische

sche Forscher möchte benutzen können, die Grenzen unsrer beschränkten Kenntniß der so überaus wichtigen Geschichte der Menschen zu erweitern.

Ich wünschte vor allen Dingen zu wissen, ob die Idiome der Amerikaner so wesentlich von einander verschieden wären, als die welche die Völker auf dem alten Continente reden. Daß sie in Ansehung der Grund- oder Wurzelwörter (etymology) eben so von einander abweichen, ist eine so vollkommen erwiesene Thatsache, daß darüber kein Zweifel mehr Statt finden kann; es blieb mir also nur dieß zu untersuchen übrig, in wiefern der Bau derselben überhaupt (general construction) oder ihre grammatischen Formen einander ähnlich oder von einander verschieden seyn möchten. Darauf folgte dann natürlich ihre Vergleichung mit den Idiomen der Transatlantischen Halbkugel, auf diese Puncte heftete ich mein Nachdenken, und machte sie zu den Hauptgegenständen meiner Forschungen.

Hiebey ging ich mit größter Sorgfalt und Critik zu Werke, und hielt mich nur an solche Proben der verschiedenen Sprachen, in welchen ihr grammatischer Bau hinlänglich zu erkennen war.

Nicht wenig Beyhülfe hat mir geleistet das vortreffliche Werk, mit so viel Sachkenntniß angefangen von dem sel. Prof. Adelung *) und mit nicht weniger Sachkenntniß und Geschick fortgesetzt von unsrem gelehrten Mitarbeiter Professor Vater und einem andern Ade-

*) Der Verfasser des großen deutschen Wörterbuchs und andrer berühmter Werke.

Adelung *) der seinem Vorgänger nicht nachsteht, nämlich der Mithridates **) — welches Werk ich ohne Bedenken die erstaunenswürdigste philologische Sammlung nenne die je in der Welt erschienen ist. — Zwey Bände dieses umfassenden Werks sind den Sprachen der Indianer in Nord- und Südamerika ausschließlich gewidmet, und geben eine gedrängte Uebersicht aller der Belehrungen welche die bisher gedruckten Werke über diesen Gegenstand enthalten.

Außerdem sind mir noch mehrere reiche Hülfsquellen eröffnet worden, wohin ich insbesondre rechne die von christl. Missionären in diesem Lande zum Gebrauch ihrer jüngeren Mitbrüder nach und nach aufgesetzten Bemerkungen über die Sprache und ihre Regeln, so wie auch die Correspondenz mit mehreren dieser Missionäre verschiedener Confessionen in verschiedenen Gegenden des Landes.

Drey Hauptresultate haben sich mir in Folge der angestellten Untersuchungen lebhaft aufgedrungen, und diese sey mir erlaubt der Committe anjetzt vorzulegen, welches nicht anders als mit größter Schüchternheit und blos in der Absicht sie den Gelehrten zu weiteren Forschungen zu empfehlen, von mir geschieht.

1. Die Amerikanischen Sprachen überhaupt genommen, sind reich an Wörtern und grammatischen Formen, und es herrschen in ihrer vielfachen Zusammen-

*) Friedr. Adelung zu St. Petersburg, Staatsrath und Mitglied der kaiserl. Russ. Akademie und unsrer Gesellschaft. Er der Neffe und würdige Nachfolger des großen Adelung.

**) Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde ꝛc. Berlin 1806 — 1817.

menſetzung die größte Ordnung, Methode und Regelmäßigkeit.

2. Dieſe vielfachen Formen, welche ich polyſynthetiſche nenne, finden erweislich Statt in allen Sprachen welche von Grönland bis Cap Horn geredet werden.

3. Dieſe Formen ſcheinen von denen der alten und der neuern Sprachen auf der alten Halbkugel weſentlich verſchieden zu ſeyn.

Was den erſten dieſer Sätze, oder vielmehr die erſten dieſer Fragen betrifft — ſo erhellet aus den hinlänglich bekannten Werken über das Karalit, oder die Sprache der Grönländer und Eskimo, der Delawaren und der Irokeſen, daß der Bau derſelben ganz polyſynthetiſcher Art iſt. In Mittelamerika zeigt ſich die Sprache in der Provinz Guatimala oder das Poconchi, nach Thomas Gage in ſeiner Reiſe nach Neu-Spanien, als polyſynthetiſch. Auch gehört das eigentliche Mexikaniſche und der Taraskaniſche Dialect, nach den darin vorkommenden vielbefaſſenden (complex) Formen, (in den reflectirenden, tranſitiven, compulſiven, applicativen, meditativen, communicativen, reverentiellen und frequentativen) Zeitwörtern hierher, wie die über jene Sprachen, von Tapia Zenteno, F. Antonio de Rincon, und F. Diego Baſalenque, vorhandenen und in der Bibliothek unſrer Geſellſchaft befindlichen Sprachlehren ausweiſen.

Was Südamerika betrifft ſo halte ich es für hinlänglich der Karibbeiſchen und der Araukaniſchen Sprache an den beyden entgegengeſetzten Enden jenes Continents zu erwähnen. Von den erſteren beſitzen wir eine ſehr gute Grammatik und ein Wörterbuch

von

von Vater Breton, und der grammatische Charakter der letzteren ist gut ins Licht gesetzt durch den Abt Molina in seiner vortrefflichen Geschichte von Chili. Ich glaube es wird hinreichen auf diese Werke zu verweisen um zu zeigen daß diese zwey Sprachen im höchsten Grade polysynthetisch sind, und daß zwischen ihnen und den Idiomen der nördlichen Länder dieses Continents, die größte Analogie in den Formen Statt findet. So führt z. B. Molina unter mehreren zusammengesetzten Zeitwörtern der Araukanischen Sprache an, das Zeitwort "iduancloclavin" Ich wünsche nicht mit ihm zu essen. Ich fragte einst Herrn Heckewelder ob es ein ähnliches Verbum in der Delawarischen Sprache gäbe, und er nannte mir sogleich: "n'schingiwipoma" Ich mag nicht! mit ihm essen. Ein auffallendes Beyspiel von der Aehnlichkeit zwischen den Sprachen so unermeßlich weit von einander entfernter Völker, in Ansehung des grammatischen Baues (grammatical construction) kann man glaub ich nicht verlangen.

Wenn ich es nun hiedurch wo nicht erwiesen doch wahrscheinlich genug gemacht habe, daß polysynthetische Formen das Charakterische der Amerikanischen Indianer Sprachen sind, so brauche ich mich nur auf die Briefe des Hr. Heckewelder *) zu beziehen und darzuthun, daß

*) [Aus Hr. Heckewelders Brief an den Hr. Duponceau N. XV.

Bethlehem den 24. Jul. 1816.

"Lassen Sie mich jetzt versuchen Ihnen einige, wenn auch nur schwache Vorstellung zu geben, von den verschiedenen Arten welche die Indianer haben, Begriffe,

daß diese Formen, nach den Beyspielen davon welche aus der Delawarischen Sprache von ihm angeführt wer-

Schattirungen derselben und Zusammensetzungen von Begriffen auszudrücken: n' mizi ich esse, n' mamizi ich bin essend, oder im Essen begriffen, n' mizihump ich habe gegessen, metschi n' gischi mizi ich habe aufgehört zu essen (I am come from eating) n' dappi mizi ich bin vom Essen zurückgekehrt (i am returned from eating). Die ersten beyden Ausdrücke n' mizi und n' mamizi zeigen beyde an, ich esse, das eine aber in einem bestimmten, das andre in einem unbestimmten Sinn, und ein guter Redner wird nie den einen statt des andern gebrauchen. Die drey letzten Ausdrücke sind sämmtlich die Perfecta des Zeitworts "ich esse" und zeigen alle an "ich habe gegessen." Einer der so eben vom Tische aufsteht wird indessen nicht sagen: n' dappi mizi; dieser Ausdruck kann blos gebraucht werden, wenn er den Ort wo er aß, schon verlassen hat, als Antwort auf die Frage: wo kommst du her? n' dappi steht in Verbindung mit dem Worte apatschin zurückkehren. Ist der Ort von welchem Jemand herkommt nahe so sagt er n' dappi, ist er entfernt n' dappa so z. B. n' dappi pihm, ich bin vom Schwitzen (oder vom Schwitzofen) gekommen, n' dappi hacki heen ich bin vom Pflanzen gekommen, n' dappi wickheen ich bin vom Bauen eines Hauses gekommen, n' dappi manchasqueen ich bin vom Grasmähen gekommen, n' dappi notamaesin ich bin vom Fischstechen gekommen, n' dappallauwin ich bin vom Jagen gekommen (zurückgekehrt), n' dappachtopalin ich bin vom Kriegführen gekommen (zurückgekehrt). Aehnliche Unterschiede könnte ich auch im Futuro angeben, es würde mich aber zu weit führen.

Vater

werden, wirklich von der Art sind, wie ich sie beschrieben habe, nämlich reich, vielbefassend, ausdrucksvoll,

Vater Sagard sagt: "die Indianer Sprachen haben keine Wurzelwörter, und in der Bildung ihrer Wörter findet sich keine Regelmäßigkeit." Es ist freilich gewiß, daß die Weise wie die Indianer gewöhnlich ihre Wörter bilden, sich von der Europäischen unterscheidet; ich kann Ihnen indessen leicht beweisen daß sie es verstehen dieselben aus dem Wurzelwort zu bilden. Ich nehme das Wort wulit, gut, passend, recht, davon sind abgeleitet: wulik das Gute (the good) wulaha besser, wulisso hübsch, niedlich, wulamoewagan Wahrheit, wulatenamuwi glücklich, wulatenamoagan Glückseeligkeit, wulapensowagan Segen, wulapan schöner Morgen, wuliechen es ist gut oder wohlgethan, wulittol sie sind gut, wuliken es wächst gut, gedeihet, wuliechsin gut reden, wulelendam sich freuen, wulamallsin wohl, glücklich seyn, wulandeu und wuligischgu ein schöner Tag, wulapeyu gerecht, aufrichtig, wuliwatam guten Verstand haben, wuliachpin an einem guten Ort seyn, wulilissin sich wohl befinden, wulilissu er ist gut, wulilissiek betragt euch gut, wulinaxin wohl aussehen, wulamoeyu es ist wahr, wulantowagan Gnade, wulaptonachgat ein gutes Wort, wulatopnamik gute Bothschaft, wulatonamin glücklich seyn, wulissowagan Niedlichkeit, hübsches Vorkommen, wulihilleu es ist gut, wulineichquot es ist gut anzusehen, wulelemileu es ist wunderbar, wulitehasu wohl geschnitten oder gehauen, wuliwiechinen wohl ruhen, welsit Mannitto der gute Geist. So auch von machtit, schlecht, machtitsu garstig, machtesinsu häßlich, machtschi oder matschi Mannitto oder machtando der böse Geist, der Teufel u. s. w.

voll, und vorzüglich daß die größte Ordnung Methode und Analogie in denselben herrschen. In der That,

Die Wörter von der Wurzel wulit abgeleitet, enthalten den allgemeinen Begriff des guten, schönen, passenden, schicklichen, gerechten, gehörigen, und geben dann weiter fort zu dem allgemeinen Begriff: Glückseeligkeit und den davon abgeleiteten Begriffen, weil Glückseeligkeit als ein gutes angenehmes Gefühl oder als ein solcher Gemüthszustand betrachtet wird und Einer der glücklich ist, als ein solcher dem wohl ist. Dieß macht die Sprache nicht, wie Sie vermuthen möchten unbestimmt oder doppelsinnig, denn die Indianer reden mit großer Präcision und verstehen einander vollkommen.]

[Auszug aus einem andren Brief von Ebendemselben an Denselben. Nr. XVIII.

Bethlehem den 12. Aug. 1816.

"Da sie wünschen mit der Art wie die Indianer ihre Wörter zusammensetzen bekannt zu werden, so will ich mich bestreben Ihnen hierin so viel ich vermag zu genügen. Das Verfahren ist ziemlich dasselbe als dasjenige welches Egede in Beziehung auf die Sprache der Grönländer beschrieben hat. In der Delawarischen und in den andern Indianer Sprachen die ich kenne werden Theile oder Stücke verschiedener Wörter, zuweilen ein einzelner Laut oder Buchstab künstlich zusammengesetzt, so daß man das Zusammenstoßen harter oder widriger Töne vermeidet und macht daß das Wort angenehm ins Ohr fällt. Sie erkennen leicht, daß Wörter auf solche Weise zusammengesetzt und vervielfältigt werden können bis ins Unendliche, und daher eben kommt der Reichthum der Amerikanischen Sprachen. Hievon kann ich ihnen zahl-

That, es dürfte nach der Ansicht von der Lenni Lenape Sprache, welche er giebt eher scheinen daß dieses

zahlreiche Beyspiele anführen. Zuerst das Wort nadholineen. Es ist ein einfaches kurzes Wort, hat aber eine umfassende Bedeutung. Die Begriffe welche durch dasselbe angedeutet werden sind diese: "kommt mit dem Kanoe und setzt uns über den Fluß oder Strom." Die Bestandtheile desselben sind folgende: die erste Sylbe "nad" ist abgeleitet von dem Zeitwort "naten" holen; die zweyte "hol" von amachol ein Kanoe oder Boot; ineen ist die Endigung des zum Zeitwort gehörigen Fürworts: uns, wie in "milineen" gieb uns. Buchstäblich also sagte jens Wort: hol Kanoe uns (fetch canoe us) in seiner gewöhnlichen und angenommenen Bedeutung aber zeigt es an: komm und bring uns über den Fluß mit einem Kanoe (come and fetch us across the river with a canoe). Ich brauche nicht hinzuzusetzen daß dieß Zeitwort (nadholineen) durch alle Modos und Tempora conjugirt wird. Nadholawall ist die dritte Person der einfachen Zahl des Indicativs der gegenwärtigen Zeit und bedeutet: er wird über den Fluß gesetzt mit einem Kanoe, oder kurz er wir über den Fluß gesetzt (he is fetched over the river). —

Von wunipach ein Blatt, nach eine Hand und quim eine Nuß nämlich eine Baumnuß (da es ein eignes Wort für diese zum Unterschied von Nüssen andrer Art giebt) wird durch Zusammensetzung gebildet: wunachquim eine Eichel, und die Begriffe welche dieses Wort andeuten soll sind folgende: die Nuß eines Baums dessen Blätter einer Hand ähnlich sind, oder die Handform haben. Die Blätter der Eichen haben Aehnlichkeit mit einer geöffneten Hand. — Nach eben der Analogie sind gebildet m'sim

Hickery-

ses Idiom von Gelehrten in ihren Studirzimmern, als von Wilden in den Wäldern wäre gebildet worden.

Hickerynuß, ptucquim Wallnuß, wapim Kastanie, (chesnut) Schauwemin Buchnuß und mehrere andre. Den Baum welchen wir die spanische Eiche (spanisch oak) nennen, dessen Blätter sich durch ihre Größe auszeichnen heißen sie: amanganasohquiminschi der Baum welcher die größten handförmigen Blätter hat. Wollten wir diese Zusammensetzung im Englischen nachahmen, so würden wir sagen: large handleaf nuttree (Breithandblattnußbaum) und um die Töne nach Indianer Art sanfter und wohllautender zu machen würde etwa larjandliffentree oder larjandlennuttree (Breithandelbaum) oder etwas ähnliches daraus entstehen. Die letzte Sylbe des angeführten Worts ist nicht von dem gewöhnlichen Namen eines Baums abgeleitet, denn dieser ist hittuck, sondern von achpansi *) welches den Stamm eines Baums bezeichnet. Die letzte Sylbe dieses Worts "si" ist in dem daraus zusammengesetzten Worte in schi verändert, vermuthlich des Wohlklangs wegen worüber in diesem Fall ein Indianisches Ohr am besten urtheilen kann. — Nanayunges heißt im Delawarischen ein Pferd. Dieß Wort ist gebildet von awesis ein Thier (a beast) wovon die letzte Sylbe es (is?) genommen ist, und von nayundam eine Last auf dem Rücken oder den Schultern tragen (denn für das Tragen in der Hand oder in den Armen ist das rechte Wort: gelenummen) das obige Wort für Pferd zeigt also nach den Buchstaben an: das Thier

*) Nach dem Verzeichniß der Druckfehler soll "achpanschi" gelesen werden.

Ueb.

den. Fragt man, wie dieß möge zugegangen seyn, so kann ich nur dieß antworten: es ist mir aufgetragen

Thier welches auf seinen Rücken trägt, also ein Lastthier. Wären Esel und Kameele den Indianern bekannt, so würden sie leicht unterscheidende Benennungen für dieselben bilden.

Jetzt noch etwas über den Ausdruck solcher Begriffe welche sich auf das Sittliche beziehen. Wulik oder wulit wie wir vorhin sahen bedeutet gut im Allgemeinen und alles was dahin gerechnet werden kann. Nun sagt der Indianer, um anzuzeigen daß ihm das Gesagte gefällt oder daß er damit zufrieden ist: Du hast gute Worte geredet, er sagt also: "Kolamoe". Dieß Wort ist eigentlich eine von den Formen der vergangnen Zeit (praeteritum) eines Zeitworts welches anzeigt: die Wahrheit reden, und bedeutet genau übersetzt: du hast die Wahrheit geredet oder du hast gute Worte geredet. Denn k von ki zeigt die zweyte Person an (du) ola ist abgeleitet von wulit gut moe aber bedeutet den Act des Sprechens. Wulamoe, in der dritten Person, bedeutet: er hat die Wahrheit geredet, woraus das Substantivum wulamoewagan, die Wahrheit, gebildet ist; wagan oder woagan (wie unsre deutschen Missionäre zuweilen schreiben um den Laut des Englischen w auszudrücken) ist eine Endigung welche der Englischen in ness und der Deutschen in "heit oder keit" entspricht. — Dieselbe Ideenreihe wird nun weiter fortgesetzt, und so entsteht: "wulistamoewagan oder wulamhittamoewagan, Glaube oder Fürwahrhalten" (faith or belief) denn glistam ist ein Zeitwort welches hören, horchen, aufmerken bedeutet, davon wulista glaube es (believe it)

gen worden Thatsachen zu sammeln und ins Reine zu bringen, nicht aber Theorien aufzustellen.

Wie

it) *) wulistam er glaubt (he believes) wulisto glaubet ihr (believe ye). Der Indianer sagt: klistawi höre mich, nolsittammen ich glaube es; ammen oder tammen (abgekürzt von hittammen) wenn sie als Endigungen vorkommen zeigen an: thun, verrichten, annehmen (adopt) — (also das obige wulamhittamoewagan eigentlich die gesprochnen guten Worte, d. i. die Wahrheit annehmen d. i. Glauben). — Sehen Sie nun welch eine Anzahl von Begriffen werden hier in einem einzelnen Worte mit einander verbunden, und mit welcher Regelmäßigkeit sie zusammengesetzt sind mit bestimmten Endungen zur Bezeichnung des Redetheils, der Form, des Modus, des Tempus, des Numerus und der Person, wohin ein jeder Bestandtheil des zusammengesetzten Worts gehört! Die verschiedenen Schattirungen des Gedankens, welche diese Sprecharten andeuten, sind beynahe unzählig, z. B. wulistammen heißt schlechtweg glauben (to believe) wulamsittammen heißt: mit Ueberzeugung glauben, wulamoinaquot glaubwürdig (zuweilen als ein verbum impersonale gebraucht: es ist glaubwürdig verdient geglaubt zu werden), welsittawot einer der glaubt (a believer), welsittank ein Gläubiger (a believer in the religious sense) etc.

Die Sylbe pal oder pel einigen Wörtern vorgesetzt, zeigt eine Verneinung an, auch häufig, was nicht recht ist, im bösen Sinn. So heißt palsittamoewagan Unglaube, palsittammen nicht glauben, ungläubig seyn (to

*) (Vielleicht eigentlich höre es und dann verbunden mit wulamoewagan höre die Wahrheit d. i. glaube).

Ueb.

Wie die Sprache der Delawaren in den Andeutungen welche Heckewelder giebt, sich darstellt, so haben sich auch die übrigen nach dem Modell gebildeten Sprachen, mir gezeigt. Sie haben alle das eigenthüm-

(to disbelieve), pelsittank ein Ungläubiger, pelsittangik Ungläubige. Ferner: palliwi sonst auch palliton verderben, etwas unrecht machen, palhiken fehlschießen, einen schlechten Schuß thun, palhitechen einen Streich führen und nicht treffen, palla hammen auf ein Stück Wild fehlschießen, pallilissin etwas unrecht oder verkehrt machen.

Herr von Volney hat in Ansehung der Miamisprache welche ein Dialekt der Lenape ist, richtig bemerkt daß m im Anfang der Wörter gewöhnlich den Begriff schlecht oder häßlich andeutet. Dieß ist allerdings im Delawarischen der Fall, doch nicht ohne Ausnahmen, z. B. mannitto ein Geist, womit Gott selbst, der große und gute Geist, bezeichnet wird. Die Wörter machit schlecht und medhick böse, haben jedoch mehrere davon abgeleitete Wörter hervorgebracht, welche mit den Sylben med, mach, mat, mui, me, mas etc. anfangen, und sämmtlich etwas Böses anzeigen oder in einem bösen Sinn genommen werden, z. B. mekih und melih Verderbniß, Fäulniß (corruption), máchtando der Teufel, machtageen fechten, tödten, machtapan ein böser, unangenehmer Morgen, machtapeek schlechte Zeit, Kriegszeit, machtonquam einen bösen Traum haben. Ich führe dieß nur an, um dem Scharfsinn des Herrn von Volney Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, dessen wenige Bemerkungen über die Indianer Veranlassung geben zu bedauern daß er nicht in einer Lage war, mehrere machen zu können.

Ich bin u. s. w.

thümliche Gepräge der Fülle, des Kraftvollen, und des Umfassenden im Ausdruck, und zwar in der Maaße daß diese Eigenschaften als mit durch die Benennung polysynthetisch angedeutet, betrachtet werden müssen. Auch kann diese Classe von Sprachen nicht einmal in der Idee, als von der Ordnung, Methode und Regelmäßigkeit welche in ihr herrschen entblößt, gedacht werden. Denn es ist einleuchtend daß ohne diese Vorzüge jene vielfach zusammengesetzten Formen gar nicht bestehen konnten, und daß die dann unvermeidliche Verwirrung sie ungeschickt zur Mittheilung auch nur der einfachsten Begriffe machen würde.

Sagt man, daß Wilde die nur wenig Begriffe haben, auch nur wenig Wörter nöthig haben können, und daß ihre Sprachen eben deswegen nothwendig arm seyn müssen, so kann ich darauf nur erwiedern, wenn gleich nur wenig Begriffe sich bey ihnen finden, so haben sie doch viele Wörter sich auszudrücken. Ich möchte sagen sie haben eine unzählige Menge von Wörtern, denn wie Colden richtig bemerkt, "sie haben das Vermögen und die Mittel sie bis ins unendliche zusammenzusetzen".

Ich wünsche auf alle Weise ein langweiliges Eingehen ins Einzelne zu vermeiden, es sey mir indessen erlaubt ein Weniges aus den glücklich wieder aufgefundenen, und durch Freygebigkeit der ehrwürdigen Brüder-Gemeine zu Bethlehem unsrer Bibliothek einverleibten sprachkundigen Werke der Herren Pyrläus und Zeisberger über die Irokesen-Sprache hier anzuführen. — Im ersten Theil des Zeisbergerschen Wörterbuchs findet sich unter dem Buchstaben B und dem

dem deutschen Worte Bankerott;

er hat Bankerott gemacht — im Irokesischen: ohne hawa heje, ohne jachsten nahote hoje.

Im dritten Bande unter dem Buchstaben J. und dem deutschen Worte inwendig.

inwendig, im Irokesischen: nacu, gajatacu.

inwendige Hitze, im Irokesischen: otariche gajatacu.

inwendige Ruhe, ein ruhiges Gewissen: im Irokesischen: honigochrio, Scaeno agonochtonnie gajacatu.

was inwendig verborgen ist; im Irokesischen: monahote nacu ne wachsechta.

Ich gestehe daß ich mich in Erstaunen verliere über den Reichthum und den bewundernswürdigen Bau dieser Sprachen, welche wie man sieht, sich nicht einzig und allein beschränken auf den Ausdruck der Dinge die sich auf die gewöhnlichen Beschäftigungen und die physische Existenz der Wilden beziehen, und ich kann hiefür keinen andern Grund angeben als indem ich hinaufblicke zu der großen Grund-Ursache aller Dinge.

In Ansehung der zweyten Frage, oder der Aehnlichkeit der Indianischen Sprachen unter einander in Betreff der grammatischen Formen, habe ich schon zu zeigen gesucht, daß die Formen welche ich polysynthetisch nenne, in den Sprachen verschiedener unermeßlich weit von einander entfernter Nationen in dem nördlichen mittleren und südlichen Theil dieses Continents, sich vorfinden. Ich muß also jetzt noch ferner untersuchen ob diese Formen in allen Sprachen der Amerikanischen Indianer angetroffen werden. Daß hierin indessen für jetzt noch nicht das Aeußerste gelei-

geleistet werden kann, sondern unsre Untersuchungen sich auf die vorhandnen Mittel die Sprachen der Amerikaner kennen zu lernen werden beschränken müssen, bedarf kaum einer Erinnerung.

Unter einer polysynthetischen oder syntactischen Sprachbildung (construction of language) verstehe ich eine solche, wo die größte Anzahl von Begriffen in der kleinsten Anzahl von Wörtern zusammengefaßt wird. Dieß geschieht hauptsächlich auf zwiefache Weise. 1) Durch eine solche Weise Ausdrücke zusammenzusetzen, wobey man sich nicht darauf beschränkt zwey Wörter mit einander zu verbinden wie im Griechischen, oder die Biegung oder die Endigung eines Wurzelworts zu verändern, wie in den meisten Europäischen Sprachen, sondern wo man die am meisten bezeichnenden Töne oder Sylben jedes einfachen Worts so mit einander verwebt, daß daraus ein zusammengesetztes entsteht, welches alle die Vorstellungen, die durch die einzelnen Wörter von welchen jene Sylben oder Töne hergenommen sind, ausgedrückt werden, auf einmal in dem Gemüthe erweckt *). 2)

*) Beyspiele von dieser Art der Zusammensetzung enthält obiger Brief von Herrn Heckewelder an Herrn Duponceau Nr. XVIII. Auch scheinen hieher zugehören die im Briefe Nr. XXVI. angeführten Beyspiele, wo durch die Verbindung der Endungen ink und unk, welche den Begriff der Oertlichkeit anzeigen, mit Substantiven folgende Formen entstehen:

utenink oder otaenink (von otaeney eine Stadt) in der Stadt.
untenink n'da, ich gehe zur Stadt oder in die Stadt.
utenink noom, ich komme aus der Stadt (from within the town).
sipunk

2) Durch eine sprachähnliche Verbindung (analogous combination) der verschiedenen Redetheile, hauptsächlich vermittelst des Zeitworts, so daß dessen verschiedene Formen und Biegungen nicht nur die Haupthandlung anzeigen, sondern auch die möglichst größte Anzahl sittlicher Begriffe (moral ideas) und physischer Gegenstände welche mit derselben in Verbindung stehen, und sich zugleich in der größten Ausdehnung die Begriffe aneignen welche durch andre Redetheile angedeutet werden, und in andren Sprachen durch abgesonderte einzelne Wörter ausgedrückt werden müssen *). Dieß halte ich für den allgemeinen Charakter der Indianischen Sprachen.

Daß

sipunk (von sipo) nach oder in dem Fluß.
m'bink (von m'bi) in dem oder das Wasser (in the water).
hakink (von hacki) in oder auf der Erde.
awossagamewunk (von awossageme) im Himmel.
wachtschunk n'da, ich gehe den Hügel hinauf.
wachtschunk noom, ich komme von dem Hügel.
hitgunk, auf oder zu dem Baume.
ochunk, in seines Vaters Hause (at his father's).

*) Beyspiele der zweyten Art der Zusammensetzung enthält auch der Brief von Herrn Heckewelder an Herrn Duponceau Nr. XXI.

elumiangellatschik, diejenigen die im Begriff sind zu sterben (morituri). Der erste Theil dieses Worts elumi ist abgeleitet von dem Zeitwort n'dallemi welches anzeigt: ich habe etwas vor, fange etwas an (I am going about something) wie z. B. n'dallemi mikemosi, ich habe vor zu arbeiten (bin darüber aus), n'dallemi angelu heißt also, ich habe vor, bin im Begriff zu sterben (I am going to die). Das zweyte Glied des obigen Worts angel kommt her von angelu, sterben. angloagau, Tod. angellopannik, sie sind alle todt. — Das Uebrige ist gramma-

Daß die Amerikaniſchen Sprachen ſämmtlich nach dieſem Modell ſind gebildet worden, beweiſe ich

matiſche Form, atsch zeigt das Futurum an, ik, die letzte Sylbe enthält den Begriff des perſönlichen Fürworts, ſie (they); elumiagellatschik drückt alſo das Lateiniſche morituri oder das Deutſche, "diejenigen welche am Sterben ſind" aus.

ahoaltin, einander lieben (to love each other), wird im Präſens in zwey Formen conjugirt.

Bejahende Form (positive form).

n'dahoaltineen, wir lieben einander.

k'dahoaltihhimo, ihr liebt einander (you love one another).

a-hoaltowak, ſie lieben einander.

Verneinende Form (negative form).

matta n'dahoaltiwuneen, wir lieben einander nicht (we do not love one another).

matta kdahoaltiwihhimo, ihr liebt einander nicht.

matta ahoaltiwiwak, ſie lieben einander nicht.

In eben dieſem Briefe heißt es von den perſönlichen Fürwörtern, ſie ſind zweyerley, trennbare und nicht trennbare.

Die trennbaren (separable) Fürwörter ſind: ni ich, ki du, neka oder nekama er oder ſie, kiluna wir, kiluwa ihr, nekamawa ſie (they).

Es giebt noch andre perſönliche Fürwörter, von denen ich glaube daß ſie den Indianiſchen Sprachen eigenthümlich ſind, als z. B. nepe ich auch, kepe du auch, nepena oder kepena wir auch, kepewo ihr auch, kepoak ſie auch (they also).

Die nicht trennbaren Fürwörter ſind n für die erſte Perſon, k für die zweyte, und w oder o für die dritte, ſowol im Singular als im Plural. Sie werden mit Subſtantiven in den poſſeſſiven Formen verbunden, wie in nooch mein Vater, kooch dein Vater; die dritte Perſon wird zuweilen durch die Endung wall angezeigt, wie ochwall ſein oder ihr Vater, und ſonſt auch durch w, wie

ich zunächst durch die Darstellung des grammatischen Charakters von 34 Amerikanischen Sprachen, und durch die Sprachproben von 59 verschiedenen Idiomen oder Dialekten der Wilden in diesem Continent, welche sich in dem unschätzbaren Werk: Mithridates befinden. Dank sey den Deutschen und den Russen, unsren Lehrmeistern, deren trefflichen und unermüdeten Anstrengungen, die allgemeine Sprachkunde für die Fortschritte, welche sie seit Kurzem gemacht hat, so vorzüglich viel schuldig ist.

Unter den Sprachen, von deren grammatischen Formen Professor Vater nicht im Stande war eine hintängliche Darstellung zu geben, ist das Irokesische oder die Sprachen der fünf verbündeten Nationen. Die

wie in wtamochol sein oder ihr Kanoe. Im Plural nochena unser Vater, kochuwa euer Vater, ochussawall ihr Vater (their father). Ooch ist das eigentliche Wort für Vater im abstracten oder allgemeinen Sinne des Worts, wetoochwink und wetochemuxit bedeuten beyde der Vater in einem bestimmteren Sinn, wetochemelenk wird in der Bedeutung des Vocativ gebraucht, und bedeutet: du unser Vater.

Brief. Nr. XIX.

Daher im Gebet des Herrn:

Ki du, wetóchemelenk unser Vater, talli dort, épian wohnend, awosságame jenseits der Wolken, machelendásutsch verherrlicht oder gepriesen werde, Ktellewunsowágan dein Name, ksakimowagan dein Königreich, peyewiketsch komme her, ktelitehewágan deine Gedanken, Wille, Absicht, Sinn, léketsch komme zu Stande, yun hier, achquidhackamike auf der Erde, auf Erden überall, elgiqui gleich wie, leek als es ist, talli dort, awosságame im Himmel oder jenseits der Wolken u. s. w.

S. Loskiel S. 28. Brief. Nr. XXIV.

Die Sprachlehren und Wörterbücher welche wir der Güte der Evangelischen Brüder-Gemeine verdanken, haben bewiesen daß jene Sprache auch polysynthetisch ist. — Die Beschreibung welche Professor Vater von der Sprache der Aruwaken giebt, zeigt daß auch diese denselben Charakter hat, und dieß ist nun überdieß noch bestätigt worden durch eine vortreffliche Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache, von dem Prediger Theodor Schultz von Schoeneck bey Nazareth in diesem Staate, welcher sich lange unter ihnen aufhielt. Die Sprache der Chippewäer von welcher Prof. Vater einmal glaubte, daß sie aller grammatischen Formen beynahe gänzlich ermangle *), zeigt sich nach den Mittheilungen des Prediger Denke als mit der Delawarischen auf gleiche Weise gebildet. Sie ist eine Mundart der Delawarischen Sprache und gehört mit dieser zu den reichsten auf unsern Continent. — Durch die gefälligen Mittheilungen des Presbyterischen Predigers Hr. Daniel S. Butrick, welcher sich unter den Cherokesen **) aufhält, bin ich davon überzeugt daß auch die Sprache dieser Völkerschaft im höchsten Grade polysynthetisch ist. Unter andern sagt Herr Butrick, daß die Fürwörter und die Zeitwörter 3 verschiedene Formen für die mehrfache Zahl (Pluralis) haben, (the general plural, the particular plural (für eine bestimmte Gesellschaft oder Classe von Menschen) and the dual). — In Ansehung

*) Untersuchung über Amerika's Bevölkerung.

**) Nicht Cheerakes wie Adair, Barton und Andere sie seltsamer Weise genannt haben. Sie selbst nennen sich Chelokees (Tschelokihs) da ihre Sprache kein r hat, die zweyte Sylbe ist lang und hat den Ton.

hung der Chickasaw, und auch der Choctaw Sprache habe ich durch zwey Dollmetscher aus jenen südlich wohnenden Völkerschaften erfahren, daß auch sie polysynthetisch sind. Ueber die Huronen oder Wyandot Sprache, welcher Lord Monboddo und Andre einen so seltsamen Charakter zuschreiben, und von welcher Sagard durch dessen unvollkommnes Wörterbuch man sie bisher allein kannte, selbst behauptet: "C'est une langue presque sans regles", habe ich mir durch zwey sehr fähige Dollmetscher hinlängliche Aufschlüsse verschafft. Sie scheint mir wohlklingend und sanft zu seyn, hat denselben Bau den auch die übrigen Amerikanischen Sprachen haben, auch gleichen Reichthum und gleiche Fülle, und ebenfalls 3 Plurales. In so fern es als ausgemacht angenommen werden darf, daß Sprachen deren Etymologie sie auf einerley Quelle zurückführt, auch an den Formen und dem eigenthümlichen Bau der Muttersprache Antheil haben müssen, so kann auch nunmehr die Sprache der Washash Indianer, gewöhnlich Osages genannt, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Sprache der Nadoweſſer und Huronen als ein von der Irokesischen Grundsprache abgeleiteter Dialekt angesehen werden. Vermittelst des Wörterbuchs von Dr. Murray aus Louisville, welches im Besitz der Committee ist, sind wir über die weite Verbreitung der Völkerschaften von Irokesischer Abkunft belehrt worden, da wir vor kurzem noch glaubten, daß sie nur in der Nähe der großen Seen gewohnt hätten, jetzt aber bis an die Ufer des Missuri hin Spuren von ihnen finden. So dient ein Zweig des Wissens zur Beförderung des andren, und indem wir uns mit dem Studium der

Sprachen der Indianer beschäftigen, können wir vielleicht auf die Entdeckung ihrer Abkunft geleitet werden.

Die dritte Frage bezieht sich auf das Verhältniß der Amerikanischen Sprachen zu denen der alten Welt. Hierbey drängt es sich nun sogleich sehr lebhaft auf, daß uns jene Sprachen unter die Aboriginer einer neuen Welt versetzen. Wir finden eine neue Art Wörter aus verschiedenen Wurzelwörtern so zusammenzusetzen, daß sie dem Gemüthe auf einmal eine ganze Masse von Begriffen darstellen; finden eine neue Art die Casus der Substantive durch Biegungen des Zeitworts von welchem sie regiert werden auszudrücken; einen neuen Numerus (den besondren Pluralis) in der Declination der Haupt- und der Conjugation der Zeitwörter; eine neue Verschmelzung (concordance) der Conjunction mit dem Verbum in dem Tempus; wir sehen nicht blos Fürwörter wie im Hebräischen und einigen andren Sprachen, sondern Adjective, Conjunctionen, und Adverbien mit dem Haupt-Redetheil verbunden, und dadurch eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Wortformen hervorgebracht. Hier entsteht nun natürlich die Frage: finden sich eben so gebildete Sprachen noch sonst irgendwo auf der Erde?

Unstreitig findet man im Hebräischen und in einigen andern Sprachen der alten Welt, einige von den Formen welche die Amerikanischen Sprachen eigenthümlich unterscheiden, es kommt indessen hier auf eine solche Aehnlichkeit (analogy) in Ansehung des Baues und der Formen an, wodurch einer Sprache eine

eine Stelle in derselben Classe mit den Indianer Sprachen gebühren wird.

Professor Vater, dieser ausgezeichnete Sprachforscher, sagt uns, daß er unter allen Sprachen die er mit denen der Amerikanischen Indianer zu vergleichen sich die Mühe nahm, nur drey Sprachen finden konnte, welchen in Ansehung der Combinationen des Zeitworts eine Aehnlichkeit mit denselben zugeschrieben werden könnte, nämlich in Europa die Sprache der Basquen *) (in Biscaya), in Asien die der Tschuktschi **), und in Afrika das Idiom von Congo ***).

Es sey mir erlaubt über jede dieser Sprachen ein paar Worte zu sagen. Die Sprache der Biscayer (Vasconum lingua) hat, nach den gelehrten Untersuchungen des Professor Vater und des Baron Wilhelm von Humboldt, in der ganzen übrigen Welt ihres Gleichen nicht — auch kommen die Wortformen in jener Sprache zum Theil mit den Amerikanischen überein, dennoch findet ein gewaltiger Unterschied zwischen jener und diesen Statt. Zum Beweise führe ich dieß eine an, daß in allen mir bekannten Amerikanischen Sprachen, die Hülfswörter haben und seyn †) durchaus fehlen, dahingegen in der Baskischen

*) S. Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 210.

**) Mithridates Th. I. S. 563.

***) Untersuchungen ꝛc. S. 211.

†) Diesen Mangel bestätigt auch Zenteno in Ansehung der Merikanischen Sprache, und führt an, daß es durchaus unmöglich sey in dieser Sprache den Gedanken auszudrücken: Ich werde seyn der ich seyn werde (im Engl.

schen Sprache, alles gleichsam von ihnen abhängt, und sie gerade die mannichfaltigsten Formen annehmen wodurch sie die mit dem Zeitwort verbundenen Begriffe andeuten. Ausserdem giebt es noch mehrere wesentliche Verschiedenheiten in dem Bau der Baskischen und Amerikanischen Sprachen.

Die Tschuktschen theilen sich in umherziehende und seßhafte. Letztere sprechen einen Dialekt des Karalit, oder der Eskimosprache, und sowol wegen dieses Umstandes wie auch ihrer Sitten und Gewohnheiten wegen, hat man Grund zu vermuthen, daß sie eine Amerikanische Colonie sind *). Ihre nomadischen Nachbaren hingegen, oder die Rennthier Tschuktschen scheinen ein Zweig der Koriakischen Tataren zu seyn, die auf der Südseite des Anadir wohnen, und eine Mundart der Tatarensprache reden. Die Sprachen der Siberischen Tataren und der Samojeden haben weder in der Etymologie noch in ihren grammatischen Formen einige Verwandtschaft mit den Amerikanischen. Die Idiome in den nordwestlichen Ländern von Europa unterscheiden sich noch viel mehr von ihnen, und gehören zu der Classe derer die ich die analytischen Sprachen genannt habe **). Merkwürdig aber

I am that I am. Exod. III. 14.). Vergebens habe ich mich bemühet eine Uebersetzung jenes Gedankens in das Delawarische durch Hrn. Heckewelder zu erhalten, und glaube daß er in keine Amerikanische Sprache buchstäblich wird übertragen werden können.

*) Mithridates Th. III. Absch. III. S. 462.

**) Herr Duponceau möchte alle bekannte Sprachen in 5 Classen theilen. Die Sprachen der ersten Classe in welchen

aber ist es daß es einen Stamm oder ein Volk in Grusinien (Georgien) am Caukasus giebt, dessen Sprache nach dem was Hr. Friedr. Adelung in seinen Zusätzen zu dem Mithridates über dieselbe anführt, in einigen Formen des Zeitworts eine auffallende Uebereinkunft mit denen in den Amerikanischen Sprachen hat *). Dieß ist um so merkwürdiger da jener Theil von Asien als die Wiege des menschlichen Geschlechts betrachtet wird.

In Ansehung der Sprachen in Congo befinden wir uns noch ziemlich im dunklen. Prof. Vater hat im ersten Abschnitt des dritten Theils seines Mithridates die Hauptzüge des grammatischen Charakters dieser Sprachen beschrieben. Daß die Congo Sprache in einem hohen Grade synthetisch ist, und daß ihre Formen in einiger Hinsicht denen der Amerikanischen ähnlich sind, läßt sich nicht läugnen. Es ist aber eben so wahr, daß sich wesentliche Verschiedenheiten fin-

chen keine vollständige Verbindung der Wörter Statt findet wie das Chinesische — heißen ihm asyntactische. Die Sprachen der zweyten Classe wo jeder Begriff beynahe ein eignes Wort hat und einzeln ausgesprochen wird, heißen ihm analytische — wie die Isländische, Dänische, Schwedische, Englische und Deutsche Sprache. Zu der dritten Classe rechnet er diejenigen welche mehrere Begriffe in einem einzigen Worte ausdrücken können, wie z. B. die Lateinische (ibo ich werde gehen) die Griechische, die Slavonische und andre, und nennt diese synthetische. Die vierte Classe enthält die gemischten Sprachen, wie Französisch, Spanisch, Portugiesisch, und die fünfte würde seyn die Classe der polysynthetischen oder im Gegensatz der asyntaktischen, die syntaktischen.

*) Mithridates Th. IV. S. 130.

finden. So werden z. B. in der Congo Sprache, die Casus des Substantivs durch Biegungen des Artikels ausgedrückt, dahingegen die Indianischen Sprachen gar keine Artikel haben — andrer Verschiedenheiten nicht zu gedenken. Dennoch ist es zuverlässig ein höchst auffallender und völlig ungegründeter Widerspruch der in einem neueren Werke *) gegen die Behauptungen des Prof. Vater und des französischen Geographen Malte Brun, die zusammengesetzten Formen der Congo Sprache betreffend, erhoben wird. Dieser Widerspruch kommt indessen weder auf Rechnung des Capitain Tuckey noch des Professor Smith, sondern allein auf Rechnung des unbekannten Herausgebers des genannten Werks, der wol in dieser Sache zu urtheilen nicht competent war.

Man hat Ursache zu glauben daß unter den Afrikanischen Sprachen sich noch mehrere finden welche zusammengesetzte Formen haben. Oldendorp hat in seiner Geschichte der Missionen, eine Sentenz in 18 verschiedenen Afrikanischen Sprachen gegeben welche der Bemerkung des Prof. Vater entgangen zu seyn scheint, und welche beweist, daß wenigstens die Zeitwörter in jenen Sprachen die transitiven Formen der Indianer Sprachen haben.

Nach diesem allen dürfte es denn wol als eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung angenommen wer-

*) Narrative of an expedition to the river Zaire usually called the Congo in South Africa, in 1816 under the direction of Capitain J. K. Tuckey to which is added the journal of Professor Smith etc. (reprinted) Newyork 1818.

Digitized by Google

werden, daß die Haupt-Eigenthümlichkeiten welche die Sprachen der Aboriginer dieses Continents so allgemein auszeichnen, sich in keiner andren Sprache auf Erden in gleicher Ausdehnung vorfinden. Es wird indessen noch viel Arbeit erfordern ehe diese Thatsache vollkommen erwiesen oder die Frage darüber zur Genüge aufgelöst seyn wird. Ich hoffe indessen daß die hiebey unvermeidlichen Schwierigkeiten von dem fortgesetzten Studium eines so interessanten Zweiges des menschlichen Wissens, nicht abschrecken sondern vielmehr dazu ermuntern werden.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Zeichen und Bilderschrift.

Von mehreren ist behauptet worden, daß die Sprachen der Indianer Mängel an Wörtern haben, und daß sie daher, um sich verständlich zu machen, zu Bewegungen und Zeichen mit den Händen ihre Zuflucht nehmen müssen. Dieß ist durchaus falsch. Ich kenne keine Nation von welcher Fremde nicht eben dasselbe sagen. Die Sache ist die, daß in jedem Lande, Zeichen und Bewegungen mit den Händen den Vortrag mehr oder weniger begleiten, vorzüglich wenn mit einem gewissen Grade von Ernst oder Wärme geredet wird. Fremde, denen eine Sprache nicht sehr geläufig ist, geben gewöhnlich eben so sehr und oft noch mehr Acht auf die Bewegungen als auf die Worte des Redenden um das was er sagt, desto besser zu verstehen. Daher beschuldigt fast jede Nation die andern daß sie beym Reden zu viel gesticuliren. Aus einem ähnlichen Grunde glaubt man auch gewöhnlich eine fremde Sprache werde schneller gesprochen als unsre eigne, da im Grunde doch nicht die Stimme welche die Wörter hervorbringt zu schnell, sondern nur unser Ohr zu langsam ist die Töne zu unterscheiden.

Die

Digitized by Google

Die Indianer gesticuliren beym Sprechen nicht mehr als andre Nationen. In ihren öffentlichen Reden werden sie freilich, wie unsre Prediger und Rechtsgelehrte, das was sie sagen, durch Bewegungen des Körpers und der Hände eindringlicher zu machen, ihren Bemerkungen mehr Gewicht zu geben, oder den Gegenstand auf eine lebendigere Art darzustellen suchen als durch Worte allein geschehen kann. In den gewöhnlichen Unterredungen aber machen sie wenige solcher Bewegungen und ich glaube, nicht mehr als wir. Selbst den Weibern, die überall mehr reden als die Männer, fehlt es nie an Worten um sich auszudrücken, sie scheinen vielmehr zu viele zu haben, und sie bedienen sich der Gebärden, als Hülfsmittel der Mittheilung nicht häufiger als die Lebhaftigkeit ihres Geschlechts dieß überall veranlaßt.

Es ist wahr daß die Indianer eine Zeichensprache haben, wodurch sie sich mit einander verständigen, wenn das Reden klüglich oder schicklich nicht geschehen kann, wie wenn sie z. B. im Begriff sind einem Feinde entgegen zu gehen, wo sie durchs Reden Gefahr laufen würden entdeckt zu werden. Durch diese Mittel machen sie sich auch solchen Völkerschaften verständlich, deren Sprache ihnen unbekannt ist, denn alle Indianische Völkerschaften können sich auf diese Weise mit einander verständigen. Zeichen werden auch in einzelnen Fällen gebraucht um Worte zu sparen, worauf die Indianer viel halten, indem sie glauben daß zu vieles Reden einen Mann herabwürdige. Wenn sie daher eine Sache in wenig Worten erzählen wollen, so bedienen sie sich zugleich der Mittheilungszeichen, was für diejenigen die ihnen aufmerksam zu-

sehen

sehen und zuhorchen, und sowol mit der Sprache als mit den Zeichen bekannt sind, sehr unterhaltend ist, da es der Erklärung eines vor ihnen aufgestellten Gemäldes ungefähr gleich kommt. Nie aber bedienen sie sich der Zeichen, um irgend einen Mangel der Sprache zu ersetzen, da sie Wörter und Redensarten genug haben um Alles auszudrücken.

Ich habe mehrmals Indianer welche in unsern Schulen waren gebildet worden, und sowol Englisch als Deutsch verstehen, lesen und schreiben gelernt hatten, gefragt, ob sie ihre Gedanken in irgend einer von den beyden Sprachen besser ausdrücken könnten, als in ihrer eignen, und sie haben immer und gleichmäßig geantwortet, daß sie sich bey weitem leichter in ihrem eigenthümlichen Indianischen ausdrücken könnten, und daß sie nie in Verlegenheit kämen für irgend einen Gedanken der ihnen aufstieße, Wörter oder Redensarten zu finden, ohne je in irgend einem Fall genöthigt zu seyn zu gesticuliren oder Bewegungen mit den Händen oder dergleichen zu machen. Nach der Bekanntschaft, die ich mit ihrer Sprache erlangt habe, darf ich mit Grunde glauben daß es sich so verhält. Wirklich, wie kann dieß bezweifelt werden, da wir die ganze Bibel und das Neue Testament in einen ihrer Dialekte übersetzt besitzen, und da wir finden daß unsre Prediger, wenn sie einmal mit der Sprache der Nation unter welcher sie sich aufhalten vertraut geworden sind, ihnen ohne die geringste Schwierigkeit die tiefsten Lehren des Christenthums predigen? Es ist wahr daß die Begriffe in jenen Sprachen nicht immer in denselben Worten oder in denselben grammatischen Formen wie in unsrer eignen Sprache ausge-

gedrückt werden; wo wir den einen Redetheil gebrauchen würden, müssen wir (im Indianischen) einen andern nehmen; und ein einziges Wort wird da vielleicht für dasjenige hinreichen, wofür wir mehrere Wörter nöthig haben; dennoch aber werden die Vorstellungen mitgetheilt und gehen mit Klarheit und Bestimmtheit von einem Gemüth zum andern über. So wird der Zweck mündlicher Rede vollkommen erreicht, und mehr, denke ich, kann nicht verlangt werden.

Die Indianer besitzen unsre Art zu schreiben nicht, sie haben keine Buchstaben, noch irgend ein Mittel dem Auge die Töne die man ausspricht darzustellen, sie haben jedoch gewisse hieroglyphische Charaktere, (Bilderschrift) vermittelst welcher sie Thatsachen auf eine so einfache Weise angeben, daß diejenigen denen jene Zeichen geläufig sind, sie mit größter Leichtigkeit verstehen, eben so leicht in der That als wir einen schriftlichen Aufsatz verstehen. Auf einem Stück Baumrinde z. B. oder auf einem dicken Baume von welchem zu dem Ende die Rinde abgenommen worden, und der am Wege steht, können sie einem Jeden der dieses Weges kommt, jede nöthige Anweisung geben, und geben sie wirklich. Sie werden auf solche Weise (den Vorbeygehenden) bekannt machen, daß sie (die Hiergewesenen) eine Partey Krieger waren, von so viel Mann, von solch einem Orte, von solch einer Völkerschaft, und solch einem Stamme; wie viel von jedem Stamme in dem Haufen waren; welchem Stamme der Anführer oder Befehlshaber angehörte; in welcher Richtung sie dem Feinde entgegengingen;

wie

wie viel Tage sie von Haus und wie viel sie auf dem Rückwege waren; wie viel Feinde sie erschlagen wie viel Gefangne sie eingebracht; wie viel Scalps sie erbeutet hätten; ob sie von ihrer Partey einige und wie viel verloren, was für Feinde sie angetroffen, wie stark die Anzahl derselben war, zu welchem Volk oder welchem Stamme ihr Befehlshaber gehörte u. s. w. welches alles bey dem ersten Blick vollkommen von ihnen verstanden wird. Auf gleiche Weise beschreiben sie eine Jagd: dieß können alle Indianer wiewol nicht alle dieselben Zeichen haben. Ich habe indessen Delawaren gesehen welche die Zeichnungen der Chippewäer, Mingoer, Schawanos und Wyandots über dergleichen Gegenstände mit Leichtigkeit lasen.

Wenn Indianer auf der Reise nach dem Ort ihrer Bestimmung, es sey nun nach ihren entfernten Jagdrevieren oder zu einer kriegerischen Unternehmung, begriffen sind, so werden einige junge Leute ausgeschickt um neben dem Wege zu jagen, welche, wenn sie einen Hirsch, einen Bär oder ein andres Stück Wild erlegt haben, es an den Weg bringen so daß die Vorüberziehenden, (öfters mit Pferden versehen) es gleich mit nach dem Lagerplatze nehmen können, wo sie bey Nacht alle zusammentreffen. Wenn nun die jungen Leute das Wild an dem Wege aufgefangen haben, so machen sie eine Art von Sonnenzeiger, um diejenigen die des Weges kommen müssen, von der Tageszeit um welche sie ankamen und wieder weiter gingen zu benachrichtigen. Sie suchen zu dem Ende eine reine Stelle auf dem Wege, oder machen eine solche neben demselben, und nachdem

dem sie einen Kreis in dem Sand oder der Erde gezogen haben, befestigen sie einen Stock von etwa 2 oder 3 Fuß Länge in dem Mittelpunkt, und biegen das obere Ende desselben nach der Gegend des Horizonts hin, wo die Sonne bey ihrer Ankunft oder bey ihrem Weggehen stand. Wollen sie beydes bemerklich machen, so stecken sie zwey besondre Stäbchen ein, gewöhnlich aber ist eins genug um nämlich den Zeitpunkt des Weitergehens zu bezeichnen.

Jäger haben besondre Zeichen welche sie an Bäumen machen, da wo sie sich von dem Wege abwärts nach ihren Jagdrevieren oder ihrem Lagerplatze, oftmals auf eine Entfernung von vielen Meilen, begeben. Die Frauen aber welche von ihren Städten (Dörfern) kommen um das Wild von den Lagerplätzen zu holen finden sie eben so sicher als ob sie nach der Stelle hin wären geführt worden.

Ich will dieß Kapitel mit einer Anekdote beschließen, welche sogleich zeigen wird wie ausdrucksvoll und kräftig diese Bilderschrift der Indianer ist. Im Gebiet der Indianer sah ein Weißer einen Shawanosen der ein Pferd ritt welches jener für das seinige erkannte und von dem Indianer als sein Eigenthum zurückforderte. Der Indianer antwortete ruhig: "Freund, nach einer kleinen Weile will ich zu dir in dein Haus kommen, dann wollen wir über diese Sache reden!" Nach einigen Stunden kam der Indianer vor das Haus des Weißen, und da dieser darauf bestand sein Pferd zurückhaben zu wollen, so sagte ihm darauf der Indianer: "Freund, das Pferd worauf du Anspruch machst, gehörte meinem Onkel

der

Digitized by Google

der vor kurzem gestorben ist; nach Indianer-Sitte bin ich der Erbe seines ganzen Eigenthums geworden". Da der Weiße hiedurch nicht befriedigt wurde und seine Forderung erneuerte, so nahm der Indianer sogleich eine Kohle von dem Feuerheerde, und zeichnete zwey treffende Figuren an die Hausthür, wovon die eine den weißen Mann vorstellte im Begriff das Pferd wegzunehmen, und die andre, ihn selbst, im Begriff den Weißen zu scalpen; worauf er den zitternden Forderer kaltblütig fragte: "ob er diese Indianische Schrift wol lesen könne?" Die Sache war hiemit auf einmal abgemacht und der Indianer ritt weiter.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Redekunst.

Die Beredsamkeit der Indianer ist einfach und natürlich; sie sagen was ihnen ihr Gefühl eingiebt ohne Kunst und ohne Regel; ihre Reden sind kräftig und eindringend, ihre Gründe kurz und treffend, und wenn es ihre Absicht ist eben so wol zu überreden als zu überzeugen, so wählen sie den kürzesten Weg zum Herzen. Ich weiß daß ihre Fähigkeiten als Redner heftig sind bestritten worden; und dieß ist nicht zu verwundern wenn man auf die Vorurtheile Rücksicht nimmt welche in Ansehung ihrer Sprachen Statt finden die man durchgängig für arm, und für nicht geschickt hält etwas mehr als die gemeinsten Ideen auszudrücken. Alle Proben ihres Rednertalents welche man bekannt gemacht hat, sind daher mit einem argwöhnischen Auge betrachtet worden. Logan's berühmte Rede, wiewol die Aechtheit derselben durch das achtbare Ansehen des Obristen John Gibson bezeugt wird, ist doch selbst in diesem Lande nicht allgemein für unverfälscht anerkannt worden. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt daß sie genau so gehalten wurde die sie uns ist mitgetheilt worden, nur mit diesem einzigen Unterschiede, daß sie in der Indianischen Sprache

Sprache eine Kraft und einen Ausdruck hatte, welche wir in die unsrige unmöglich mit übertragen können.

Ich hoffe daß die Bemühungen der Historischen Classe (der Amerik. gelehrten Gesellschaft) den Genius und das Eigenthümliche der Indianischen Sprachen besser als bisher der Fall war ins Licht setzen werden. Dann wird man auch im Stande seyn, besser wie bisher über ihren Umfang und ihre Kraft zu urtheilen und zu entscheiden ob sie für die Zwecke der Redekunst brauchbar sind *). Inzwischen will ich mich damit begnügen noch eine Probe Indianischer Redekunst vorzulegen, und zwar eine die ich von andern mir nicht habe geben lassen, sondern bey deren Ablegung ich in Person gegenwärtig war. Die Uebersetzung welche ich davon liefre, wird nur eine schwache Vorstellung von der Kraft und dem Geiste des Originals geben, ich bürge indessen dafür daß sie so genau ist, als es mir nur möglich war sie zu verfertigen. Diese Rede wurde zu Détroit auf der Grenze von Canada am 9. November 1801 gehalten, von dem Capitain Pipe, einem Oberhaupt der Delawaren, und war an den commandirenden Officier jenes Postens, der sich damals im Brittischen Besitz befand, gerichtet. Die Delawaren, wird man sich erinnern, waren in dem Kriege von 1756 unerschütterliche

*) Die Indianer haben natürlicher Weise nur Ausdrücke für die Dinge wovon sie einen Begriff haben, und deren sind wenige. . . Am merklichsten fehlt es ihnen in geistlichen Dingen, wovon sie sonst nichts wußten, an Ausdrücken. Doch haben die Sprachen der Delawaren und Irokesen, seitdem das Wort Gottes unter ihnen gepredigt worden in dem Theil merklich gewonnen.

Loskiel S. 27.

terliche Freunde der Franzosen gewesen. Der Friede welcher im Jahr 1763 zwischen den beyden großen Nationen die damals um die Oberherrschaft in diesem Welttheil stritten, geschlossen wurde, ward von den Indianern während mehrerer Jahre nicht geachtet, und sie setzten ihre Feindseligkeiten gegen die Unterthanen und die Regierung Großbritanniens fort. Sie waren indessen genöthigt sich der überlegenen Macht zu unterwerfen, nicht ohne Hoffnung daß ihr Vater, der König von Frankreich, bald eine starke Armee herüberschicken würde um Canada wieder zu nehmen. In dieser Lage befanden sie sich als der Amerikanische Revolutionskrieg ausbrach. Es ist hinlänglich bekannt, daß es mit in dem Plan der Brittischen Behörde lag, die Wilden zur Unterjochung derer zu gebrauchen die sie aufrührerische Unterthanen nannten. Die Delawaren, welche, wie ich vorhin erzählt habe, vergebens versuchten neutral zu bleiben, nahmen größtentheils die Partie der Amerikaner. Capitain Pipe aber, mit einem Theile des Stammes "Wolf" vereinigte sich zu Anfang des Krieges mit den Engländern, was ihn bald nachher gereute. Es war aber zu spät. Er war nun gezwungen wider Willen mit den Leuten unter seinem Befehl gegen die Amerikaner auszuziehen. Bey seiner Rückkehr von einer solchen Expedition, verfügte er sich zu dem Brittischen Commandanten zu Detroit um Bericht zu erstatten *), und wurde von diesem auf dem Rathhause in Gegenwart einer großen Anzahl Indianer, Brittischer Officiere

*) S. Loskiel Th. III. Kap. 9. S. 704 deutsche Ausgabe.

Digitized by Google

ciere und Andrer mit Feyerlichkeit empfangen. Es waren auch mehrere Missionäre gegenwärtig unter welchen auch ich mich befand. Der Befehlshaber bekam seinen Sitz vor der Reihe seiner Indianer dem Commandanten gegenüber. In seiner linken Hand hielt er den Scalp eines Menschen an einem kurzen Stabe befestigt. Nach einer Pause von einigen Minuten, stand er auf, und indem er sich zu dem Oberbefehlshaber wandte, hielt er folgende Rede:

"Vater!" (Hier hielt der Redner inne, und nachdem er sich mit einem vielsagenden Gesicht und mit einem schneidenden Blick, welchen zu beschreiben ich vergebens versuchen würde zu den Zuhörern gewandt hatte, fuhr er in einem etwas leiseren Tone fort als ob er seine Worte an sie richtete): Ich habe gesagt Vater, doch in der That ich weiß nicht warum ich Ihn so nenne da ich nie einen andren Vater gekannt habe als die Franzosen und die Engländer immer nur als Brüder betrachtete. Da indessen auch diese Benennung uns ist auferlegt worden, so will ich mich derselben bedienen und sagen: (hier heftete er seine Augen auf den Oberbefehlshaber). —

Vater! Vor einiger Zeit hast du mir eine Streitart in die Hand gegeben, indem du sprachst: nimm diese Waffe und versuche sie an den Häuptern meiner Feinde den langen Messern und berichte mir darnach ob sie scharf und gut war. Vater! Zu der Zeit da du mir diese Waffe gabst, hatte ich weder Ursache noch Neigung ein Volk zu bekriegen welches mir nichts zu Leide gethan hatte *), doch aus Gehorsam gegen

*) Man wird bemerken daß er hierdurchweg für sich selbst und

gegen dich, der du sprichst ich bin dein Vater, und mich dein Kind nennest, nahm ich deine Streitart an; wohlwissend daß, wenn ich nicht gehorchte, du mir die nothwendigen Lebensbedürfnisse vorenthalten würdest, ohne welche ich nicht bestehen konnte, und welche nirgend anderswo zu bekommen sind als im Hause meines Vaters. Vater! Du hältst mich vielleicht für einen Thoren, daß ich mein Leben wagte auf dein Geheiß und auch in einer Sache welche mir keine Aussicht auf einigen Vortheil darbietet, denn es ist Deine Sache und nicht die meinige. Deine Angelegenheit ist es die langen Messer zu bekämpfen, ihr habt unter euch einen Streit angefangen, und ihr solltet ihn ausfechten. Ihr solltet eure Kinder die Indianer nicht nöthigen, sich Gefahren auszusetzen um euretwillen.

Vater, manches Leben ist schon dahin gerafft worden für Eure Sache! Völker haben gelitten und sind geschwächt worden. Kinder haben Aeltern, Brüder und Verwandte verloren, Weiber haben Männer verloren! Keiner weiß wie viele noch umkommen werden ehe euer Krieg zu Ende seyn wird.

Vater! Ich habe gesagt, du möchtest mich vielleicht für einen Thoren halten weil ich mich so gedankenlos auf eure Feinde stürze! Halte mich aber nicht dafür Vater! Denke nicht daß es mir an Verstande fehlt um einzusehen, daß, wiewol ihr jetzt vorgebt, eine immerwährende Feindschaft gegen die lan-

und sein Volk oder seinen Stamm redet, wiewol immer in der ersten Person des Singularis, welches die Weise der Indianer ist.

langen Messer halten zu wollen, ihr vielleicht in Kurzem einen Frieden mit ihnen schließen dürftet. Vater! Du sagst, daß du deine Kinder, die Indianer lieb habest. Du hast es ihnen oft gesagt und es ist auch dein Vortheil ihnen dieß zu sagen, damit sie dir zu Dienste stehen mögen. Aber, Vater, wer von uns kann glauben, daß du ein Volk von einer andren Farbe als die Deinige, lieber haben könntest als diejenigen die, wie du selbst, eine weiße Haut haben? Vater! merke auf das was ich sagen werde. Indem du mich, Vater, gegen deinen Feind anhetzest, beynahe eben so wie ein Jäger seine Hunde auf das Wild anhetzet; indem ich darüber aus bin mit der zerstörenden Waffe die du mir gabst auf deinen Feind loszustürzen, möchte es sich etwa zutragen daß ich zurückblickte nach dem Orte von welchem du mich aufjagtest, und was werde ich sehen? Vielleicht sähe ich meinen Vater wie er den langen Messern die Hand giebt und drückt, ja, eben diesen Menschen die er jetzt seine Feinde nennt — vielleicht sähe ich dann über meine Thorheit, seinem Befehle gehorcht zu haben lachen, und doch wage ich jetzt mein Leben auf sein Geheiß! Vater! behalte was ich gesagt habe im Gedächtniß!

Nun Vater! siehe was mit der Streitaxt die du mir gabst, ist ausgerichtet worden (er hob den Stab mit dem Scalp). Ich habe mit der Streitaxt gethan, was du mir zu thun geboteſt, und fand sie scharf. Dennoch that ich nicht alles was ich hätte thun können. Nein, ich that es nicht. Mein Herz in mir entfiel mir! Ich fühlte Mitleiden mit deinem Feinde.

Digitized by Google

Feinde. Die Unschuld *) hatte keinen Theil an euern Streitigkeiten, ich machte daher einen Unterschied, ich verschonte. — Ich erbeutete einiges lebendige Fleisch **), welches ich auf dem Wege es zu dir zu bringen, in eins von euren großen Kanoe welches ich erblickte, gelegt habe. In ein Paar Tagen wirst du dieß Fleisch bekommen und finden daß die Haut die nämliche Farbe hat wie die Deinige, Vater! Ich hoffe du wirst nicht zernichten, was ***) ich verschont habe. Du, Vater, hast die Mittel das, was bey mir vor Mangel umkommen würde, zu erhalten. Der Krieger ist arm, und seine Hütte ist beständig leer, dein Haus aber Vater, ist beständig voll!"

Hier sehen wir Kühnheit, Freymüthigkeit, Würde und Menschlichkeit, glücklich gemischt und beredt entfaltet. Ich müßte mich sehr irren, wenn die einzelnen Theile dieser Rede nicht ziemlich nach den Regeln der Redekunst welche man in unsern Schulen lehrt, zusammengestellt wären, deren keine doch diesem Wilden bekannt war.

Die Fürbitte am Schluß ist kurz aber in der That ergreifend und ich möchte beynahe sagen, erhaben! und nun die bewundernswürdige Weise wie darauf vorbereitet worden! Ich wünsche ich könnte dem Gemüth des Lesers nur etwas von dem Eindrucke mittheilen, welchen diese Rede auf mich und alle die dabey gegenwärtig waren machte, als sie gehalten wurde.

Es

*) Er meynt Weiber und Kinder.
**) Gefangne.
***) Er sagt was, damit es mit dem Ausdruck: lebendiges Fleisch übereinstimme.

Es ist nicht mehr als billig hier zu erwähnen, daß Capitain Pipe mit dem edlen und großmüthigen Charakter des Brittischen Officiers an welchen er diese Rede hielt, wohl bekannt war. Er lebt noch in seinem Vaterlande als eine Zierde des Brittischen Namens. Er gehorchte dem Befehl seines Obern, indem er die Indianer gebrauchte gegen uns zu streiten, er that es aber mit innerem Widerstreben, und milderte so viel es in seinen Kräften war, die Gräuel jenes abscheulichen Krieges. Er achtete den Cap. Pipe und war wohl zufrieden, wie ich nicht zweifle, mit dem menschlichen Betragen dieses Indianischen Befehlshabers, dessen Scharfblick in diesem Fall nicht weniger als seine Beredsamkeit Lob verdient. Auf solche Weise verstehen große Seelen einander, und finden selbst in den schwierigsten und prüfendsten Umständen Mittel der Sache der Menschlichkeit den Sieg zu verschaffen.

Anmerkungen. Die Indianer haben auch Heldenlieder, die von den Thaten ihrer braven Männer handlen. Die werden fleißig von ihnen gesungen, aber blos im Gedächtniß aufbewahrt. Einer lernt sie vom andern, und wer eine Gabe zum Dichten hat macht neue dazu, daher es ihnen an Gesängen nicht fehlt."

Loskiel, Th. 1. Absch. 2. S. 39.

18) Bey diesen Gelegenheiten (wenn sie in ihren Rathsversammlungen reden) ist ihre Sprache kräftig und die Art ihres Ausdrucks empfatisch. Ihre Rede ist mit Bildern, Vergleichungen und starken Metaphern verziert, und kommt in Ansehung des allegorischen Ausdrucks jedem Volke des Morgenlandes gleich. In allen ihren feierlichen Reden drücken sie sich mit vieler Heftigkeit aus, in gewöhnlichen Gesprächen aber nach unsrer gewöhnlichen Art zu reden.

Carver S. 261.

Zwölftes Kapitel.

Metaphorische Ausdrücke.

Die Indianer lieben die Metaphern. Sie sind für ihre Gespräche was Federn und Korallen für ihren Leib sind, eine prunkende aber geschmacklose Verzierung. Wir müssen sie jedoch deswegen nicht zu streng beurtheilen. Es giebt Nationen, außer den Amerikanischen Indianern die diese Art des Ausdrucks bewundern. Selbst in dem aufgeklärten Europa sind noch nicht viele Jahrhunderte vergangen, seit dem die besten und berühmtesten Schriftsteller jene rednerische Figur auf eine verschwenderische Weise gebrauchten und sie für eine große Zierde ihrer poetischen und prosaischen Aufsätze hielten, selbst der unsterbliche Shakespear verschmähte sie nicht.

Die folgenden Beyspiele werden hinreichend seyn von der metaphorischen Sprache der Indianer einen Begriff zu geben:

1. Der Himmel ist mit dunklen stürmenden Wolken *bedeckt* = wir werden unruhige Zeiten erleben; *es* wird Krieg entstehen.

2.

2. Dort ist eine schwarze Wolke aufgestiegen = von dorther oder von jener Nation drohet ein Krieg.

3. Zwey schwarze Wolken ziehen gegeneinander = zwey mächtige Feinde sind gegen einander im Anmarsch.

4. Der Weg ist schon zugemacht = Feindseligkeiten haben angefangen — der Krieg hat seinen Anfang gehabt.

5. Die Flüsse führen Blut! = der Krieg wüthet im Lande.

6. Die Streitart begraben = Frieden machen oder schließen.

7. Die Streitart niederlegen, oder: die Streitart unter die Bettstelle schieben = eine Zeitlang mit dem Kampfe aufhören, während eines Waffenstillstandes, oder: die Streitart bey der Hand halten, so daß sie bey dem ersten Aufruf ergriffen werden könne.

8. Die Streitart die du mir gabst deine Feinde niederzustrecken, fand sich sehr stumpf, oder nicht scharf — es half nicht viel daß ich meinen Arm ermüdete = du versahest mich so ärmlich mit den Sachen die ich nöthig hatte, daß es mir an Kraft fehlte deine Befehle auszurichten. Die Geschenke die du mir gabst, waren nicht hinlänglich für das Werk das du mir auftrugst, darum richtete ich wenig aus.

9. Die Streitart die du mir gabst, war sehr scharf = da du mich befriedigt hast habe ich auch

auch dich zu befriedigen gesucht; ich habe manche deiner Feinde erschlagen.

10. Du hast mich nicht stark gemacht = du gabst mir nichts — oder nur wenig.

11. Mache mich recht stark = gieb mir viel, bezahle mich gut.

12. Je stärker du mich machst, destomehr wirst du sehen = je mehr du mir giebst, destomehr werde ich für dich thun.

13. Ich habe gethan was du mir hießest, aber sehe nichts = ich habe das Meinige gethan, du aber hast mich nicht belohnt — oder: ich that das Meinige für dich, du aber hast dein Wort nicht gehalten.

14. Du hast nur mit deinen Lippen gesprochen, nicht aus deinem Herzen = du suchst mich zu hintergehen, du hast nicht die Absicht, das was du sagst zu thun.

15. Nun sprichst du aus deinem Herzen = jetzt meynst du was du sagst.

16. Du lässest mich im Dunklen = du wünschest mich zu täuschen; du verbirgst deine Absichten vor mir; du lässest mich in der Unwissenheit.

17. Du verstopftest meine Ohren = du hieltest die Sache vor mir geheim — du wolltest mich das nicht wissen lassen.

18. Jetzt glaube ich dir = abgethan! zugestanden! so soll es seyn!

19. Deine Worte sind in mein Herz gedrungen = ich willige ein — bin zufrieden mit dem was du sagst.

40. Ich ziehe die Dornen aus deinen Füßen und Schenkeln, schmiere deine steifgewordnen Glieder mit Oel, und wische dir den Schweiß vom Leibe = ich sorge für deine Bequemlichkeit nach deiner ermüdenden Reise, damit dir wohl sey während du bey uns bist.

41. Ich wische die Thränen von deinen Augen, mache deine Ohren rein, und bringe dein bekümmertes Herz, welches dich nach einer Seite hinüber beugt, in seine gehörige Lage = ich traure mit dir! verscheuche alle Kümmernisse! schicke dich an zur Thätigkeit. (NB. Dieß wird gesagt wenn man über den Todt eines Oberhaupts mit einer Nation trauert).

42. Ich habe die Ursache eurer Trauer entdeckt = ich habe das Grab gesehen (wo der Anführer begraben worden).

43. Ich habe jene Stelle mit frischer Erde zugedeckt, ich habe Blätter darüber geharkt und Bäume darauf gepflanzt = eigentlich: Ich habe das Grab deinem Blicke verhüllt, und figürlich: du mußt nun wieder heiter seyn.

44. Ich nehme dich von diesem Orte auf, und setze dich an meinem Wohnorte nieder = ich lade dich ein von hier aufzustehen und dahin zu kommen und zu wohnen wo ich wohne.

45. Ich bin viel zu schwer als daß ich jetzt aufstehen könnte = meine Habe (Korn, Gemüse) ist groß —

46. Ich will noch eine Nacht an diesem Orte zubrin-

bringen = ich will an diesem Orte noch ein Jahr bleiben.

47. Wir haben einen Frieden geschlossen, der so lange dauern soll als die Sonne scheinen und Wasser in den Flüssen fliessen wird = der Friede den wir geschlossen haben soll so lange dauern als die Welt steht, auf immer.

48. Die Streitart unter den Wurzeln eines Baums vergraben = sie gänzlich dem Gesicht entziehen.

49. Tief in die Erde vergraben (eine zugefügte Beleidigung) = sie der Vergessenheit übergeben.

Dreyzehntes Kapitel.

Indianische Namen.

Die Eigennamen welche die Indianer führen, werden ihnen gewöhnlich gegeben nach Thieren verschiedener Art und selbst nach Fischen und Amphibien. So heißen einige: Biber, Otter, Sonnenfisch, Dintenfisch, Klapperschlange, schwarze Schlange u. s. w. Sie führen auch andre bedeutende Namen, welche in ihren persönlichen Eigenschaften oder in ihrem Aeußern, und zum Theil auch in Laune und irgend einem Einfall ihren Grund haben; einige von diesen werden ihnen aber von den Weißen beygelegt wie z. B. Pipe (Pfeife), Whiteeyes (Weiß-Auge) Killbuck (Hirschtödter) welches keine eigentlich Indianische Namen sind. Sie behalten nicht immer den ihnen zuerst gegebenen Namen bey, sondern nehmen oftmals einen neuen an, nachdem sie in den Stand der Männer getreten sind.

Indianer die sich vorzüglich ausgezeichnet haben, durch ihr Betragen, oder durch irgend eine verdienstliche Handlung, oder denen etwas Merkwürdiges begegnet ist, bekommen Namen, welche auf diese Umstände anspielen. So habe ich einen Mann gekannt, dessen Name in unsrer Sprache bedeuten würde: der geliebte Liebhaber (the beloved lover) und einen andren

dren welcher hieß: dem Liebe begegnet (met by love). Ein andrer, ein berühmter Krieger, der mit Ungeduld auf den Anbruch des Tages gewartet hatte um den Feind anzugreifen, wurde nachher genannt: Laß es Tag werden (Cause ormake daylight appear). So wurde einer der eine schwere Last Welscherhähne auf seinem Rücken zu Hause gebracht hatte, der Welschhahnträger (Carrier of Turkies) genannt, und ein andrer dessen Schuhe gewöhnlich zerrissen oder geflickt waren, hieß Lodderschuh (Badshoes). Alle solche Namen werden gewöhnlich in einem einzigen Worte ausgedrückt, in deren Zusammensetzung die Indianer viel Scharfsinn zeigen. So ist der Name womit die Indianer den Platz bezeichneten wo jetzt Philadelphia steht, und welchen sie beybehalten haben ungeachtet der großen Veränderungen welche erfolgt sind, Kúequenáku *) welches bedeutet: der Hain der langen Tannen.

Man hat Eigennamen nicht nur für alle Städte, Dörfer, Gebirge, Thäler, Flüsse und Ströme, sondern für alle merkwürdige Stellen wie z. B. solche welche vorzüglich von Mücken oder Muskitos heimgesucht werden, wo Schlangen ihre Löcher haben u. s. w. Diese Namen enthalten immer eine Anspielung auf jene besondren Umstände, so daß Fremde, selbst wenn sie auch mit der Sprache bekannt sind, oftmals nicht gleich wissen werden wie sie ihre Gespräche verstehen sollen.

Aus-

*) Nach der Aussprache der Engl. Buchstaben sollte dieß Wort im Englischen geschrieben werden: koo-ek-wen-aw-koo — (also im Deutschen Kuequenaku).

Ausländern z. B. weißen Leuten werden sie Namen beylegen welche von einer besondern an der Person von ihnen bemerkten Eigenschaft oder von sonst einem Umstande der ihnen vorzüglich auffällt, hergenommen sind. Als ihnen die Bedeutung des Namens William Penn (Feder) gesagt wurde übersetzten sie denselben in ihre eigne Sprache durch Miquon, was eine Feder oder Federspule bedeutet. Die Irokesen nannten ihn Onas, welches in ihrer Sprache dasselbe anzeigt *).

Der erste Name welcher den Europäern, welche in Virginia landeten von den Indianern gegeben wurde, war Wapsid Lenape (weiße Leute) als diese aber in der Folge anfingen Mordthaten an den rothen Leuten auszuüben, welche sie mit Degen durchstachen, so nannten sie die Virginier Mecanschikan (Lange Messer) um sie von Andern derselben Farbe zu unterscheiden. In New England versuchten sie es zuerst, den Laut des National Namen der Engländer (English) nachzuahmen, welches sie Yengees aussprachen. Sie nannten sie auch Chauquaquock (Messer Männer) weil sie diese Werkzeuge (Messer) ins Land brachten und als Geschenke an die Eingebornen austheilten **). Sie hielten sie für bessere Leute als die Virginier, als sie aber nachher grausam von ihnen behandelt wurden, und man ihre Landsleute zur See

*) Herr Long erhielt bey seiner Aufnahme unter die Krieger der Chippewäer den Namen "Amik" d. i. Biber, und wurde in der Folge immer mit diesem Namen angeredet. Long S. 49.

**) S. Rogers's key into the languages of the Indians of New England. Kap. 17.

Digitized by Google

See wegführte, so nannten sie die Mohicans jener Gegend Tschachgoos; und als demnächst die Bewohner der mittleren Colonieen anfingen sie zu ermorden, und die Irokesen aufforderten sie zu beschimpfen und behülflich zu seyn daß ihnen ihr Land geraubt würde, so ließen sie jenen Namen fahren, und nannten die Weißen spottweise Schwannack welches salzige oder bittre Wesen anzeigt, denn in ihrer Sprache wird die Benennung schwan durchgängig solchen Dingen beygelegt die einen salzigen, scharfen, bittern oder sauern Geschmack haben. Die Absicht dieser Benennung, wie auch derjenigen welche die Mahikander den Leuten im Osten gaben, war die, sowol Haß oder Widerwillen als auch Verachtung ausdrücken, und die weißen Bewohner des Landes vorzustellen als hassenswürdige und verächtliche Wesen. Ich habe indessen in manchen Fällen bemerkt, daß die Indianer sorgfältig sind diesen Schimpfnamen keiner weißen Person beyzulegen, von welcher sie wissen daß sie freundschaftlich gegen sie gesinnt ist, und welche sie für gut, rechtschaffen und wohlmeynend halten. Ich habe gehört daß sie ihren Kindern zur Pflicht machten, diesen oder jenen weißen Mann nicht Schwannack sondern Freund zu nennen. Letztere Benennung wurde zuerst um 1730 eingeführt. Sie legen dieselbe niemals den Quäckern (ausschließlich) bey, welche sie seit der Ankunft von William Penn in dem Lande recht sehr lieben und ehren. Sie nennen diese Quäckels, weil sie in ihrer Sprache den Laut welchen unser Buchstab r ausdrückt, nicht haben. Sie sagen daß sie diese Leute allezeit als gute, rechtschaffne, freundliche und friedliche Menschen erfunden

und nie Ursache gehabt haben sich über sie zu beklagen.

Dieß waren die Benennungen welche die Indianer den Weißen gaben, bis in die Mitte des Revolutionskrieges, wo sie auf folgende drey beschränkt wurden:

1. Mechanschican oder Chanschican (lange Messer). Diese Benennung legten sie nun nicht mehr den Virginiern ausschließlich bey, sondern auch den Einwohnern in den Mittleren Staaten, welche sie als feindselig gegen sie gesinnt betrachteten, zumal diejenigen welche Degen, Hirschfänger oder Messer an der Seite trugen.

2. Yengees. Diesen Namen gaben sie nun den Bewohnern von New England ausschließlich, welche denselben in der That auch angenommen zu haben schienen, da sie, im Lande durchgängig, wie auch noch jetzt der Fall ist, Yankees genannt wurden — offenbar derselbe Name nur mit einer geringen Veränderung. Sie sagen die Yengees kennten sie wohl und könnten sie an ihrer Kleidung und ihrem persönlichen Aeußern unterscheiden, und daß man sie für weniger grausam hielte als die Virginier oder langen Messer. Die eigentlichen Engländer nennen die Chippewäer und einige andre Völkerschaften Saggenash.

3. Quackels. Sie legen diesen Namen jetzt nicht mehr ausschließlich den Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde (Quäker) bey, sondern allen weißen Leuten die sie lieben und ehren, und von denen sie glauben, daß sie gut gegen sie gesinnet sind.

Nicht

Nicht nur die Delawaren, sondern alle Völkerschaften um sie her, bedienen sich dieser Namen und wenden sie auf gleiche Weise auf die verschiedenen (Ausländer) an. Ich habe selbst im Jahr 1782 als ich zu Détroit war, Chippewäer bemerkt, welche als sie einem Amerikanischen Gefangnen begegneten, ausriefen: Messamoch-Kemaan (langes Messer) wiewol er weder Messer, Degen oder Hirschfänger an der Seite hatte. Ich wurde einmal, um dieselbe Zeit, als ich am Flusse hinaufging, auf gleiche Weise angerufen, und da ich besorgte ich möchte als ein entlaufener Gefangner festgehalten werden, antwortete ich sogleich: Kau! Saggenash! (Nein, ein Engländer) und sie gingen ihres Weges! Ich konnte diese Antwort mit gutem Gewissen geben, da ich in England geboren bin.

Im Jahr 1808, als ich mit einer Anzahl Herren durch Greentown (einer Indianer-Stadt, im Staate Ohio) ritt, hörte ich einen Indianer, der uns durch eine Ritze in seinem Hause vorbey reiten sah, in seiner Sprache zu den Seinigen sagen: Sehet, was für ein Haufen Menschen kommt daher! Ey und unter diesen allen kein lang Messer! alle Yengees! und als er darauf vermuthlich mich bemerkte, sagte er, sich selbst verbessernd, nein, ein Quäckel!

Von dieser Art sind die Bemerkungen welche die Indianer über die weißen Leute machen, und die Namen die sie ihnen geben. Sie mögen zuweilen Unrecht haben, aber da sie sich ganz besonders darauf legen mit den Handlungen, den Bewegungen, der Haltung und der Kleidung der verschiedenen Nationen bekannt zu werden, so irren sie sich selten, und

geben im Ganzen genommen ihre verschiedenen Namen genau denen, die sie damit haben bezeichnen oder beschreiben wollen.

Anmerkung. Der große (erste) Krieger bey den Nadowessiern hieß Ottahtongoom lisheah d. i. der große Vater der Schlangen (ottah- Vater tongoom- groß lisheah- Schlange.) Ein andrer Chief hieß Honahpawjatin d. i. ein schneller Läufer über die Berge. Als ich unter ihnen als ein Chief aufgenommen wurde, nannten sie mich Shebaygo welches so viel als Schreiber bedeutet oder eine Person die sich gern mit Bilderschrift (hieroglyphics) abgiebt, weil sie mich oft schreiben sahen.

Carver 380.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Geselliger Umgang.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß die Indianer in ihrem ungebildeten Zustande, sich so gegen einander betragen, als ob sie ein civilisirtes Volk wären. Ich bin in vielen Fällen Zeuge gewesen von ihren Zusammenkünften, von Stundenlangen Verhandlungen und Unterredungen die sie mit einander hatten, von ihren gemeinschaftlichen Arbeiten, von ihrem Jagen und Fischen in Gesellschaften oder Haufen; Ich habe gesehen wie sie ihr erlegtes Wild, ihr Wild- und Bärenfleisch, ihre gefangnen Fische unter sich theilten, auch wenn sie manche Theile machen mußten, aber ich kann mich keines Falls erinnern wo sie in Streit geriethen oder die Art der Vertheilung misbilligten. Im Gegentheil empfangen sie selbst bey solchen Gelegenheiten ihren Antheil mit Dankbarkeit, sie sagen: "anischi" Ich bin dankbar, als ob es ein Geschenk wäre, was ihnen gegeben würde.

Sie zeigen zuverlässig (ich rede hier von den Männern) Achtung für einander, welches bey allen Gelegenheiten sichtbar wird; sie kommen öfters in der Absicht zusammen, sich mit einander zu unterreden, und ihre Geselligkeit scheint eine Erholung für

sie

sie zu seyn und die gute Kameradschaft zu erneuern. Ihr allgemeiner Grundsatz, daß Gutes und Böses in einem Herzen nicht mit einander vereinigt seyn oder zusammen wohnen könne und deßhalb in keine Berührung mit einander kommen dürfe, scheint ihnen bey allen Gelegenheiten zur Richtschnur zu dienen. So sind sie auch, wenn sie reisen es sey in kleinerer oder größerer Gesellschaft heiter und lassen sich die Unfälle die ihnen begegnen möchten nicht kümmern; nie sind sie ungeduldig, zänkisch und beschuldigen auch nie irgend einen oder einer den andern daß er den Unfall durch sein Versehen oder sonst veranlaßt habe, selbst wenn Einer seine ganze Habe durch die Nachlässigkeit oder Sorglosigkeit des Andern verlieren sollte, werden sie nicht in Hitze gerathen, sondern den Verlust geduldig ertragen, weil sie bey sich selbst denken, daß jener sich selbst schon genug darüber kränkt, und daß es daher unbillig seyn würde, seinen Schmerz noch zu vermehren. Sie urtheilen bey allen Gelegenheiten mit Ruhe, und machen einen bestimmten Unterschied, wenigstens ist dieß ihr Bestreben, zwischen einem zufälligen Versehen und einer absichtlichen Handlung; ersteres sagen sie, kann von einem jeden begangen werden, man sollte es daher nicht hoch aufnehmen oder bestrafen, die letztern hingegen, da sie freywillig mit Vorbedacht und in böser Absicht verübt wurde, sollte die gehörige Bestrafung empfangen.

Um dieß zu erläutern werde ich einige hiehergehörige Fälle, die mir bekannt geworden sind anführen. An einem Morgen früh kam ein Indianer in das Haus eines andren der noch im Bett lag, und wünschte

wünschte seine Flinte zu einer Morgenjagd zu leihen weil die seinige nicht im Stande wäre; der Eigenthümer gab sogleich seine Einwilligung und sagte: "da mein Gewehr nicht geladen ist, so wirst du ein Paar Kugeln aus jenem Beutel mitnehmen müssen!" Indem nun jener das Gewehr herabnahm, ging es durch irgend einen Umstand los, und der ganze Schuß traf den Kopf des Eigenthümers der noch auf dem Bette lag und nun den Geist aufgab. Das Gewehr war also, wie sich zeigte, ohne Wissen des Eigenthümers geladen, und das Schloß war so gelassen worden, daß es bey einer bloßen Berührung losgehen mußte. Ein Geschrey wurde von allen Seiten im Hause gehört: O, das Unglück! — als unglücklicher Zufall aber wurde die Sache immerfort betrachtet und auch behandelt.

Ein Jäger ging aus um einen Bär zu schießen, da sich einge dieser Thiere in der Nähe hatten sehen lassen. In einem dunklen Theil des Waldes, sah er in der Entfernung etwas Schwarzes sich bewegen, welches er für den Bär hielt, da er das ganze Thier nicht sehen konnte; er feuerte los, und fand daß er ein schwarzes Pferd todt geschossen hatte. Sobald er den Irrthum gewahr wurde, gab er dem Eigenthümer Nachricht von dem Vorgefallnen, indem er zugleich sein Bedauern bezeugte daß er nicht ein einziges Pferd besäße womit er ihm das getödtete ersetzen könnte. Was, sagte der Indianer, dessen Pferd erschossen worden war, denkst du daß ich ein Pferd von dir annehmen würde, wenn du mir auch eins geben könntest, da du mich hinlänglich überzeugt hast, daß du das meinige, durch einen unglücklichen Zufall todtschossest? Nein,

Nein, das nicht! denn eben ein solches Unglück könnte auch mir begegnen!

Ein bejahrter Indianer war ausgegangen um einen Welschenhahn *) zu schießen, er hielt aber ein schwarzes Schwein in dem Gebüsch dafür, und schoß es todt; durch Nachfrage entdeckte er den Eigenthümer desselben, und zeigte ihm den Fall an, indem er sich erbot das Schwein zu bezahlen. Dieß wollte indessen der andre nicht nur nicht annehmen, sondern nachdem er das Fleisch ins Haus geholt hatte, gab er ihm eine Keule ab, weil er bey sich selbst dachte, daß der arme Mann sowol wegen der ihm wiederfahrnen Täuschung, da er, als er schoß, gehofft hatte sich nun bald mit dem Welschenhahn gütlich zu thun, als auch wegen der Ehrlichkeit mit welcher er ihm von der Sache Nachricht gegeben hätte, von Rechtswegen von dem was er erlegte, seinen Antheil haben müßte.

Zwey Indianer fuhren in einem großen Kanoe bis auf eine gewisse Entfernung den Muskingum herab, einige andre die zu Lande nach demselben Orte hingingen, redeten jene an, und ersuchten sie die schweren Sachen die sie bey sich hätten, wie Kessel, Aexte, Hacken ꝛc. in ihr Kanoe zu nehmen. Bereitwillig thaten jene dieß, hatten aber das Unglück, daß ihr Boot an den Klippen bey White Eyes's, falls (wie

*) Diese Vögel welche auch bey Carver und Long "turkey" und bey Volney "dinde" heißen und auch von Loskiel welsche Hühner genannt werden, dürften doch von dem freilich aus Amerika abstammenden Puter (Meleagris Gallopavo) verschieden seyn.

Ueb.

(wie der Platz heißt) scheiterte, wodurch die ganze Ladung verloren gieng und die Leute sich selbst nur durch Schwimmen ans Ufer retteten. Es wurde nun zur Frage gebracht und von allen Seiten erwogen, ob die Leute in dem Kanoe, die das Eigenthum der Andren in Verwahrung genommen, und durch ihre Nachlässigkeit alles verloren hätten, nicht verbunden wären den Verlust zu vergüten? Die Frage wurde verneinend entschieden aus folgenden Gründen: 1. Weil die Leute im Kanoe die Sachen an Bord genommen hätten in der angenehmen Hoffnung ihren Mitmenschen dadurch gefällig zu seyn, ohne irgend eine Belohnung für diesen Dienst zu erwarten. 2. Weil sie zwar die Gefahr und den Verlust hätten vermeiden können, wenn sie das Kanoe oberhalb des Wasserfalls ausgeladen, und es zu Lande (welches nur eine kleine Entfernung ist) wie sonst gebräuchlich, wenn der Wasserstand es nicht zuläßt gerade durchzufahren, weiter getragen hätten; daß aber diejenigen die zu Lande reisten, wenn sie im Kanoe gewesen wären, eben so wie sie selbst würden versucht haben durchzufahren welches zuweilen glücklich geschieht, und dann eben so unglücklich wie sie würden gewesen seyn. 3. Weil die Leute im Kanoe auch alle ihre eignen Habseligkeiten mit an Bord gehabt und auch mit verloren hätten, welche ihnen doch eben so viel wie jenen die ihrigen werth wären, woraus erhellte, daß sie gehofft hätten ohne Schaden durchfahren zu können, und folglich den Verlust nicht vorsätzlich oder absichtlich sich selbst und andern verursacht haben könnten, weswegen die Sache einem unglücklichen Zufall ganz allein müsse zugeschrieben werden.

Dieß

Dieß ist die Denkungsart der Indianer, in Ansehung derer die unversehens ein Unfall trifft wodurch andre Schaden leiden. Sie sind bereit ein Versehen zu entschuldigen, und in solchen Fällen mehr zum Mitleiden als zur Bestrafung geneigt. In Ansehung derer aber die absichtlich und vorsätzlich die Rechte Andrer verletzen und ihnen Schaden verursachen, denken und handeln sie auf ganz verschiedene Weise. Ein boshafter Mensch wird allgemein verachtet, und wenn er sich in gute Gesellschaft eindrängt, so werden die übrigen, ohne ein Wort zu sagen, einer nach dem andern davon gehen und ihn allein lassen damit er sich, so wie man es beabsichtigt gedemüthigt fühle. Gegen Mörder und Diebe haben sie kein Mitleiden, und bestrafen sie nach der Beschaffenheit ihrer Verbrechen, wo nicht öffentlich doch im Stillen, denn man betrachtet solche als eine Beschwerde und einen Schandfleck für das Volk, und so sehr wurden dergleichen Leute ehemals unter den Delawaren verachtet, daß es, vor der Ankunft der weißen Leute, etwas seltenes war von einem solchen Menschen unter ihnen zu hören.

Dieß haben mir Indianer von jener Nation in den Jahren von 1770 bis 1780 mehrmals erzählt; einer von diesen wohnte als Knabe an dem Orte, wo jetzt Philadelphia steht, als daselbst das erste Haus erbauet wurde und versah die Arbeiter mit Fischen, und fing Kaninchen für sie, der andre, der noch älter war, wohnte mit seinen Aeltern an dem Ort, wo nachher Perth Amboy in New Jersey erbauet wurde. Beyde waren sehr rechtliche Personen, von allen die sie kannten sehr geachtet.

Ich

Ich glaube nicht daß es ein Volk giebt, was aufmerksamer als die Indianer, auf die gewöhnlichen Höflichkeiten im Umgange mit andern wäre. Dieß aber entgeht gewöhnlich, wegen Mangel an Bekanntschaft mit ihrer Sprache wie auch mit ihren Sitten und Gewohnheiten, der Beachtung der Reisenden, wenn gleich einige, schärfere Beobachter als die übrigen, diesen Gegenstand berührt haben *). In mehr als 100 Fällen habe ich mit Verwunderung und mit Vergnügen die Aufmerksamkeit beobachtet welche man einer Person bey ihrem Eintritt in das Haus zu beweisen pflegt. Zuerst ladet man den Ankommenden ein sich zu setzen, mit den Worten: setze dich mein Freund! wenn es ein Fremder oder kein Verwandter ist, im letzteren Falle setzt man die gehörige Benennung hinzu. Man läßt niemals eine Person stehen, für alle sind Sitze da, und wenn auch ein Duzend nach einander hereintreten sollten, so bekommt jeder einen Sitz und der Fremde, wenn es ein Weißer ist, den besten. Darnach wird der Tabacksbeutel umhergereicht, eine Pfeife ist das erste was zum Genuß geboten wird, wie bey uns ein Glas Wein oder Brandtewein. Ohne daß zwischen dem Mann und seiner Frau ein Wort gewechselt wird, geht letztere hin und bereitet für die Gesellschaft etwas zu essen, und wenn sie es den Besuchenden aufgetragen hat, wird sie sich in eines Nachbars Haus begeben, um der Familie zu sagen mit was für einem Besuche ihr Mann

*) Les Sauvages ont une étiquette de politesse aussi composée que celle d'un corps diplomatique.
Volney II. 497.

Mann beehrt worden, ohne jemals darüber zu murren, daß die Gäste die Lebensmittel aufzehren, selbst wenn sie diese für ihr Haus zugekocht haben sollte da sie den freundschaftlichen Besuch wol der geringen Mühe und Unkosten werth hält.

Es ist wahr, daß sie von ihren Landsleuten die Erwiederung einer solchen Aufmerksamkeit und Gastfreiheit erwarten, dieß ist indessen nicht ihre Hauptabsicht, denn ich habe viele Fälle bemerkt, wo an keine Erwiederung zu denken war, wo die Armuth sie nicht zuließ, oder wo die Entfernung des Wohnortes es dem Besuchenden unmöglich machte, seinem Wirth dieselben Höflichkeiten zu erweisen. Wenn weiße Leute, auf solche Weise behandelt werden, und ihnen die beste Bewirthung die nur das Haus vermag zu Theil wird, so mögen sie sich davon versichert halten, daß dieß nichts anders ist, als ein Beweis der Achtung gegen sie, und daß die Aufmerksamkeiten welche man ihnen beweist keine eigennützige Absichten zum Grunde haben.

Anmerkungen. 19) Die Indianer sind äußerst umsichtig, und besonnen bey jedem ihrer Worte und in allen ihren Handlungen. Nichts reißt sie zu einer unmäßigen Hitze hin, als der Haß gegen ihre Feinde; in allen andern Fällen sind sie kaltblütig und außerordentlich vorsichtig, indem sie sich hüten um keinen Preis die innern Bewegungen ihres Gemüths zu verrathen. So giebt der Indianer dem Freunde auf den ein Feind am Wege lauert nichts mehr als einen entfernten Wink über die Gefahr, wie etwa: „es läge ein Hund im Wege der ihm vermuthlich etwas zu Leide thun könnte!" Auf gleiche Weise zeigt sich der Indianer bey der Rückkehr in sein Haus, vielleicht

leicht nach monatlanger Abwesenheit gegen Frau und Kinder gleichgültig . . . erst wird in aller Ruhe die Pfeife geraucht und dann erzählt, und wenn auch wichtige Dinge vorgefallen seyn sollten wie etwa der Verlust eines Vaters, Bruders oder Sohns auf dem Schlachtfelde. Hat ein Indianer auf der Jagd lange Zeit Hunger gelitten und kommt endlich zu der Hütte eines Andern so hütet er sich wohl das geringste Merkmal von Ungeduld oder von dem Hunger der ihn quält blicken zu lassen, sondern nachdem er eingeladen worden ins Haus zu kommen, setzt er sich und raucht in Ruhe seine Pfeife, als ob er sonst gar kein Bedürfniß fühlte. Er glaubt, liesse er sein Verlangen blicken, so würde dieß als ein Mangel an Standhaftigkeit betrachtet werden, und man würde ihn zu den alten Weibern rechnen. . . Sagt man einem Indianer daß seine Kinder sich im Kampfe gegen den Feind besonders ausgezeichnet hätten, so scheint er dieß gleichgültig anzuhören, und sagt etwa blos: es ist gut! . . . sagt man ihm daß seine Kinder erschlagen oder gefangen genommen worden sind, so klagt er nicht, sondern sagt: „es macht nichts" fragt auch oft erst einige Zeit nachher, wie es doch zuging?

So wie die Indianer gewöhnlich leben, wissen sie nichts von einem ausschließlichen Eigenthum, ausgenommen in den Dingen die zum häuslichen Gebrauch gehören, welche ein jeder als ihm zugehörig betrachtet und wenn es die Umstände zulassen, zu vermehren sucht. Sie sind außerordentlich freigebig gegen einander und wenn bey ihren Freunden etwa Mangel eintritt, so ersetzen sie denselben von dem Eignen was sie übrig haben. . . Sie sind bereit, wenn Gefahr da ist, den Mitgenossen ihrer Commüne Hülfe zu leisten, ohne auf irgend eine Vergeltung zu rechnen, die billigen Belohnungen ausgenommen, welche die Indianer immer dem Verdienste zutheilen. Den einfachen und billigen Gesetzen der Natur gehorchend, wird

jeder

jeder nur nach Verdienst belohnt und die Gleichheit ihres Standes, so wie die unabgebrochne gesellige Vertraulichkeit welche unter jeder Indianischen Völkerschaft vorherrscht, belebt sie mit einem unverfälschten und wahrhaft patriotischen Geiste, welche das Wohl ihrer Gesellschaft befördert.

Carver 237. 240. 247.

Wenn ein Indianer irgend einer besondren Person in einer Familie seinen Besuch macht, so sagt er es wem der Besuch gelten soll, und dann sind die übrigen Mitglieder der Familie, die sich sogleich an das andre Ende der Hütte oder des Zeltes begeben, während der ganzen Zeit der Unterredung sehr sorgsam, nicht so nahe zukommen, daß sie das Gespräch stören könnten. Dasselbe wird beobachtet wenn ein Mann einer Person vom andren Geschlecht seine Aufwartung macht — aber dann muß er sich in Acht nehmen, Liebes-Angelegenheiten nicht zum Gegenstande seines Gesprächs zu machen so lange es Tag bleibt.

Carver 241.

20) Was die tragbaren leichten Kähne der Indianer betrifft, so sind sie gewöhnlich acht Klafter lang und anderthalb Klafter weit, es giebt indessen auch viel kleinere welche ihnen nach der Beschaffenheit ihres Landes sehr große Dienste gewähren. Ein Kanoe besteht aus hölzernen Knieen, die durch andre der Länge nach gelegte Hölzer Festigkeit erhalten, und sie sind mit Birkenrinde überzogen welche mit faserichten Wurzeln dicht zusammen genähet wird. Ein größeres Kanoe kann 4 Tonnen (8000 Pfund) Last tragen und hat Raum für 10 Personen. Die Kähne sind nicht sehr dauerhaft und werden leicht beschädigt. Wenn sie durch Zufall einen Leck bekommen, was häufig der Fall ist, so wird die Oeffnung mit Gummi (Harz) welches man an einer Kohle schmilzt, verstopft.

Der

Das Gummi (gum) wird durch die Nässe augenblicklich hart und kann dem Andrange des Wassers widerstehen. Wenn der Leck zu groß ist, als daß er mit Harz allein zugemacht werden könnte, so wird die innere Rinde der Birke, welche zerstampft und wie Mörtel angemacht worden, auf die Oeffnung gelegt, dann bedeckt man das Ganze mit einem Läppchen Leinwand, dessen Enden vermittelst des Gummi festgeklebt werden. Die Indianer können einen Kahn von Birkenrinde in welchem 5 Personen Platz haben in Zeit von 3 Tagen verfertigen. . . (Long S. 109). Von dem Dorfe La Chine unweit Montreal bis zum Fort Michillimackinac, welche Entfernung man zu Wasser und zu Lande auf 900 Engl. Meilen rechnet, giebt es 36 Tragplätze oder 36 Oerter wo die Kähne samt ihrer Ladung aufgenommen, und bis an das nächste fahrbare Wasser getragen werden müssen.

Long. 39. 40. Loskiel 1. 44. und 121.

Fünf-

Funfzehntes Kapitel.

Politische Kunstgriffe.

In der Behandlung ihrer National-Angelegenheiten zeigen die Indianer eben so viel Fertigkeit und Gewandtheit als vielleicht irgend ein andres Volk auf Erden. Wenn eine den Staat betreffende Bothschaft von einer benachbarten Nation an sie gelangt welche ihnen nicht gefällt; so bemühen sie sich gewöhnlich, eine in so zweydeutigen Ausdrücken abgefaßte Antwort darauf zurückzugeben, daß es schwer hält ihre wahre Meynung zu ergründen. Sie halten dieß für die beste Art einen Vorschlag abzufertigen der ihnen nicht ansteht, weil doch diejenigen die ihn machen, auf einige Zeit wenigstens nicht recht wissen werden wie die Antwort gemeynt, ob sie günstig oder ungünstig sey, und folglich über ihre Maaßregeln unschlüssig bleiben müssen bis sie die wahre Meynung entdeckt haben. Auf diese Weise sind manche Unternehmungen gänzlich verhütet worden und die Sachen sind geblieben, wie sie vorhin waren.

Man möchte vielleicht vermuthen daß ein solches unaufrichtiges Verfahren gegen einander als Beleidigung aufgenommen werden, und so Misvergnügen

und

und Streit unter den verschiedenen Partieen erregen könnte; dieß ist indessen nicht der Fall, da in solchen Botschaften nie etwas Beleidigendes vorkommt; und da keine Beleidigung beabsichtigt wird, so findet man auch keine. Sämmtliche Indianer betrachten dieß als ein zur Staatskunst gehöriges Verfahren, als eine Uebung welche auf Schärfung des Verstandes abzielt, welche sie sehr lieben. Es verschafft ihnen Gelegenheit über Sachen von Wichtigkeit tief und gründlich nachzudenken und ihren Scharfsinn an den Tag zu legen, wenn sie etwa den geheimen Sinn einer ihnen zugeschickten Antwort ausfindig gemacht oder die wahre Meynung einer zweydeutigen Antwort enträthselt haben.

Zur Zeit des Revolutionskrieges war ich Zeuge einer sonderbaren Anwendung politischer Kunstgriffe zwischen zwey großen Männern aus der Nation der Delawaren, die sich beyde als muthige und tapfere Krieger ausgezeichnet und den Ruhm großer Anführer im Kriege erlangt hatten. Der genannte Krieg hatte es für die Indianer nothwendig gemacht auf ihre gegenwärtige und künftige Sicherheit Bedacht zu nehmen. Dem Capitain White Eyes, vom Stamme Schildkröte, der an die Spitze seiner Nation war gestellt worden, lag die Wohlfahrt derselben sehr am Herzen. Er neigte sich dahin, dem vom Amerikanischen Congreß gegebenen Rath zu folgen, nämlich neutral zu bleiben, und rieth daher seinen Leuten mit beyden Parteyen Freundschaft zu halten und gegen keine von beyden die Waffen zu ergreifen, um nicht in Unruhen verwickelt zu werden, welche vielleicht am Ende ihren Untergang herbeyführen könnten. Auf

der andern Seite war Capitain Pipe, vom Stamme Wolf, dessen Wohnsitz 15 Meilen weit entfernt war, wo er sein Rathsfeuer hatte, andrer Meynung und neigte sich auf die Seite der Britten. Er war ein schlauer, ehrgeiziger Mann, doch fehlte es ihm nicht, wie ich in einem vorhergehenden Kapitel gezeigt habe an Seelengröße. Seine Gedanken waren aber damals voll von den Kränkungen, welche die Indianer von den Amerikanern seit ihrer ersten Ankunft in das Land erlitten hatten; sein Herz sehnte sich nach Rache, und er hatte Lust die Gelegenheit dazu welche sich ihm nun darbot, zu ergreifen. Er bezeugte seine Bereitwilligkeit dienlichen Maaßregeln zur Rettung seines Volks beyzutreten, doch nicht solchen als sein Antagonist vorschlug. Was seine eigentliche Absicht wäre, erklärte er nicht öffentlich, insgeheim aber suchte er Allem was von jenem vorgeschlagen wurde oder geschah, entgegen zu arbeiten. White Eyes war indessen ein verständiger aufrichtiger Mann, und nie wegen der Mittel seine Maaßregeln zu unterstützen und sich aus den Schlingen zu ziehen mit welchen Capitain Pipe ihn von allen Seiten umringt hatte, in Verlegenheit. So standen sie gegen einander länger als zwey Jahre — Pipe immer insgeheim arbeitend, und seine Kundschafter gegen den andern wach erhaltend — White Eyes freymüthig und öffentlich handelnd, als ob er von dem was der andre gegen ihn auszuführen suchte, gar nichts wisse. Endlich trug sich ein Umstand zu welcher die Maaßregeln welche Cap. Pipe zu nehmen wünschte, zu rechtfertigen schien. Im Jahr 1778 entkam eine Anzahl weißer Leute von der Partey die wir Tories nennen,

nennen, und unter welchen M'Kee, Elliott, Girty und mehrere Andre waren, aus Pittsburg, und sagten zu allen Indianern, wohin sie nur kamen: "sie müßten sich unverzüglich bewaffnen und aufbrechen, müßten alle Amerikaner wo sie sie immer fänden ermorden, denn sie hätten beschlossen alle Indianer todt zu schlagen und sich ihres Landes zu bemächtigen." White Eyes der nicht glaubte was diese Leute sagten, rieth seinen Leuten ruhig zu bleiben, denn dieser Bericht könne nicht gegründet seyn. Pipe dahingegen rief seine Leute zusammen, und erklärte in einer Rede die er an sie hielt jeden für einen Feind seines Vaterlandes der sich unterstände sie von dem Kriege gegen die Amerikaner abzurathen, wer es thäte sagte er, müsse zu Tode gebracht werden. Captain White Eyes kam nicht aus der Fassung. Er versammelte sogleich seine Krieger und sagte ihnen: wenn sie wirklich die Absicht hätten zu Felde zu ziehen, wie er bemerkte daß einige Anstalt dazu machten, so sollten sie ohne ihn nicht gehen. Er hätte friedliche Maaßregeln befolgt um die Nation von gänzlichem Untergange zu retten. Wenn sie aber glaubten daß er Unrecht hätte, und umherstreifenden Flüchtlingen die ihm als solche bekannt wären, mehr Glauben beymäßen als ihm, der die wahre Beschaffenheit der Dinge kenne; wenn sie entschlossen wären dem Rath solcher Leute zu folgen und gegen die Amerikaner auszuziehen, so wollte er mit ihnen ausziehen; er wollte sie anführen, sich an die Spitze stellen, und der erste seyn der fiele. Sie hätten also nur zu entscheiden was sie thun wollten, er wäre in seinem Gemüthe fest entschlossen seine Nation nicht zu über-

leben, den Ueberreſt eines elenden Lebens nicht zuzubringen in Klagen über die gänzliche Vernichtung eines braven Volks, welches ein beſſeres Schickſal verdiente.

Dieſe lebhafte und zugleich gefühlvolle Rede machte einen ſolchen Eindruck auf die Zuhörer, daß ſie einmüthig erklärten, ſie wollten ſeinen Befehlen gehorchen, und auf ſonſt Niemand, es möge ein Weißer oder einer von ihrer Farbe ſeyn, als auf Ihn hören. Als dieß dem Pipe durch ſeine Kundſchafter hinterbracht wurde, gerieth er gänzlich in Verwirrung und wußte nicht was er thun ſollte. Wenige Tage darauf erhielt die Rathsverſammlung der Delawaren die freundſchaftlichſte und ſchmeichelhafteſte Botſchaft von dem Befehlshaber und dem Indianiſchen Agenten zu Pittsburg, welche ſie warnen ließen, "den nichtswürdigen Leuten die ihnen in der Nacht entlaufen wären, kein Gehör zu geben, und ſich von der unerſchütterlichen Freundſchaft der Amerikaniſchen Regierung verſichert zu halten." Pipe wurde hiedurch ſo beſchämt, und nahm ſich dieß ſo zu Herzen, daß er bald darauf die Maske abwarf, und ſeinen Leuten erlaubte auszugehen und die Amerikaner zu ermorden, worauf er ſich mit ihnen in der Folge nach Sandusky unter den Schutz des Brittiſchen Gouvernements begab. In einem vorhergehenden Kapitel haben wir geſehen daß er nachher erkannte wie unpolitiſch ſein Betragen geweſen wäre und zurückzuziehen wünſchte, es war aber zu ſpät. Er hatte ſich von ſeinen durch das Andenken an voriges Unrecht aufgeregten Leidenſchaften hinreißen laſſen und war ſo zu einem unüberlegten Verfahren verleitet

tet worden. Vielleicht trug auch seine Eifersucht gegen Capitain White Eyes, dessen Ueberlegenheit sein hoher Muth nicht ertragen konnte, hiezu bey. Pipe war gewiß ein Mann von Seelengröße, White Eyes aber war nach meiner Meynung, noch größer.

Auf solche Weise führen Indianische Staatsmänner ihre Sachen gegen einander aus, ohne Zeitungskämpfe, ohne Herabwürdigung Andrer, ohne persönliche Zänkereyen oder offenbare Beschimpfungen. Ihr Scharfsinn, wenn er in einer guten Sache angewandt wird, verschafft ihnen gewöhnlich den Sieg. In einer schlechten Sache aber fehlt es nicht, daß sie entdeckt werden und unterliegen, wie Capitain Pipe zu seinem Unglück so schmerzlich erfuhr.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Heirathen und Behandlung der Frauen.

Viele glauben, nach der Arbeit welche sie die Indianischen Frauen verrichten sehen, daß sie gewissermaßen als Sklavinnen behandelt würden. Diese Arbeiten sind in der That hart, in Vergleichung mit den Geschäften welche in der civilisirten Welt dem weiblichen Geschlechte auferlegt werden; sie sind indessen nichts mehr als der ihnen bey jeder Berücksichtigung und aller gebührender Begünstigung billig zukommende Antheil an den Mühseligkeiten welche mit einem Leben im Stande der Wildheit verbunden sind. Das Weib übernimmt also jenen Antheil nicht nur freywillig sondern auch freudig, und da die Frauen nicht verbunden sind länger bey ihren Männern zu bleiben als es ihnen gefällt oder gelegen ist, so kann man nicht annehmen daß sie sich mit ungerechten oder ungleichen Lasten würden beschweren lassen.

Die Ehen werden bey den Indianern nicht wie bey uns, auf Zeitlebens geschlossen; man ist von beyden Seiten darüber einverstanden daß beyde Theile nicht länger mit einander leben werden, als so lange sie einander anstehen. Der Ehemann darf sein Weib entfernen

nen, so bald es ihm gefällt, und die Frau auf gleiche Weise ihren Mann verlassen. Mit der Verheirathung sind daher auch keine Gelübde, keine Versprechungen oder irgend einige Ceremonien verbunden. Der Indianer nimmt seine Frau, gleichsam auf die Probe, doch mit dem Vorsatze im Herzen, sie nicht zu verlassen wenn sie sich gut beträgt und vorzüglich nicht wenn er Kinder von ihr hat. Die Frau, die dieß erkennt, thut von ihrer Seite alles Mögliche um ihrem Manne zu gefallen, vorzüglich wenn er ein guter Jäger oder Fallensteller ist, der sie durch seine Geschicklichkeit und seine Anstrengung zu ernähren, und durch seine Stärke und Herzhaftigkeit zu schützen vermag.

Wenn eine Ehe geschlossen wird, so sind beyden Theilen die einem jeden obliegenden Pflichten und Arbeiten bekannt. Es wird angenommen daß der Mann ein Wohnhaus erbauen und die nöthigen Geräthschaften zum Arbeiten, wie Aexte, Hacken u. s. w. anschaffen müsse, daß er für ein Kanoe und auch für Schüsseln, Näpfe und andre im Haushalt nöthige Gefäße zu sorgen habe. Die Frau hat gewöhnlich einen oder zwey Kessel, und einige andre Küchen-Geräthschaften welche sie mitbringt. Der Ehemann, als Haupt der Familie, hält sich verpflichtet sie durch seine körperliche Anstrengung zu ernähren; die Frau, als seine Gehülfinn übernimmt die Feld-Arbeiten, und ist weit entfernt diese für bedeutender zu halten als diejenigen welche der Mann zu verrichten hat, insofern sie vollkommen überzeugt ist, daß er mit seiner Flinte und seiner Falle, an jedem Ort wo nur Wild ist, eine Familie würde erhalten können, auch betrachten die Frauen ihre Geschäfte nicht als eine ihnen auf-

auferlegte schwere Bürde, da sie selbst sagen, daß ihre Feld-Arbeit sie höchstens sechs Wochen im Jahr beschäftigte, während die Arbeit der Männer das ganze Jahr hindurch fortgehe.

Wenn ein Paar kürzlich ist verbunden worden, so giebt sich der Ehemann ohne hierüber ein einziges Wort zu sagen, recht viele Mühe seiner Frau zu gefallen, und durch wiederholte Beweise von seiner Geschicklichkeit in der Kunst zu jagen, sie bemerken zu lassen, daß sie mit ihm glücklich seyn könne, und nie Mangel haben werde so lange sie mit ihm haushält. Bey Tages Anbruch wird er mit seiner Flinte davon gehen, und oft um die Zeit des Frühstücks mit einem Hirsch einem Welschen-Hahn oder sonst einem Stück Wild zurückkehren. Er sucht es zu zeigen daß er im Stande ist Lebensmittel ins Haus zu bringen so oft er will, und die Frau, stolz darauf einen so geschickten Jäger zum Manne zu haben, giebt sich die äußerste Mühe ihm zu Diensten zu seyn und sich ihm wohlgefällig zu machen.

Die Geschäfte der Frauen sind nicht drückend oder beschwerlich. Mütter geben ihren Töchtern zu den Pflichten Anleitung, auf welche sie sonst in reifern Jahren durch den gesunden Menschenverstand schon geführt werden würden. Ihre Arbeit im Hause ist unbedeutend, selten haben sie auf mehr als auf einen Topf oder Kessel Acht zu geben. Im Hause giebt es nichts zu scheuren, und nur weniges muß gewaschen werden und dieß auch nicht oft. Ihre Hauptbeschäftigungen sind das Brennholz zu hauen und zu Hause zu tragen, die Felder zu bearbeiten, das Getraide auszusäen und einzuerndten, das Korn zur Suppe

in

in Mörsern zu stampfen, und Brot zu backen welches in der Asche gar gemacht wird. Wenn sie mit ihren Männern auf einen Zug oder nach den Jagd-Lagerplätzen gehen, und keine Pferde bey sich haben, so tragen die Frauen einen Packen auf dem Rücken welcher oft schwerer aussieht als er in der That ist. Er besteht gewöhnlich aus einer wollnen Decke (blanket) einer bereiteten Hirschhaut zu Schuhen (mokisens) ... aus einigen Küchengeräthschaften und einigen Lebensmitteln. Ich habe nie gehört, daß eine Indianerinn über die Beschwerde ein solches Bündel tragen zu müssen, geklagt hätte, welches auch so wol für ihre als ihres Mannes Bequemlichkeit und Erhaltung bestimmt ist.

Die Bestellung des Landes, das Herbeyschaffen des Brennholzes, das Zerstampfen des Korns, wird häufig von den Frauen in Gesellschaft Andrer verrichtet; ungefähr so wie das Enthülsen der Früchte, das Ausstopfen der Decken (quilting) und mehrere andre Zeitvertreibe (wie man zu sagen pflegt) in den vereinigten Staaten hauptsächlich ostwärts, häufig vorgenommen werden. Auf diese Weise geht die Arbeit leicht und schnell von Statten, und wenn sie abgethan ist, oder auch zuweilen in den Zwischenstunden, sitzen sie beysammen und thun sich gütlich an den Speisen welche von der Person oder Familie für welche sie arbeiten sind zubereitet worden, und welche der Mann aus der Waldung herbey zu schaffen, zuvor Sorge getragen hat; denn dieß wird als eine Hauptsache angesehen (daß es an Essen nicht fehle) weil sich gewöhnlich mehr oder weniger Frauens-Personen bey der Arbeit befinden, die vielleicht seit langer Zeit keinen

nen Bissen Fleisch gekostet haben, nämlich Wittwen oder Waisen oder sonst Personen in dürftigen Umständen. Selbst das Schwatzen welches bey der gemeinschaftlichen Arbeit unter den Weibern Statt findet, macht ihnen ein großes Vergnügen, und deswegen suchen sie, so lange als möglich bey solcher Arbeit zu bleiben, indem sie bey allen den Einwohnern des Dorfs die Land zu bestellen haben die Runde machen.

Wenn die Erndte eingesammelt worden ist, welches mit Ende Septembers geschehen zu seyn pflegt, so haben die Frauen wenig mehr zu thun als Holz zu holen und zu kochen, bis zu Ende Februar oder zu Anfang März, jenachdem die Jahrszeit ist, alsdann ziehen sie auf ihre Zuckerbereitungs-Plätze, wo sie aus dem Zucker-Ahorn Zucker kochen. Wenn die Männer hier für die Zeit ihre Hütten aufgebauet oder ausgebessert auch alle die Tröge (Zuckerformen) von verschiedner Größe verfertigt haben, so fangen die Weiber mit dem Zuckerkochen an — die Männer aber gehen auf Wild aus, um diese Zeit gewöhnlich fette Bären die ihre Winterlager noch nicht verlassen haben. Sind die Männer zu Hause so pflegen sie mitunter den Weibern bey der Einsammlung des Safts zu helfen, auch in ihrer Abwesenheit nach dem Kessel zu sehen, damit der Syrup nicht überkoche.

Wenn ein Mann wünscht, daß seine Frau um ihn sey, während er in den Wäldern jagt, so braucht er ihr nur zu sagen, daß er an dem oder dem Tage, nach dem oder dem Platze gehen und da eine Zeitlang jagen wolle, und kann sich darauf verlassen, daß Lebensmittel und alles was sonst nöthig ist alsdann

in

in Bereitschaft und gehörig gepackt seyn wird um nach dem Orte hingetragen zu werden. Der Mann kann nämlich sobald er in die Waldung tritt auf nichts anders achten als auf das Wild, und darf daher mit keiner Last beschwert seyn — hat er einen Hirsch angeschossen, so muß er ihn vielleicht Meilen weit verfolgen, und ihn eigentlich zu Tode jagen, darum sorgt die Frau für das Gepäck, trägt es nach dem Lagerplatze, und fängt da sogleich an sich der Haushaltungsgeschäfte anzunehmen als ob sie zu Hause wäre. Sie giebt sich über dieß Mühe, so viel Fleisch als sie nur kann zu trocknen (an der Luft zu dörren) sammelt das Talg sorgfältig zusammen, hilft bey der Bereitung der Häute, sucht so viel wilden Hanf als möglich ist zusammen um daraus Stricke, Traggürtel, Beutel und andre nothwendige Dinge zu verfertigen, sammelt Wurzeln zum Färben ein, kurz thut alles was sie vermag, damit ihr Mann für weiter nichts zu sorgen haben möge, als für die wichtige Hauptsache, Fleisch für die Haushaltung anzuschaffen.

Alles zusammengenommen so ist die Anstrengung der Frauen auf keine Weise der ihrer Männer gleichzuschätzen. — Wollte ein Mann einen Theil der weiblichen Geschäfte mit übernehmen, so würde er nothwendig unter der Last erliegen, und seine Familie würde natürlicherweise mit ihm leiden müssen. Auf seiner Anstrengung bey der Jagd beruhet ihre Existens; und um nun geschickt zu seyn jene rauhe Beschäftigung mit Erfolg zu treiben, muß er seine Glieder so geschmeidig als möglich zu erhalten suchen, er muß sich hüten daß sie nicht durch Arbeit steif werden; und daß er immer Stärke und Geschwindigkeit

genug

genug haben möge sich der Jagd zu widmen und die Beschwerden derselben zu ertragen; denn die Anstrengungen auf der Jagd greifen den Körper weit mehr an, als Arbeit mit den Händen. Weder stehende Gewässer noch Flüsse, seicht oder tief, zugefroren oder offen dürfen einen Jäger aufhalten, wenn er einen angeschossenen Hirsch oder einen verwundeten Bär, wie dieß oft der Fall ist, verfolgt. Er hat auch keine Zeit sich zu besinnen, ob nicht vielleicht sein Blut zu erhitzt sey als daß er sich ohne Gefahr in einen kalten Strom stürzen dürfte, denn das Wild dem er nachsetzt läuft so schnell als möglich davon. Mancher gefährliche Unfall stößt ihm oftmals als Jäger und als Krieger (denn er ist beydes) zu, und selten bleiben die schmerzlichen Folgen wie z. B. Gicht und Schwindsucht aus, denn nicht immer werden dieselben, durch das Schwitzhaus (sweat house) worauf sie stark bauen, und wohin sie sich oft, nach einer ermüdenden Jagd oder einer kriegerischen Unternehmung, der Gesundheit wegen, begeben; gewiß verhütet, oder gänzlich gehoben.

Der Mann überläßt gewöhnlich die Häute und das Pelzwerk, welche ihm die Jagd verschafft, der Sorge seiner Frau, welche sie für solche Bedürfnisse als im Haushalte erfordert werden, so gut sie kann verkauft oder vertauscht; wobey sie nicht vergißt ihrem Manne dasjenige was er nöthig hat zu besorgen, der ihr dafür, wenn er es aus ihrer Hand empfängt auf die freundschaftlichste Weise Dank bezeugt. Sind Schulden gemacht worden, entweder durch die Frau allein, oder durch Mann und Frau gemeinschaftlich, oder sollte etwa der Ankauf eines Pferdes

nöthig

nöthig seyn, so wird so viel bey Seite gelegt, als zur Abbezahlung der Schulden oder zur Anschaffung des Pferdes hinreicht.

Wenn eine Frau ihre Kornerndte eingebracht hat, so wird der Vorrath als ihrem Manne zugehörig betrachtet, der, wenn er etwa nothleidende Verwandte haben sollte, ihnen davon so viel als ihm gutdünkt abgeben darf, ohne seine Frau darüber zu befragen oder ihr Misfallen zu fürchten; sie ist nämlich fest überzeugt daß ihr Mann dieses Bedürfniß immer wieder werde anschaffen können, wenn es nöthig seyn sollte. Auch der Zucker den die Frau aus dem Zuckerrohr kocht, wird als Eigenthum des Mannes betrachtet.

Es findet sich nichts in dem Hause oder der Familie eines Indianers das nicht einen besondern Eigenthümer hätte. Jedes Mitglied der Familie weiß was ihm zugehört, von dem Pferde oder der Kuh an bis auf den Hund, die Katze, die Kätzchen und Kiechlein herab. Aeltern machen ihren Kindern Geschenke, und diese wieder ihren Aeltern. Ein Vater wird zuweilen seine Frau oder eins seiner Kinder ersuchen ihm ihr Pferd zu leihen um auf die Jagd zu reiten. Ein Nest junger Katzen oder ausgebrüteter junger Hühner hat oft eben so viel besondre Eigenthümer als einzelne Thierchen dazu gehören. Um eine Henne mit ihrer Brut zu kaufen muß man oftmals mit mehreren Kindern handeln. Während also der Grundsatz der Gütergemeinschaft in dem Staate herrschend ist, wird auf diese Weise das ausschließliche Eigenthumsrecht in den Familien anerkannt. Dieß bringt recht gute Wirkungen hervor, denn in Folge hievon

wird

wird für jedes lebendige Geschöpf gehörig gesorgt; auch wird dadurch die Freygebigkeit unter den Kindern befördert, welche bey reiferem Alter ihnen zur Gewohnheit wird.

Ein Indianer sieht seine Frau gern hübsch gekleidet, welches beweist daß er sie lieb hat, wenigstens wird es so aufgenommen. Wenn seine Frau die Häute und das Pelzwerk welche er durch die Jagd erworben hat, verhandelt, setzt der Mann sich wol in einiger Entfernung nieder um zu bemerken was sie sich aussucht, und wie sie mit dem Handelsmann eins wird. Wenn sie etwas findet wovon sie glaubt daß es sich für ihren Mann schicke oder ihm Vergnügen machen werde, so unterläßt sie nie es für ihn einzuhandeln; sie sagt ihm, daß sie es für ihn gewählt habe und er ist nie unzufrieden!

Je mehr ein Mann für seine Frau thut, desto mehr wird er geachtet, vorzüglich von den Weibern, die alsdann sagen: "dieser Mann hat seine Frau wirklich lieb!" Einige Männer verfertigen in müssigen Stunden Näpfe und hölzerne Löffel, und überlassen sie ihren Frauen.

Wenn eine kranke oder schwangre Frau zu irgend einer Speise Lust hat es mag seyn was es will, und wie schwer sie auch immer anzuschaffen seyn möge, so macht sich der Ehemann sogleich auf und sucht sie ihr zu besorgen. Ich weiß daß ein Mann 40 oder 50 Meilen weit ging um das Gelüst seiner Frau nach einer Schüssel Kranichbeeren zu befriedigen. Im Jahr 1762 war ich Zeuge von einem merkwürdigen Beyspiel dieser Neigung der Indianer den Begehren ihrer Frauen Genüge zu thun. Es war damals

Hungers-

Hungersnoth im Lande und eine kranke Indianerinn bezeigte ein großes Verlangen nach einem Gericht Welschkorn. Ihr Mann hatte gehört daß ein Handelsmann zu Unter-Sandusky ein wenig davon besäße, und gleich machte er sich zu Pferde dorthin auf den Weg, (eine Entfernung von 100 Meilen) und kam mit einem Hutkopf voll Welschkorn zu Fuß zurück, denn er hatte sein Pferd für das Korn vertauscht und trug den Sattel zu Hause. Eichhörnchen, Enten und andre dergleichen Leckerbissen, wenn es am schwierigsten ist sie zu bekommen, sind die Dinge wonach die Frauen zu Anfange ihrer Schwangerschaft gewöhnlich gelüstet; der Ehemann aber wird in allen solchen Fällen darauf ausgehen und keine Mühe sparen das Verlangte anzuschaffen.

In andern Fällen pflegen die Männer und ihre Frauen sich wenig um die besondern Geschäfte eines jeden von ihnen zu bekümmern; die Frau aber die es weiß daß der Vater seine Kinder sehr liebt, ist immer darauf gefaßt ihm irgend eine unterhaltende Anekdote von dem einen oder andern derselben zu erzählen, zumal wenn er eine Zeitlang abwesend gewesen ist.

Es trägt sich äußerst selten zu daß sich ein Mann herabläßt sich mit seiner Frau zu zanken oder Scheltworte gegen sie auszustoßen, wenn sie ihm gleich gerechte Ursache dazu gegeben haben sollte. In solchen Fällen wird etwa der Mann ohne ein einziges Wort zu sagen oder zu erwiedern, sein Gewehr nehmen, ins Holz gehen und dort eine Woche zuweilen auch 14 Tage bleiben, indem er von seiner Jagd lebt, ehe er wieder zu Haus kommt. Er weiß daß er seine Frau für ihr Betragen gegen ihn nicht härter bestra-

fen

fen kann, als wenn er sich auf einige Zeit von ihr entfernt. Denn hiedurch wird sie nicht nur in einen Zustand der Ungewißheit gebracht, da sie nicht wissen kann ob er zurückkehren wird, sondern sie wird auch als eine schlechte zänkische Frau berüchtigt. Der Mann sagt nämlich in solchen Fällen seiner Frau nicht, wie er sonst wenn sie gut mit ihm steht, nie zu thun unterläßt, um welche Zeit er zurückzukehren denkt, und die Nachbaren beschämen alsdann die Frau, indem sie schnell etwas argwöhnend, nicht unterlassen solche Fragen an sie zu richten die sie entweder nicht vermag oder sich schämt zu beantworten. Wenn der Mann am Ende zurückkehrt, so sucht sie ihm durch ihre Aufmerksamkeit zu zeigen, daß sie ihr Betragen bereuet hat, wiewol keiner von beyden ein einziges Wort über das was vorgefallen ist, ausspricht. Da nun auch die Kinder, wenn einige da sind, bey der Rückkehr des Vaters sich an ihn hängen und ihn durch ihre Liebkosungen besänftigen, so ist er auch um ihrer Willen bereit der Mutter zu verzeihen oder ihr wenigstens nichts unangenehmes zu sagen. Sie ist indessen nunmehr ernstlich gewarnt worden, und muß sich in ihrem Betragen künftig wohl vorsehen, damit ihr Mann nicht etwa ganz wegbleiben und eine andre Frau nehmen möge. Er würde sie vielleicht schon damals gänzlich verlassen haben, wenn er keine Kinder von ihr gehabt hätte, in diesem Fall aber würde er sein Eigenthum mit sich genommen haben.

Wenn ein Indianer von einer Reise oder nach langer Abwesenheit zurückkehrt, pflegt er beym Eintritt in das Haus zu sagen: "Ich bin zurückgekehrt!" worauf die Frau erwiedert: "Ich freue mich!" und

wenn

Digitized by Google

wenn er dann einen Blick umhergeworfen, nach den Kindern gefragt, und vernommen hat daß sie sich sämmtlich wohl befinden wird er sprechen: "ich bin froh!" und dieß ist für das Mal die ganze Unterhaltung zwischen Mann und Frau; auch erzählt er für jetzt nichts von dem was ihm auf der Reise begegnet ist, sondern erwartet die Mahlzeit welche seine Frau für ihn bereitet. Nach einiger Zeit, wenn die Leute aus dem Dorfe sich vor seinem Hause versammelt haben, hört seine Frau, mit den Uebrigen, seine Geschichte der Länge nach.

Ehen werden auf verschiedene Weise eingeleitet und geschlossen. Die beyderseitigen Aeltern, wenn sie eine Zuneigung zwischen zwey jungen Leuten bemerkt haben, unterhandlen für sie. Gewöhnlich machen hiemit die Aeltern des Bräutigams den Anfang, die Mutter ist die Unterhändlerinn für ihn, und tritt ihr Geschäft damit an, daß sie eine gute Wildkeule oder ein Stück Bärenfleisch oder etwas Aehnliches in das Haus, wo die Braut wohnt hinbringt, und dabey nicht vergißt zu erwähnen, daß ihr Sohn das Wild erlegt habe. Die Mutter der Braut, wenn sie die Heirath billigt, worauf, wie sie aus dem Geschenke schließt, die Absicht gerichtet ist, erwiedert dieß damit; daß sie auch eine gute Schüssel Essen zubereitet, aber von solchen Nahrungsmitteln als durch die Arbeit der Frau, gewonnen werden, wie Bohnen, Welschkorn und dergleichen, dieß bringt sie in das Haus wo der Bräutigam wohnt, und sagt dabey: "dieß ist von meiner Tochter Felde, und sie hat es auch zurecht gemacht!" Wenn nun die Mütter in der Folge einander die angenehme Nachricht

mittheilen können, daß die jungen Leute gesagt haben, was ihnen geschickt worden ware, sey sehr gut gewesen, so hat die Sache ihre Richtigkeit! Es ist eben so gut als ob der junge Mann zu dem Mädchen gesagt hätte: "ich bin im Stande dich beständig mit Fleisch zu versorgen!" und als ob sie darauf erwiedert hätte: "und solche gute Nahrungsmittel vom Felde, werde ich dir verschaffen!" Von dieser Zeit an werden nicht nur ähnliche Geschenke von beyden Seiten wiederholt, sondern auch die Aeltern werden gegenseitig mit Kleidungsstücken, als Erwiederung für das Empfangne, beschenkt und die jungen Leute bekommen davon immer ihren Antheil. Bey täglich zunehmender Freundschaft zwischen den beyden Familien, verrichten sie nunmehr ihre häuslichen und ihre Feldarbeiten gemeinschaftlich, und wenn die jungen Leute eins geworden sind, beysammen zu wohnen, so versehen sie die Aeltern mit nöthigen Geräthschaften wie z. B. mit einem Kessel, mit Schüsseln oder Näpfen, wie auch mit dem was die Küche erfordert, nicht minder mit Aexten, Hacken und dergleichen für die Feldarbeit.

Männer die keine Aeltern mehr haben um für sie zu unterhandeln oder sonst die Angelegenheit für sich abzumachen wünschen, haben zwey einfache Wege um ihren Zweck zu erreichen. Der erste ist der: zu der Frauensperson welche sie zu heirathen wünschen hinzugehen, und zu sagen: "wenn du es zufrieden bist, so will ich dich mir zur Frau nehmen!" fällt die Antwort bejahend aus, so geht sie entweder sogleich mit ihm, oder findet sich bey ihm auf einem verabredeten Platz und Zeitpunct ein.

Die

Die andre Art in die Ehe zu treten, wird man aus folgender Anekdote abnehmen können: Ein bejahrter Indianer, der mehrere Jahre lang, viele seiner Tage unter den weißen Leuten sowol in Pensylvanien als in New Jersey zugebracht hatte, machte einst im Jahr 1770 die Bemerkung, daß die Indianer es nicht nur weit leichter hätten sich eine Frau zuzulegen als die Weißen, sondern auch dabey sicherer wären eine gute zu bekommen; "denn sagt er, in seinem gebrochnen Englisch, Weißmann freyt, freyt — vielleicht ein ganzes Jahr lang — vielleicht zwey Jahr ehe er heirathet — nun ja! kann seyn hat dann bekommen sehr gute Frau, kann seyn nicht! kann seyn sehr böse! Wie aber wär's nun eine böse, keift so bald des Morgens aufwacht, keift den ganzen Tag, keift bis schläft — alles eins! Er muß ihn *) behalten! Weißmann hat Gesetz, darf seine Frau nicht weg-

*) Die Fürwörter haben in der Indianischen Sprache kein femininum. Nekama ist das persönliche Fürwort es steht für er (he) und sie (she). Will man das Geschlecht unterscheiden so müssen die Wörter: Mann (man) oder Frau (woman) hinzugefügt werden. Also nekama lenno bedeutet er oder dieser Mann — nekama ochqueu sie, oder diese Frau. So heißen auch die vierfüßigen Thiere vom männlichen Geschlecht lenno wechum oder zusammengezogen lennochum, die vom weiblichen Geschlecht ochque wechum, oder zusammengezogen ochquechum wie wenn man sagte: er oder sie Thiere (he or she beasts) — das allgemeine Wort für Vögel wehelle wird eben so zusammengesetzt lennowehelle für die Männchen und ochquechelle für die Weibchen. Bey einigen Thieren haben Männchen und Weibchen besondre Namen wie nunschetto eine Hirschkuh nunscheach eine Bärinn.

Heckew. Brief N. VII.

wegwerfen, wenn er auch noch so böse ist, muß ihn immerfort behalten! Ey — wie macht es Indianer? Indianer, wenn er eine fleißige Dirne *) sieht, die er leiden mag, geht hin zu ihm, legt seine beyden Zeigefinger dicht neben einander, macht zwey aussehen wie eins — sieht Dirne ins Gesicht — sieht ihn lächeln — was eben so gut ist als ob er sagte Ja! — so nimmt er ihn mit sich zu Hause — keine Noth böse seyn — Dirnchen weiß zu wohl, was Indianer thut, wenn es böse — es wegwerfen und andre nehmen! Dirnchen mag gern Fleisch essen — kein Mann — kein Fleisch! Dirnchen alles thun dem Mann zu gefallen, er auch thun was Dirnchen gefällt — leben glücklich."

Anmerkungen. 21) Die Indianischen Weiber beobachten während ihrer monatlichen Krankheit einen äußerst großen Anstand; besonders sind hierin die fern von den Europäern wohnenden Völkerschaften, wie z. B. die Nadowessier genau. Doch wird die Sitte in gewissem Grade bey allen in Acht genommen. In jedem Lagerplatze oder Wohnorte, ist ein Gebäude wohin sich so wol Unverheirathete als Verheirathete während jener Zeit begeben und sich von aller übrigen Gesellschaft auf das strengste absondern. Sie reinigen sich darauf an einem fliessenden Wasser, und kehren zu ihren Geschäften zurück. Die Männer sind in diesem Zeitpunkte äußerst sorgfältig alle Gemeinschaft mit den Weibern zu vermeiden, und bey den Nadowessiern würde man es um keinen Preiß zugeben daß aus dem Aufenthalt der Weiber irgend etwas geholt würde,

*) squaw — der gewöhnliche Name einer jungen Indianerinn — das Wort wird abgeleitet von oohqueu Frau.

Digitized by Google

würde, nicht einmal Feuer, wenn man es auch noch so nöthig haben sollte. Sie haben auch den Aberglauben, daß, wenn ein Pfeifenrohr, welches bey ihnen von Holz ist, springt, der Eigenthümer seine Pfeife bey einem solchen verunreinigten Feuer müsse angezündet haben oder einer Frau während ihrer Eingezogenheit auf irgend eine Art müsse nahe gekommen seyn — welches bey ihnen für schimpflich und schlecht gehalten wird.

Carver 236. 237.

22) Ich kann behaupten daß ungeachtet der anscheinenden Gleichgültigkeit mit welcher ein Indianer nach einer langen Abwesenheit seine Frau und seine Kinder empfängt, eine Gleichgültigkeit welche mehr in der Landessitte als in Gefühllosigkeit ihren Grund hat, er die Ansprüche weder der ehelichen noch der väterlichen Zärtlichkeit dennoch nicht vernachläßigt. — Dieß wird bestätigt durch das Beyspiel einer Nadowessierinn welche über den Tod ihres 4 jährigen Kindes ganz trostlos war, sich aber sogleich beruhigte als auch der Vater desselben einige Zeit nachher starb, denn nun sey sie gewiß, sagte sie, daß ihr armes Kind in der Geisterwelt keinen Mangel leiden würde, weil sein liebender Vater nun bey demselben wäre und es aufs beste mit allem versorgen würde, so daß sie jetzt nur noch zu wünschen habe, daß sie doch auch erst bey ihnen seyn möchte!

Carver 410. vergl. 403. 404.

23) Bey großen Gastmählern essen die Frauen abgesondert von den Männern; im gewöhnlichen häuslichen Leben aber essen die Männer und Weiber miteinander. Gewöhnlich essen sie in zahlreicher Gesellschaft, so daß man ihre Mahlzeiten Festgelage nennen könnte.

Carver 264. 265.

24) Die Indianer sind überhaupt genommen, von dem wildesten bis auf den gesittetsten äußerst arbeitsscheu — und

und setzen einen Werth darin nichts zu thun, da sie es unter der Würde eines Kriegers halten zu arbeiten und der Meynung sind daß alle häuslichen Sorgen und Verrichtungen allein für die Weiber gehören. Von dem Augenblick an wo die Indianerinn Frau wird, verliert sie ihre Freiheit, und ist die gehorsame Sklavinn ihres Mannes, der seinen Vorrang nie aus den Augen verliert. Wohin er geht muß die Frau folgen, und dürfte es nicht wagen ihn durch Weigerung ungehalten zu machen, da sie es wohl weiß, daß die härteste Bestrafung wo nicht ihr Tod die Folge davon seyn würde, wenn sie ihn vernachläßigte. Die vorzüglichste ihr von dem Manne verstattete Freiheit besteht darin, daß sie in seiner Gesellschaft singen und tanzen darf, und man sieht selten daß er ihr mehr Aufmerksamkeit beweist als der gleichgültigsten Person. Sie ist verbunden die Lasten des Lebens zu tragen, wobey Gewohnheit und Gefühllosigkeit sie in den Stand setzen, dieß mit Heiterkeit zu thun. Eine Indianerinn bemerkte einst daß ein Paar weisse Männer Brandholz holten, und sogleich ging sie hin brachte eine große Last Holz für sie herbey, indem sie sagte, sie habe Mitleiden mit ihnen, und es sey äußerst anstößig Männer das thun zu sehen, was eigentlich die Arbeit der Weiber wäre.

Long 51. 137. 138.

25) Die Frauen tragen alle Lasten der Haushaltung, des Ackerbaues, wenn er getrieben wird, und auf Reisen des Transports der Kinder und der Geräthschaften. Sie sind im buchstäblichen Sinne Lastthiere sie erben nicht einmal von ihren Männern — (bey dem Tode derselben fällt alles wieder an die Verwandten oder wird weggegeben). —

Volney 11. 451.

26) Die Delawar Weiber haben es so gut als es die Lebensart der Indianer zuläßt. Bey den Irokesen aber

ist

ist ihre Lage so gut nicht. Der wilde Irokese ist stolz auf seine Stärke, Herzhaftigkeit und andre männliche Vorzüge und begegnet seinem Weibe mit Kaltsinn, Verachtung und nicht selten mit Grobheit. Ausser der Jagd und dem Krieg, scheint er alle übrige Arbeit für schimpflich zu halten, und sie darum dem Weibe zu überlassen.

Loskiel I. 5. 78.

27) Wenn (bey den Chippewäern) Jemand eine Frau nehmen will und eine Dirne sieht die ihm gefällt, so wendet er sich an den Vater derselben, und bittet um seine Einwilligung mit folgenden Worten: Vater, ich liebe deine Tochter, willst du sie mir geben, damit die zarten Wurzeln ihres Herzens sich mit den meinigen verschlingen, so daß die stärksten Stürme sie nie auseinander reissen können. — Wenn der Vater einwilligt, so wird eine Zusammenkunft verabredet, zu welcher sich der Liebhaber durch ein Schwitzbad vorbereitet. Dann kommt er mit der Geliebten zusammen, setzt sich auf die Erde und raucht seine Pfeife. Unter dem Rauchen wirft er beständig kleine Stücken Holz, etwa einen Zoll lang, eins nach dem andren bis auf hundert, nach ihr. So viel Hölzer die Braut in einem Napfe aus Birkenholz auffangen kann, so viel Geschenke muß ihr Liebhaber ihrem Vater geben, der diese als Bezahlung für seine Tochter betrachtet. Der junge Krieger giebt alsdann ein Mahl, wozu er die ganze Familie einladet. Nach geendigtem Mahl tanzen sie und singen ihre Kriegslieder. Wenn die Lustbarkeit vorbey ist, und der Bräutigam und die Verwandten der Braut gegenseitig Geschenke gemacht haben, so bedeckt sie der Vater mit einer Decke von Biberfell, und giebt ihnen zugleich eine neue Flinte und ein Kanoe von Birkenrinde, womit die Ceremonie endigt.

Long p. 135. 136.

28) Ich bat eine unlängst verheirathete Indianerinn, da

da sie durch etwas Rum recht muntrer Laune geworden war, mit ein Lied der Liebe (love song) vorzusingen — und sie sang das folgende:

Es ist wahr, ich liebe nur ihn, dessen Herz ist wie der süße Saft der von dem Zuckerbaume träufelt, und wie ein Bruder des Espenlaubes welches beständig lebt und zittert.

Long S. 113.

29) Die Indianischen Völkerschaften unterscheiden sich nur wenig von einander in ihren Heirathsgebräuchen, und noch weniger in der Art ihrer Ehescheidungen. Wenn ein junger Indianer Neigung zu einer Person vom andern Geschlechte bekommen hat, so sucht er ihre Einwilligung zu erlangen; gelingt ihm dieß so weiß man kein Beyspiel daß die Aeltern die Verbindung gehindert hätten. Wenn alles verabredet und der Tag festgesetzt worden ist, versammeln sich die Freunde und Bekannte beyder Theile in dem Hause oder dem Zelt des ältesten Verwandten des Bräutigams, wo ein Hochzeitsmahl zubereitet wird. — Die Gesellschaft welche bey der festlichen Gelegenheit zusammenkommt ist oftmals sehr zahlreich und sie erlustigen sich wie es sonst bey ihnen Sitte ist. Darauf entfernen sich diejenigen die blos um der Feyerlichkeit willen zugegen waren und der Bräutigam und die Braut werden mit drey oder vier der nächsten und bejahrtesten Verwandten von beyden Seiten, allein gelassen — die von Seiten des Bräutigams sind vom männlichen, die von Seiten der Braut, vom weiblichen Geschlecht. Jetzt erscheint die Braut, die sich zu dem Ende entfernt hatte, an einer der Hausthüren, und wird dem ihrer harrenden Bräutigam zugeführt. Dann treten sie auf eine in der Mitte des Hauses ausgebreitete Matte, und bleiben durch einen Stab von etwa 4 Fuß Länge, den sie an den beyden Enden anfassen, von einander getrennt, während die alten Männer einige kurze auf die

Um-

Digitized by Google

Umstände passende Anreden an sie richten. Die Verlobten erklären hierauf öffentlich die Liebe und Achtung welche sie für einander hegen, und indem sie den Stab zu halten fortfahren tanzen und singen sie. Ist dieß geendigt; so zerbrechen sie den Stab in so viele Stücke als Zeugen gegenwärtig sind, und jeder von diesen nimt ein Stück und verwahrt es sorgfältig. Die Braut wird dann wieder durch die Thüre zu welcher sie hereinkam hinausgeführt, wo ihre jungen Gespielinnen auf sie warten um sie in das Haus ihres Vaters zu führen, da muß denn der Bräutigam sie aufsuchen und da wird die Ehe vollzogen. Oftmals bleibt die Frau in ihres Vaters Hause bis sie ein Kind hat, packt dann ihre Kleidungsstücke, worin gewöhnlich ihr ganzes Vermögen besteht, zusammen und begleitet ihren Mann in seine Wohnung. —

Wenn aus irgend einem Grunde des Mißfallens, eine Trennung der Ehe Statt findet, denn man bemerkt selten daß sie in Unfriede mit einander leben, so zeigen sie ihre Absicht ihren Verwandten gewöhnlich einige Tage zuvor an, und nennen auch zuweilen die Gründe zur Rechtfertigung ihres Betragens. Die Zeugen, welche bey der Verheirathung gegenwärtig waren, finden sich an dem Tage wo ihre Gegenwart erbeten worden, in dem Hause des Ehepaars welches geschieden seyn will, ein, jeder bringt das Stück von dem bey der Verheirathung zerbrochnen Stabe, welches er bekommen hatte mit, und wirft dieß in Gegenwart aller ins Feuer. Dieß ist die ganze hiebey erforderliche Ceremonie, und die Scheidung erfolgt ohne daß die Eheleute oder ihre Verwandten darüber murren oder böse werden sollten, und nach einigen Monaten steht es ihnen frey wieder zu heirathen. —
Die Kinder werden in solchen Fällen gleich getheilt, ist die Zahl derselben aber unpaar so fällt der Frau die größere Hälfte zu. — Ungeachtet hiedurch Wankelmuth und

häufige

häufige Trennungen scheinen befördert werden zu müssen, so giebt es doch viele Indianer die nur eine Frau haben, und mit ihr so glücklich leben wie nur irgend wo der Fall seyn kann. Nicht wenige Frauen zeigen eine unverbrüchliche Anhänglichkeit gegen ihre Männer.

Bey den Nadowessiern finden ganz andre Heirathsgebräuche Statt als bey andern von mir besuchten Nationen. Bey ihnen muß der Bräutigam ein Jahr lang bey dem Vater der Braut als ein Knecht dienen — doch nur im Fall er noch jung ist und nicht schon verheirathet war. Nach Beendigung dieser Dienstzeit, während welcher der Vater die Geschicklichkeit des jungen Mannes, besonders im Jagen, kennen lernt, werden Bräutigam und Braut aus ihren Zelten abgeholt, und in die Mitte des Lagers auf einen freyen Platz geführt — da sind die Chiefs und die Krieger versammelt, der erste Chief macht öffentlich bekannt was die Absicht der jungen Leute sey, nennt ihre Namen, fragt sie, einen nach dem andren ob sie mit einander vereinigt zu werden wünschen und wenn sie dieß auf eine vernehmliche Weise erklärt haben, schießen die Krieger ihre Pfeile über ihren Köpfen hin — worauf der Chief sie für Mann und Frau erklärt. Der Bräutigam nimt alsdann die Braut auf seinen Rücken und trägt sie unter dem lauten Zuruf der Zuschauer in sein Zelt, und es folgt ein festliches Mahl, so gut es der junge Mann nur zu geben vermag, mit allerley dabey sonst üblichen Lustbarkeiten.

Carver 369-374.

30) Die Delawaren und Irokesen heirathen frühzeitig, Mannsleute oft im 18ten, Weibsleute schon im 14ten Jahr. Heirathen unter Blutsfreunden und nahen Verwandten haben unter ihnen nicht Statt. . . . Jeder der in die Ehe treten will, wählt eine Person aus einem andern Stamme (!) und nie aus seinem eignen. Die jungen Leute unter den Delawaren, Irokesen

und

und andren mit ihnen verbundnen Völkern haben schon seit geraumer Zeit selten dauerhafte Ehen, besonders wenn sie nicht bald Kinder bekommen. Oft verläßt ein Indianer seine Frau, weil sie ein Kind zu säugen hat, und heirathet eine andre, von der er sich in der Folge aus gleicher Ursache trennt. Auch die Weiber verlassen ihre Männer besonders wenn sie erst viele Geschenke von ihnen bekommen und nun weiter keine zu erwarten haben, und gehen Verbindungen ohne Neigung ein. Es giebt auch Indianer die ihre Ehe ordentlich führen. Manche Indianer halten auch Kebsweiber, die oder um des Hausfriedenswillen nicht bey ihnen im Hause wohnen dürfen das gestatten die rechten Weiber nicht, lassen sichs aber gleichwol gefallen bey ihren Männern zu bleiben um der Kinder willen.

Loskjel I 5. 74.

31) Bey den Indianern ist Vielweiberey erlaubt, und Personen von jedem Stande folgen in diesem Stücke ihrer Neigung. Die Chefs insonderheit haben ein Serail von einer unbestimmten Anzahl Weiber, gewöhnlich 6, 12 bis 14. Den geringen Leuten steht es frey so viel Weiber zu nehmen, als sie deren, mit den davon zu erwartenden Kindern, nur ernähren können. Es ist nicht ungewöhnlich für einen Indianer zwey Schwestern zur Ehe zu haben, ja zuweilen sämmtliche Schwestern eines Hauses, und ungeachtet dieser, nach unsren Begriffen unnatürlichen Verbindung, leben sie in vollkommner Eintracht. Die jüngeren Frauen sind unterwürfig gegen die älteren, und diejenigen die keine Kinder haben, verrichten für die fruchtbaren solche niedrige Geschäfte, daß ihr Zustand nicht viel von Sklaverey verschieden ist. Sie vollführen indessen jeden Auftrag mit größter Heiterkeit, in der Hoffnung hiedurch die Liebe ihres Gatten zu gewinnen, um auch so glücklich zu seyn Mütter zu werden,

und

und die davon abhängende Achtung zu genieſſen. — Es iſt nicht ungewöhnlich daß ein Indianer, ungeachtet er mehrere Frauen hat, ſich oft mehrere Jahre lang nur zu einer einzigen hält — ja daß er manche in ihrem ganzen Leben nicht berührt. Dieſe werden zuweilen einem das Lager beſuchenden fremden Chief angeboten, und laſſen ſich dieſe nur eine Zeitlang fortdauernde Verbindung willig gefallen — ohne Einwilligung des Gemahls würden ſie ſich aber keine ſolche Verbindung ungeſtraft erlauben dürfen. (Bey den Killiſtinoes bemerkte Carver die Sitte, daß den Fremden, ſo wol von den Chiefs als auch von Andern, die Geſellſchaft ihrer Weiber aus Höflichkeit angeboten wurde, eine Sitte die vor der Ankunft der Europäer allgemein üblich geweſen ſeyn ſoll. S. 131). Bey den Indianern welche den Europäiſchen Coloniſten näher wohnen ſind manche dieſer Sitten abgekommen.

Carver S. 367. ff.

32) Wer unter den Indianern die meiſten Weiber hat, wird für den beſten Jäger gehalten weil er durch ſeine Betriebſamkeit für den Unterhalt derſelben ſorgen muß. Die Indianer lachen über die Europäer, weil ſie nur eine Frau haben, und dieſe auf Zeitlebens — da ſie der Meynung ſind, daß der gute Geiſt ſie erſchuf um glücklich zu ſeyn, und alſo nicht bey einander zu bleiben, wofern nicht ihre Gemüthsart und ihre Neigungen übereinſtimmten. Long S. 95.

33) Der Ehebruch wird unter den Wilden im Norden, gewöhnlich auf eine ſummariſche Weiſe von dem Ehemann beſtraft, der entweder ſeine Frau recht derbe züchtigt, oder ihr die Naſe abbeißt. Es iſt für einen Handelsmann äußerſt gefährlich bey einem Ehemann in Verdacht zu kommen, denn wenn der Mann ſich betrinkt, ſo geht ſeine Eiferſucht in Raſerey über, und man muß beſtändig erwarten daß er ſich rächen wird, der Verdacht mag gegründet oder ungegründet ſeyn. Long S. 93.

Digitized by Google

Ehebruch wird (von den Nadowessiern) für ein schändliches Laster gehalten, und mit äußerster Strenge bestraft. Der Mann beißt der Frau in einem solchen Falle die Nase ab, und eine Ehescheidung erfolgt sogleich. Ich sah in Beyspiel, wo die genannte Strafe vollzogen wurde, während ich unter den Nadowessiern lebte (im Jahr 1766).

Carver S. 375.

Ungeachtet manche Schriftsteller behauptet haben, die Indianer wären (in Ansehung des Geschlechtstriebes) kalt und frostig, so überlassen sich doch manche unter ihnen ganz ihrer Lust. Den jungen Kriegern fehlt es auch nicht an Gelegenheiten ihren Leidenschaften Befriedigung zu verschaffen — und sie gehen dabey sehr dreist zu Werke. . . . Sie dringen des Nachts in die Häuser, zünden ein Licht an, welches sie in der hohlen Hand sorgfältig zu verbergen suchen, wecken die Geliebte, und sind willkommen so bald diese wenn sie erwacht das Licht ausbläst — hüllt sie sich aber ein, so kann der Liebhaber darauf rechnen daß er nicht angenommen wird. — Man sagt daß die Personen die sich einem solchen verbotenen Umgange hingeben, sich gewisser stark wirkender Kräuter bedienen, um den Folgen desselben vorzubauen. — Die Indianerinnen sagt Carver, sind überhauptgenommen verliebter Natur, und werden darum nicht weniger geschätzt, wenn sie vor ihrer Verheirathung ihren Neigungen sich überliessen. Eine Frau unter den Nadowessiern wurde mit besondrer Achtung behandelt, weil sie in jüngern Jahren ein Reisfest (rice feast) gegeben hatte — wobey 40 der vorzüglichsten Krieger eingeladen waren, denen sie in ihrem Zelt Reis und Wildpret vorsetzte, und während des Schmausens hinter einem Schirme nach und nach alle noch auf eine andre Weise befriedigte.

Carver S. 245. 246. 375. ff.

Siebzehntes Kapitel.

Ehrfurcht gegen das Alter.

Es giebt kein Volk auf Erden, welches größere Ehrfurcht gegen das Alter bewiese als die Amerikanischen Indianer. Von Kindheit auf werden sie dazu angeleitet, aufmerksam und gefällig gegen bejahrte Personen zu seyn, und sie niemals durch Mangel an den Nothwendigkeiten oder Bequemlichkeiten des Lebens, leiden zu lassen. Die Aeltern sparen keine Mühe, dem Gemüth ihrer Kinder die Ueberzeugung einzuprägen, daß sie sich den Zorn des großen Geistes zuziehen würden, im Fall sie diejenigen vernachlässigten, denen er, nach seiner Güte, vergönnete, ein so hohes Alter zu erreichen, die er mit seiner Allmacht unter allen Gefahren des Lebens schützte, während so manche andre durch Kriege, Unfälle, allerley Krankheiten, Zauberkünste, Mörder oder auch durch die Folge ihres eignen unvorsichtigen Betragens umkamen.

Es ist ein heiliger Grundsatz bey den Indianern, und eine von den moralischen und religiösen Wahrheiten welche sie beständig vor Augen haben, daß der große Geist der sie erschuf und so reichlich versorgte, es den Aeltern zur Pflicht machte, für ihre Kinder so

so lange zu sorgen bis sie im Stande seyn würden sich selbst zu helfen, und daß sie als solche denen, während sie schwach und hülflos waren, die Wohlthat der Verpflegung, Erziehung und Beschirmung zu Theil wurde schuldig sind, sich dafür durch eine ähnliche Sorge gegen diejenigen die vor Alter schwach geworden und sich ihre Bedürfnisse selbst nicht mehr anschaffen können, erkenntlich zu zeigen.

Ein lebhaftes Gefühl von Dankbarkeit gegen die Aeltern, ihnen von Jugend auf eingeprägt und wichtig gemacht, ist also die feste Grundlage worauf jene Ehrfurcht für das Alter ruht, wodurch sich die Indianer so sehr auszeichnen; auch wird es weiter noch durch die gegründete Hoffnung unterstützt, daß sie ihrer Seits dieselbe Aufmerksamkeit und Unterstützung auch erlangen werden, wenn die schwere Hand der Zeit sie in eben den hülflosen Zustand, den sie jetzt an andern mitleidig bemerken und durch alle ihnen mögliche Mittel erträglich zu machen suchen, wird versetzt haben. Deswegen bleiben sie nicht bey dem durchaus Nothwendigen stehen, begnügen sich nicht damit, die Bejahrten gegen das Umkommen vor Hunger und Kälte zu schützen, sondern sie müssen auch so viel möglich an den Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ihren Antheil haben. Es ist in der That ein rührendes Schauspiel, die zärtliche und aufmerksame Sorgfalt zu bemerken, welche sie bey jeder Gelegenheit im reichsten Maaße gegen alte und abgelebte Personen beweisen. Wenn sie auf die Jagd gehen, so pflegen sie solche auf ein Pferd oder in ein Kanoe zu setzen, und sie in die Waldungen nach ihren Jagdplätzen mitzunehmen, um sie durch den Anblick

blick einer Beluſtigung an welcher ſie ſelbſt nicht mehr Antheil haben können, zu erheitern. Sie führen ſie an beſondre Plätze, wo ſie gewiß ſind daß das Wild dem ſie nachſetzen, vorbeykommen wird, indem ſie zugleich dafür ſorgen daß es nicht entwiſchen kann, ſo daß ihre bejahrten Aeltern und Verwandte wenigſtens, wie es in der Sprache unſrer Jagdliebhaber heißt: dabey ſeyn mögen wenn es ſtürzt (be in, at the death). Sie gehen noch weiter; die grau gewordenen Veteranen müſſen auch an der Ehre der Jäger Theil nehmen; wenn nämlich das gejagte Stück Wild umzingelt, unter Schuß gebracht und jede Möglichkeit des Entkommens dadurch abgeſchnitten worden iſt, daß die Holzung rund umher in Brand geſteckt worden, ſo feuern ſie alle, Junge und Bejahrte, zugleich ſo daß es ſchwer wird zu ſagen weſſen Kugel das Thier niederſtreckte. Sie laſſen aber die Entſcheidung hierüber nicht ungewiß, ſondern geben ſie immer zu Gunſten der älteſten Männer in der Geſellſchaft. Haben die jungen Leute eine Stelle entdeckt wo die Bären ihr Lager, oder ihren Winteraufenthalt genommen haben, ſo nehmen ſie oftmals ſolche bejahrte Männer die noch gehen oder reiten können, mit dahin, wo ſie nicht nur Gelegenheit haben der Jagd zuzuſehen ſondern auch ihren vollen Antheil an Fleiſch und Fett bekommen.

Zu Hauſe werden die Bejahrten ſo behandelt und verpflegt als ob ſie Lieblingskinder wären. Man hält ſie werth und liebkoſet ihnen, thut ihnen gütlich wenn ſie geſund ſind, verpflegt ſie auf dem Krankenlager, und kommt allen ihren Wünſchen und Bedürfniſſen zuvor. Die jungen Leute ſuchen ſie auf, denn die

Unter-

Digitized by Google

Unterredung der Bejahrten mit ihnen, wird als eine Ehre betrachtet. Ihr Rath wird bey allen Gelegenheiten eingeholt, ihre Worte werden wie Orakel aufgefaßt, und wenn sie zu Zeiten auch geschwätzig sind, oder im höchsten Alter kindisch werden, so giebt dieß bey den Indianern nie Stoff zum Gespött oder Gelächter. Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe sind in ihrem Gemüthe zu herrschend, als daß sich mit diesen edlen und ehrenden Gefühlen irgend eine herabwürdigende Vorstellung vermischen dürfte.

Bey jeder Gelegenheit, und in allen Verhältnissen des Lebens nimmt bey den Indianern das Alter die erste Stelle ein. Selbst kleinen Knaben, wenn sie mit einander zu ihrem Vergnügen ausgehen, wäre es nur um Schmetterlinge zu fangen, beobachten genau diese Regel und unterwerfen sich der Leitung des ältesten unter ihnen, der ihr Befehlshaber, Anführer und Sprecher ist; werden sie auf dem Wege von irgend Jemand angeredet und gefragt wohin sie wollen, oder sonst etwas, so wird sichs kein andrer herausnehmen zu antworten als der Sprecher. Eben diese Regel wird beobachtet wenn sie heranwachsen und in keinem Falle wird sich Einer in einer Gesellschaft, einem Club oder einer Zusammenkunft einiges Ansehen über den Anführer anmaaßen, oder ihn zurecht weisen wenn er den Weg verfehlen oder sich verirren sollte; noch viel weniger wird Einer dem was er sagt widersprechen, wenn er nicht bestimmt um seine Meynung gefragt wird, und blos in diesem Falle, sonst aber nicht, wird er sein Urtheil, doch immer mit großer Bescheidenheit und Schüchternheit aussprechen.

Und doch hat es Reisende gegeben die zu behaupten gewagt haben, daß alte Leute unter den Indianern nicht nur vernachlässigt und dem Mangel Preis gegeben würden, sondern daß man sie sogar, wenn sie sich selbst nicht länger helfen könnten, gänzlich aus dem Wege räumte. Ich erkläre dagegen dreist, daß wenn unter allen den Indianer-Völkern mit welchen ich bekannt geworden bin, irgend einer, blos aus dem Grunde einen bejahrten Mann oder bejahrte Frau tödten würde, weil sie für die Gesellschaft unnütz und eine Last geworden sind, dieß als ein unverzeihliches Verbrechen würde angesehen werden; der allgemeine Unwille würde dadurch erregt und der Mörder augenblicklich zu Tode gebracht werden. Ich kann mir keine Handlung denken, welche mehr Entsetzen und allgemeineren Abscheu erregen würde, so groß ist die Verehrung welche man allgemein für das Alter hegt. In der That, ich habe hinlängliche Ursache mich davon überzeugt zu halten, daß dieses Gefühl, so vortrefflich es an sich ist, von den Indianern doch zuweilen übertrieben, und nicht wenig Unannehmlichkeit dadurch veranlaßt wird. Einige Beyspiele werden dieß verständlicher machen, als weitere Erklärungen thun könnten.

Im Jahr 1765 wurde es der Versammlung christlicher Indianer, nachdem sie 16 Monate zu Philadelphia und in der Nähe verweilt hatte, erlaubt, in ihr eignes Land zurückzukehren, da der Friede zwischen den Indianern war geschlossen worden, welche noch einige Zeit nach dem Friedensschluß unter den Europäischen Mächten, den Krieg fortgesetzt hatten. Sie beschlossen sich einen Weg durch die Wildniß zu bahnen,

nen, von der Grenze der Europäischen Niederlassung geradezu über die Blauen Berge nach Wyoming an der Susquehannah hin. Dieser Weg wurde von ihnen ausgehauen und gangbar gemacht, so wie sie weiter vorwärts rückten, jedesmal eine Strecke von 3 oder 4 Meilen so wie die Beschaffenheit des Bodens und die Gewässer es zuließen, wobey sie ihr Gepäck auf die Weise fortschafften, daß sie zwey oder mehr mal gingen, weil sie keine Pferde die es hätten tragen können bey sich hatten. Als sie an den großen Tannen-Morast (great Pine Swamp) angekommen waren, welchem man damals eine Ausdehnung von 14 Meilen zuschrieb, fanden sie es äußerst schwierig wegen der Dickichte und der großen Menge umgefallner Bäume den Weg weiter auszuhauen, auch war ihnen überdieß die Gegend unbekannt. Einige bejahrte Männer stellten sich nun an die Spitze, und unternahmen es ihre Wegweiser zu werden. Nach einem langweiligen Marsch von beynahe 14 Tagen, wobey es viele Mühseligkeiten gab, brachte er sie jenseits des Morastes nach dem großen Wasser welches auf der andern Seite daran grenzt. Da fanden sie einen sehr steilen Berg, wo weder unten herum noch oben hinüber zu kommen war. Durch dieses neue Hinderniß muthlos gemacht glaubten sie keine andre Wahl zu haben, als auf demselben Wege wieder umzukehren, und über Fort Allen nach Nescopeck und von da die Susquehannah hinauf nach Wyoming zu gehen ein Umweg von beynahe 100 Meilen. Glücklicherweise fiel es in dieser Noth Hrn. Zeisberger ihrem Missionär ein, daß ein Indianer Namens David, der mit unter dem Haufen war und sie bisher begleitet

hatte, in dieser Gegend Bescheid wüßte, und vielleicht im Stande seyn würde, ihnen einen kürzeren und besseren Weg anzuweisen. Es fand sich auch so, David war mit der Gegend vollkommen bekannt, wußte einen guten bequemen Weg, weil er aber über die Sache nicht war befragt worden, so hatte er still geschwiegen und war mit den Uebrigen fortgegangen, wie wol er wußte daß sie eine falsche Richtung nähmen. Es fand darauf eine Unterredung zwischen ihm und dem Missionär statt:

Zeisb. David, du kennst, glaub ich, diese Gegend, vielleicht weißt du einen besseren und einen kürzeren Weg als den welchen wir jetzt nehmen wollen.

David. Ja, es ist da ein Weg, durch den wir leicht würden durchkommen können, und der nicht so weit um seyn würde als der vorgeschlagene, davon bin ich gewiß.

Z. Wie? David, wir nehmen alle den unrechten Weg, da du doch bey uns bist?

D. Ja, so ist's!

Z. Und dennoch sagtest du kein Wort, und gingst wie die Uebrigen als ob alles richtig wäre?

D. Ja; die Wegweiser sind etwas älter als ich; sie gingen voran, und haben mich nie gefragt ob ich die Gegend kennte. Hätten sie nachgefragt so würde ich es ihnen gesagt haben.

Z. Willst du es ihnen denn jetzt sagen?

D. O nein, es sey denn daß sie mich fragten. Es schickt sich nicht für einen Indianer solche die älter sind als er, zurecht zu weisen.

Auf Veranlassung des Hrn. Zeisbergers wurde er nun befragt und erklärte sogleich, daß sie bis auf eine

eine gewisse Stelle etwa 6 Meilen weit zurückkehren, und von da eine mehr nordöstl. Richtung nehmen müßten, dann würden sie an eine Oeffnung in dem Gebirge kommen, welche einen bequemen Durchgang verstattete. Dieß geschah und David wurde aufgefordert der Führer zu seyn, worauf er sie zu dem angegebenen Puncte führte, und von da weiter den ganzen Weg bis nach Wyoming. Diese beschwerliche Strecke wo der Weg durch den Moraſt geht, ist nachher Davids Pfad genannt worden und jetzt hat die öffentliche Landstraße dieselbe Richtung.

Herr Zeisberger selbst, der immer streng bey der Wahrheit blieb, hat mir das Vorstehende erzählt, ich halte es also für vollkommen zuverlässig, und um so mehr da ich selbst Zeuge von zwey ähnlichen Fällen gewesen bin, mit deren Erzählung ich dieses Kapitel beschließen werde.

Im Jahr 1791 hatte ich mich zufällig von meiner Gesellschaft entfernt, und verirrte mich in der Waldung. Ich hatte einen jungen Indianer von etwa 12 oder 13 Jahren bey mir, und wünschte daß er voran gehen möchte, worin er mir indessen nicht nachgeben wollte. Zuletzt wurden wir von unsrer Gesellschaft die uns gesucht hatte, wieder gefunden, und ich beschwerte mich über den Knaben der nicht hatte thun wollen, was ich ihm hieß, sie antworteten aber: er hätte Recht gethan, denn es schicke sich nicht für einen Knaben vor einem Manne herzugehen und sein Führer zu seyn.

Der zweyte Fall dieser Art fand Statt im Jahr 1798. Ich befand mich mit zwey Indianern auf der Reise von Ober-Canada nach dem Muskingum um

das

das obere Ende des Sees Erie herum. Da keiner von den Indianern zuvor in der Gegend gewesen war, wohin wir wollten, so wurden ihnen vor unsrer Abreise von Andern Anweisungen gegeben. Der Führer, Namens Leonhard, irrte sich indessen doch einmal in dem Wege, und wir reisten mehrere Meilen in einer falschen Richtung bis ich zuletzt den Irrthum daran erkannte daß wir den Eulenbach (Owl creek) zur Linken hatten, da wir ihn rechts sollten haben liegen lassen. Ich sagte dieß dem hinten nachfolgenden jungen Indianer Christian, und da dieser mit mir gleicher Meynung war, so forderte ich ihn auf, hin zu laufen, und den Leonhard, der weit voraus war wieder zurückzuholen. Er sagte mir aber: das könne er nicht thun — warum nicht? fragte ich — darum nicht, antwortete er, weil ich jünger bin als er. Willst du ihm denn wol, fragte ich darauf, eine Botschaft von mir bringen, und ihm sagen, daß ich ihn ersuchen ließe bis hieher zurückzukehren wo ich auf ihn wartete? Hierin willigte der junge Mann augenblicklich, holte Leonhard zurück, wir wendeten uns ostwärts durch das Holz nach dem Eulenbach, und als wir durch denselben gesetzt hatten, gelangten wir auf den rechten Weg den wir nehmen mußten.

Anmerkungen. 35) Der Tod wird unter manchen Umständen von den Indianern mehr aufgesucht als gefürchtet, vorzüglich in einem höheren Lebensalter, wo sie zum Jagen keine Kraft und Rüstigkeit mehr haben. Der Vater trägt alsdann darauf an, sein Clima zu verändern, und der Sohn übernimmt mit Munterkeit die Rolle des Scharfrichters, indem er dem Leben seines Vaters ein Ende macht. — Wenn unter den nordwärts wohnenden Chippe-

pewäern ein Hausvater abgeneigt scheint sich dieser üblichen Sitte zu unterwerfen, und sein Leben für ihn selbst und die Seinigen eine Last wird und seine Kinder ihn durch die Arbeit ihrer Hände ernähren müssen, so schlagen sie ihm folgende Wahl vor, entweder sich auf irgend eine Insel mit einem kleinen Kanoe und Rudern, mit Pfeil und Bogen und mit einer Flasche um daraus zu trinken, aussetzen zu lassen und sich der Gefahr vor Hunger umzukommen Preis zu geben, oder den Tod nach den Gesetzen seines Volks mit männlichem Muthe zu erleiden. Da es wenige Fälle giebt wo das letzte nicht vorgezogen werden sollte, will ich die dabey übliche Ceremonie angeben.

Ein Schwitzhaus in der nämlichen Form wie bey der Feierlichkeit der Aufnahme (unter die Zahl der Krieger) wird fertig gemacht, und während die Person sich dieser vorbereitenden Prüfung unterwirft, erfreuet sich die Familie, daß der Herr des Lebens ihnen verliehen hat zu wissen, wie sie mit den Bejahrten und Unvermögenden handlen und sie in eine bessere Welt schicken sollen, wo sie werden verjüngt werden um aufs neue mit jugendlicher Kraft jagen zu können. Dann rauchen sie die Friedenspfeife und halten ihr Hundefest (eine Mahlzeit von Hundefleisch in Bärenfett gekocht) sie singen auch den großen Heilmittel-Gesang (medicine song) folgender Maaßen: "der Herr des Lebens giebt Muth! Es ist wahr, alle Indianer wissen daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun unsren Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem andren Lande, und im Stande sey zu jagen!" Die Gesänge und Tänze werden wiederholt, und der älteste Sohn giebt seinem Vater den Todesstreich mit einem Tomahawk. Darauf nehmen sie den Körper, bemalen ihn aufs beste und begraben ihn mit den Kriegswaffen,

fen, errichten auch eine Hütte von Baumrinde über dem Grabe um wilde Thiere davon abzuhalten.

Long S. 73. 74. 75.

36) Bey armen und schwachen Völkern, die sich beständig im Stande des Krieges befinden, giebt es keinen Ueberschuß um unnütze Arme zu ernähren. Eine Folge dieser Armuth ist, daß man die Greise bey vielen Wilden, vorzüglich nordwärts vom Lac superior, wenn sie zur Last werden, in ein andres Clima hinüber schickt um daselbst zu leben, d. h. daß man sie todt schlägt, wie dieß nach der Erzählung des Herodot bey den Wilden am Caspischen Meer und in Scythien auch üblich war. Und um zu beweisen wie elend das Leben im Stande der Wildheit sey, so sind sie es gewöhnlich selbst, die verlangen, daß ihrem Leben ein Ende möge gemacht werden.

Volney II. 444. vergl. 451.

Acht-

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Stolz und Hochherzigkeit.

Die Indianer sind stolz aber nicht eitel; Eitelkeit wird von ihnen als erniedrigend und des Charakters eines Mannes unwürdig betrachtet. Der Jäger rühmt sich nie seiner Geschicklichkeit und Stärke, der Krieger nie seiner Tapferkeit. Es ist nicht Recht sagen sie, daß sich Jemand wegen einer Handlung, die ein andrer eben so wohl als er selbst verrichten könnte, erheben sollte, und wenn Jemand seine eignen Thaten lobpreiset, so scheint es als ob er an seiner Fähigkeit eben dasselbe wieder thun zu können wenn er wollte, zweifelte. Sie ziehen es deswegen in allen Fällen vor, ihre Handlungen für sich selbst reden zu lassen. Die Häute und das Pelzwerk welches der Jäger zu Hause bringt, die Hirschgeweihe auf dem Dache seiner Hütte, die Pferde, der Hausrath und andres Eigenthum, sein und der Seinigen Anzug, die Besuche mit welchen ihn die ersten und besten Männer seiner Nation beehren; alle diese Dinge zeigen wer er ist, und was er geleistet hat, und damit hält er sich zufrieden.

So

So macht es auch der Krieger; es ist ihm genug an den Scalps und den Gefangnen welche er heimbringt, als ein Mann von Geist und Muth erkannt zu werden; man sieht ihn nie umhergehen und sich seiner Kriegsthaten rühmen, und fragt man ihn über diesen Gegenstand, so richtet er seine Antworten so kurz als möglich ein. Selbst wenn er mit seinen Gefangnen und seinen Scalps durch eine Stadt zieht, so schauet er nicht umher um zu bemerken ob ihn die Leute sehen, sondern geht seinen gewöhnlichen ruhigen Schritt fort als ob ihn Niemand sähe. Wenn bey einigen ihrer besondern Feste, jeder Krieger aufgefordert wird, seine Waffenthaten zu erzählen, so ist es ihr Bestreben so kurz als möglich zu seyn, indem sie es denen die nur wenig ausgeführt haben überlassen ihre Thaten durch weitläuftige Erzählungen zu erheben, und sich selbst für das was sie gethan haben Ruhm zu ertheilen. Ich kann diesen Gegenstand nicht besser als durch einige Anekdoten erläutern:

Im Jahr 1779 trafen zwey Kriegs-Anführer, einer ein junger Mann vom Stamme Shawano, der andre ein bejahrter Krieger aus den Wyandots, welcher nicht weit von Détroit wohnte, wegen seiner Großthaten sehr berühmt war, aber während des ganzen Revolutionskrieges nicht hatte bewogen werden können gegen die Amerikaner zu Felde zu ziehen, zufällig in meinem Hause am Muskingum zusammen, da sie jeder für sich gekommen waren mir einen freundschaftlichen Besuch zu geben. Der Shawano (wie denn diese Nation, im Vorbeygehen gesagt, als eine etwas geschwätzige bekannt ist) kam auf den Krieg zu reden, und erzählte mit vieler Gravität in Worten

und

und Gebärden die Gefechte an welchen er Theil gehabt hatte, indem er zugleich auf seinem Arm die Narbe einer Schußwunde zeigte. Während der ganzen Zeit horchte der Wyandot, seine Pfeife rauchend, mit großer Aufmerksamkeit und anscheinendem Erstaunen zu; und da er der Gewohnheit gemäß, hierauf durch die Erzählung dessen was er gethan hätte, antworten mußte, so legte er ganz ruhig seine Pfeife nieder, zog alle seine Kleider, nur nicht die Beinkleider aus, stand auf und sagte: Ich habe Theil genommen an mehr als 20 Treffen und habe mit den Franzosen gegen die Engländer gefochten; ich habe gegen die südlichen Nationen Krieg geführt, und mein Körper zeigt daß ich von 9 Kugeln getroffen und verwundet worden bin. Diese zwey Wunden erhielt ich auf einmal von zwey Cherokesen, die mich fallen sahen, ihre Gewehre an einen Baum lehnten, und mit ihren Tomahawks auf mich zuliefen um mich todt zu schlagen und meinen Scalp zu nehmen. Durch Hülfe des großen Geistes sprang ich auf, gerade in dem Augenblick, wo sie mir den Streich versetzen wollten. Ich schlug sie und streckte sie beyde zu meinen Füßen nieder. Ich nahm ihre Scalps und kehrte nach Hause zurück. Hiemit gab der ernste und achtungswürdige Veteran, dem jungen Shawano eine Lehre, welche, wenn er sie wohl verstand, von ihm nachher nie wird vergessen seyn worden, denn er zeigte ihm in wenig Worten und in weniger als fünf Minuten den Contrast zwischen großen Thaten, in kurzen und bescheidenen Worten vorgetragen, und zwischen alltäglichen Vorfällen mit pomphafter Umständlichkeit erzählt und ausgedehnt. Dieser Contrast war

ganz

ganz besonders auffallend auch dadurch, daß der bescheidene Krieger sich auf seinen Triumph nichts zu Gute zu thun, ja selbst nicht einmal zu merken schien wie sein Ruhm dadurch vermehrt würde, daß er diesen Umstand öffentlich erzählt hatte. Da beyde die Shawano Sprache redeten, so verstand ich alles was sie sagten sehr gut, und ich war äußerst aufmerksam auf ihr Gespräch, welches auch für sich anziehend genug war.

Diese Gemüthsstimmung der Indianer welche ich Stolz genannt habe, welche aber vielleicht besser Hochherzigkeit genannt werden dürfte, ist gewöhnlich mit einem starken Ehrgefühl verbunden, und bringt nicht selten die heldenmüthigsten Handlungen hervor. Folgendes Beyspiel davon habe ich selbst erlebt:

Ein Indianer von der Lenape Nation, der für eine sehr gefährliche Person gehalten, und eben deswegen sehr gefürchtet wurde, hatte öffentlich erklärt, so bald ein andrer Indianer, der damals nach Sandusky gegangen war, zurückgekommen seyn würde, wollte er ihn zuverlässig ermorden. Dieser gefährliche Indianer trat eines Tages in mein Haus am Muskingum, mich um ein wenig Taback zu ersuchen. Als dieser unwillkommne Gast seine Pfeife an meinem Feuer rauchte, trat auf einmal jener andre eben von der Reise zurückgekommne Indianer, den er zu ermorden gedrohet hatte, auch herein. Ich erschrack sehr, denn ich fürchtete, daß der schlechte Indianer, diese Gelegenheit wahrnehmen würde, seine Drohung zu erfüllen, und daß mein Haus der Schauplatz eines entsetzlichen Mordes werden würde. Ich ging an die Thür, um nicht Zeuge eines Verbrechens zu seyn,

das

ich nicht verhüten konnte, als ich, zu meiner großen Verwunderung den Indianer den ich in Gefahr geglaubt hatte, den andern so anreden hörte:

Onkel, ihr habt gedrohet mich zu ermorden, ihr habt gesagt, daß ihr es thun wolltet, sobald ihr mich nur wiedersähet. Jetzt bin ich hier, und wir sind beysammen. Muß ich es als ausgemacht annehmen, daß das euer Ernst ist, und daß ihr mir wirklich, wie ihr erklärt habt, das Leben nehmen wollt? Soll ich euch nun als meinen erklärten Feind betrachten, und um meiner eignen Sicherheit willen, der erste seyn der zuschlägt und seine Hand in euer Blut taucht? Nein ich will es nicht, ich kann es nicht! Euer Herz ist freilich schlecht, aber doch habt ihr als Feind noch großmüthig gehandelt, indem ihr eure Absicht erklärt, und mich nicht unerwartet ermordet habt; Ich will also Eurer schonen, bis ihr euren Arm gegen mich aufhebt, und dann Onkel wird es sich zeigen wer von uns fallen wird. Der Mordgesinnte war wie vom Donner gerührt, und ohne ein Wort zu erwiedern schlich er sich fort und verließ das Haus.

Im Frühling des Jahrs 1782 schickte der Kriegsanführer der Wyandots in Unter-Sandusky, einen weißen Gefangnen (einen jungen Mann den er beym Fort M'Intosh gefangen genommen hatte, zum Geschenk an einen andern Anführer, den man den Halb-König von Ober-Sandusky nannte, in der Absicht daß er in dessen Familie, statt eines seiner Söhne der im vorigen Jahre, in einem Kriege mit den Leuten am Ohio, getödtet worden war an Kindesstatt angenommen werden sollte. Der Gefangne

kam

kam an, und wurde der Gattinn des Halb-Königs vorgestellt; sie wollte ihn aber nicht annehmen, welches nach der Regel der Indianer, der Sache nach, ein Todesurtheil war. Der junge Mensch wurde deßhalb weggeführt, um gemartert und an dem Pfahl verbrannt zu werden. Als die schrecklichen Anstalten hiezu in der Nähe des Dorfs gemacht wurden, das unglückliche Schlachtopfer schon an den Pfahl gebunden war, und die Indianer von allen Seiten herbeyeilten um bey dem grausamen Verfahren zu helfen oder Zeuge davon zu seyn, so beschlossen zwey Englische Handelsleute, die Herren Arundel und Robbins (ich freue mich ihre Namen ehrenvoll erwähnen zu können) durch ein gerechtes Gefühl des Abscheues, vor den beabsichtigten Grausamkeiten, wie auch durch Mitleid und Menschlichkeit bewogen, sich mit einander anzustrengen, und durch Anbietung eines Lösegeldes das Leben des Gefangnen zu retten. Der Kriegsanführer aber weigerte sich das Lösegeld anzunehmen, weil wie er sagte, es bey ihnen eine unabänderliche Regel wäre, daß ein Gefangner wenn er zum Geschenk bestimmt, nicht angenommen würde, verbrannt werden müßte, ohne daß es in der Macht irgend Jemands stände, sein Leben zu retten. Ueber dieß sagte er, wäre es den zahlreichen Kriegs-Oberhäuptern die sich zur Stelle befänden, aufgetragen worden, den Urtheilsspruch in ihrer Gegenwart vollziehen zu lassen. Die beyden großmüthigen Engländer ließen sich indessen nicht abschrecken, sondern nahmen sich vor, das Aeußerste zu versuchen.

Sie wußten, was für Wirkungen der hochherzige Stolz eines Indianers hervorzubringen im Stande ist,

ist, und sie wandten sich daher an diese starke und edle Leidenschaft. "Unter allen diesen Befehlshabern, sagten sie zu dem Anführer der jene Antwort gegeben hatte, die du erwähnt hast, ist keiner dir an Größe gleich; du wirst nicht nur als der größte und tapferste, sondern auch als der beste Mann der Nation betrachtet. — Glaubt ihr wirklich was ihr sagt, fragte auf einmal der Indianer, indem er ihnen starr ins Gesicht sah. "Ja wirklich!" Ohne nun weiter ein Wort zu sagen, machte er sich schwarz (he blackened himself) nahm sein Messer und seinen Tomahawk in die Hand, öffnete sich einen Weg durch das Gedränge zu dem unglücklichen Schlachtopfer hin, und rief mit lauter Stimme: was habt ihr mit meinem Gefangnen zu thun? In demselben Augenblicke zerschnitt er die Stricke womit jener gebunden war, nahm ihn mit sich in sein Haus, welches in der Nähe der Wohnung des Hr. Arundel war, von wo aus er unverzüglich in Sicherheit gebracht, und durch vertraute Personen nach Detroit geführt wurde, von wo ihn der Commandant, von dem was Statt gefunden hatte, benachrichtigt, zu Wasser nach Niagara schickte, wo er bald nachher in Freiheit gesetzt wurde. Die Indianer welche Zeugen dieser Handlung waren, nannten sie wahrhaft heldenmüthig, sie wurden durch das unerwartete Verfahren jenes Oberhaupts und durch sein männliches und entschlossnes Aeußre, so in Verwirrung gebracht, daß sie nicht Zeit hatten sich zu besinnen was sie thun sollten, und ehe noch ihr Erstaunen ganz vorüber war, befand sich der Gefangne schon außer ihrem Bereich.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Kriege und veranlassende Ursachen derselben.

Es ist ein feststehender Grundsatz bey den Indianern, daß Böses vom Guten nicht kommen könne, daß kein Freund einem Freunde etwas zu Leide thun werde, und daß daher derjenige der dem andern Unrecht oder Schaden zufügt ein Feind seyn müsse. Wie auf Einzelne so wird dieß auch auf Nationen, Stämme und andre unabhängige Verbindungen von Menschen angewandt. Wenn Indianer an Andern Mordthaten verüben, sich ihr Land zueignen indem sie eine Gewohnheit daraus machen in ihre Grenzen zu kommen, und ihnen das Wild zu entziehen, wenn sie die Jagdlagerplätze Andrer berauben, oder mit einem Wort sich irgend eines ungerechten Angriffs schuldig machen, so kann man sie für nichts anders halten als für Feinde. Sie werden auch dafür erklärt und die beeinträchtigte Nation hält sich berechtigt sie zu bestrafen. Ist gemordet worden, so wird auf eben diese Weise Rache genommen. Ist ein geringeres Unrecht verübt, so wird an das Oberhaupt der Völkerschaft,

zu

zu welcher der Uebelthäter gehört eine Botschaft geschickt, um anzufragen ob die That, worüber Beschwerde geführt wird, in Folge einer Bevollmächtigung geschah, und wenn nicht, um eine Erinnerung zu geben daß dergleichen nicht wieder möge zugelassen werden. Ist ein Diebstahl oder ein andres dem gleiches Unrecht geschehen, so wird zu gleicher Zeit auf Ersatz angetragen, und die Oberhäupter werden ersucht, ihren "jungen Leuten" zu verbieten, etwas der Art wieder zu thun, da sie sonst die Folgen davon würden zu gewärtigen haben.

Es giebt Stämme unter den Indianern, welche auf ein ausschließliches Recht innerhalb gewisser Grenzen zu jagen, Anspruch machen, und nicht dulden wollen daß andre diese Grenzen überschreiten und ihnen ihr Wild, wie sie es nennen wegnehmen. Es sind Fälle vorgekommen, wo solchen Uebertretern, wenn sie nach empfangner gehöriger Warnung sich wieder haben betreten lassen, Nasen und Ohren sind abgeschnitten und sie an ihre Oberhäupter sind geschickt worden, um diesen zu sagen, das nächste Mal wo sie wieder kämen, würden sie ohne ihre Scalps zu Hause geschickt werden. Als die christlichen Indianer von der Lenape-Völkerschaft, während einiger Jahre auf dem Gebiet der Chippewäer jenseits Détroit wohnten, wohin sie sich geflüchtet, und wo sie um ihrer Sicherheit willen Erlaubniß hatten zu wohnen, klagten die Chippewäer, ungeachtet sie ihnen Achtung bewiesen und sie Großvater nannten, doch beständig darüber daß sie ihnen ihr Wild todtschössen. Sie hatten nichts dagegen daß sie den Acker baueten, aber jeden Hirsch, jeden Rakun oder andres Thier, welches

sie tödteten oder fingen, gab ihren Wirthen Anlaß zum Misvergnügen und in Folge davon drangen sie so oft in sie, ihr Land zu verlassen, daß sie zuletzt wegzogen.

Wenn die Indianer beschlossen haben, wegen einer von einer andren Nation verübten Mordthat Rache zu nehmen, so suchen sie gewöhnlich auf einmal einen kühnen Streich auszuführen, um ihre Feinde in Schrecken zu setzen. In dieser Absicht dringen sie in das feindliche Land so tief hinein als sie nur können ohne entdeckt zu werden, und wenn sie ihren Streich geführt haben, lassen sie einen Streitkolben neben dem Erschlagenen liegen und machen sich so schnell als möglich davon. Dieser Streitkolben wird absichtlich hinterlassen, damit der Feind wissen möge, welcher Nation die That zuzuschreiben sey, und damit er seine Rache nicht an einem unschuldigen Stamm nehmen möge. Hiedurch wollen sie aber zugleich auch anzeigen, daß, im Fall keine Maaßregeln genommen werden sollten den ersten Beleidiger ausfindig zu machen und zu bestrafen, dieses Werkzeug dazu dienen werde die erlittne Beleidigung zu rächen, oder mit andern Worten, daß ihnen unverzüglich der Krieg werde erklärt werden.

Wenn der vermeynte Feind friedlich gesinnt ist, so wird er in solch einem Falle, eine Gesandschaft an die beeinträchtigte Nation, mit einer angemessenen Entschuldigung, abschicken. Gewöhnlich läßt das Oberhaupt sagen, daß die That worüber man sich beschwere, ohne sein Wissen, durch einige seiner unbesonnenen jungen Leute sey verübt worden; daß dazu überall kein Vorschub oder einige Vollmacht sey ge-

gegeben worden, daß sie von ihm und seinem Rathe aufs äußerste misbilligt würde, und daß es ihm Leid thun würde, wenn deswegen ein Friedensbruch zwischen beyden Völkerschaften Statt finden sollte, da er im Gegentheil den Frieden wünsche; daß man bereit sey, die Beleidigung wieder gut zu machen, durch Trauer über den Erschlagenen mit dessen Verwandten und durch anderweitige Befriedigung derselben. Solch ein Anerbieten wird gewöhnlich angenommen, und alle Uneinigkeiten zwischen beyden Parteyen werden auf solche Weise berichtigt, und sie sind wieder Freunde wie vorhin. Würde indessen die Völkerschaft von welcher die Beleidigung ausgegangen, sich weigern Entschuldigungen zu machen, und um Frieden nachzusuchen, so wird sogleich Krieg erklärt und mit Lebhaftigkeit geführt.

Anmerkungen. Nach dem zuverläßigen Zeugniß der ältesten Indianer, waren die Kriege vor Zeiten weit anhaltender und häufiger als heutiges Tages und bey einigen Nationen gleichsam erblich (als Carver zu den Nadoweſſiern kam hatten sie mit den Chippewäern 40 Winter hintereinander Krieg gehabt. Carver S. 63.) ... Die Waffen der Indianer waren Bogen, Pfeile und Keulen. Diese waren aus dem härtesten Holze gemacht, nicht ganz eines Armes lang und an einem Ende mit einer runden Kolbe versehen, und sehr schwer. Zur Vertheidigung brauchten sie Schilde von hartem Büffelleder, die auf der einen Seite (nach außen zu) etwas gewölbt waren, jetzt aber unter den Irokesen und Delawaren auſſer Gebrauch sind. (vergl. Carver S. 297). Der Bogen, Pfeile und der Kriegskeule bedienen sie sich noch. Letztere beschlagen sie anjetzt an der Kolbe mit Nägeln und scharfen Eisenstücken. Flinten brauchten sie anfangs nur an besondren

Festtagen und zur Lust, jetzt aber wissen sie sich derselben im Kriege und auf der Jagd vortrefflich zu bedienen. Ausser der Flinte brauchen sie auch das Hatchet oder Beil (Streitart) und das große Messer. Nie steht es in der Macht eines Chiefs Krieg anzufangen, so lange die Capitains nicht darin willigen. Er darf auch einen Kriegsbeit nur unter der Bedingung annehmen, ihn seinen Capitains zur Ueberlegung zu geben. . . . Sind diese für den Krieg, so ist er genöthigt ihnen die Sache des Volks zu übergeben, und die Regierung für die Zeit gleichsam nieder zu legen, welche jetzt die Capitains übernehmen.

Loskiel I. Absch. 11. S. 182 ff.

38) Wiewol (den Indianern) der Begriff des ausschließlichen Eigenthums fremd ist, so sind doch auch die ungebildetsten unter ihnen wohl bekannt mit den Rechten ihrer Gesammtheit auf das Grundgebiet welches sie besitzen, und sie widersetzen sich mit Nachdruck allen Beeinträchtigungen desselben.

Carver 298.

39) Es findet auch ein ausschließliches Eigenthumsrecht Statt in Ansehung des Hauses welches ein jeder sich erbauet hat, des Bodens worauf es steht, so wie des Gartens der zuweilen neben demselben angelegt ist. Dieß alles wird bey einigen Völkerschaften auch vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, ist folglich vollkommnes Eigenthum.

Volney II. 431 ff.

Zwanzigstes Kapitel.

Verschiedene Arten den Feind zu überfallen.

Muth, List und Vorsicht, sind die wesentlichen und unerläßlichen Eigenschaften eines Indianischen Kriegers. Wenn der Krieg einmal angefangen worden, so strebt ein jeglicher darnach jene Eigenschaften vor andern an den Tag zu legen, dadurch daß er den Feind unvermuthet beschleicht, oder ihn auf mancherley Weise täuscht und überrascht. Wenn sie sich dem Lande eines Feindes nähern, so bemühen sie sich so viel als möglich die Spur ihrer Fußtritte zu verbergen; zuweilen zerstreuen sie sich, und marschiren ganze Tage und länger in mäßigen Zwischenräumen von einander, treffen jedoch des Nachts wieder zusammen, und unterhalten dann auch eine Wache. Zu andern Zeiten marschiren sie in der Indianer Linie (Indian file) wie man es genannt hat, ein Mann hinter dem andern her, so daß jeder sorgfältig in die Fußstapfen des andern tritt, damit ihre Anzahl nicht aus den Fußstapfen geschlossen werden könne. Je näher sie dem Feinde zu seyn glauben, desto aufmerksamer

sind

sind sie harten steinichten und felsichten Boden zu wählen, auf welchem der Fußtritt keine Spur zurückläßt. Auf weichem und mit Gras bewachsnem Boden würden die Spuren sie bald verrathen, denn wenn die Grashalme oder die Pflanzen nur im mindesten verbogen sind, oder die geringsten Zeichen haben daß darauf getreten worden, wird dieses beynahe gewiß bemerkt werden, denn hierin besitzt das Auge eines Indianers eine Schärfe und Schnelligkeit, wirklich zum Erstaunen.

In einigen Fällen hintergehen sie ihre Feinde durch Nachahmung der Töne oder des Geschreys eines Thiers wie etwa des Hirschkalbes und des Welschenhahns. Dieß können sie so außerordentlich gut, daß sie in dem ersten Falle sogar die Hirschkuh in dem letzteren den zum Paar gehörigen Gatten, an den Ort hinzulocken vermögen, wohin sie es wünschen. Auf diese Weise gelingt es ihnen zuweilen die Feinde nach dem Orte hinzuziehen wo sie im Hinterhalte liegen oder Gelegenheit haben sie zu umzingeln. Solche Kriegslist kann indessen nicht zu jeder Jahrszeit angewandt werden, mit dem Welschenhahn gelingt es nur im Frühling und mit der Hirschkuh nicht länger als etwa bis Johannis. So finden sie sich auch leicht wieder zusammen, wenn sie sich in den Waldungen zerstreut haben, indem sie den Schlag einiger Vögel z. B. der Wachtel, der Drossel, zur Morgen oder Abendzeit nachahmen, und vorzüglich bey Nacht das Geschrey der Eule. Das Geschrey der Eule wird von Zeit zu Zeit wiederholt bis sie alle beysammen sind *).

Es

*) Auch in einem erklärten Kriege, da sie gegen ihre Feinde zu

Es ist zuverlässig daß die Indianer nach den Fußstapfen und nach andern Merkmalen und Zeichen, die nur von ihnen wahrgenommen werden können, ohne Schwierigkeit zu entdecken vermögen, nicht nur daß Männer diesen oder jenen Pfad, oder irgend eine Marschlinie gegangen sind, sondern sie können auch unterscheiden, zu welcher besondern Völkerschaft diese Männer gehören und ob es ihre Feinde oder Freunde sind. Sie machen zu Zeiten auch Entdeckungen indem sie abgelegene Oerter (obscure places) durchsuchen, und verschaffen sich dadurch Kenntniß von den Absichten des Feindes. Ja es giebt solche unter ihnen die sich dafür ausgeben, daß sie unter verschiedenen Spuren von menschlichen Fußtritten die verschiedenen Nationen welcher eine jede Spur angehöre unterscheiden könnten. Ich will es nicht unternehmen so viel zu behaupten, will aber eine Anekdote erzählen, welche ich für vollkommen wahr halte, zum Beweise des außerordentlichen Scharfblicks der Indianer in dieser Rücksicht.

Zu Anfang des Sommers im Jahr 1755 wurde etwas weniger als 5 Meilen von Shamokin von einer Anzahl Indianer eine äußerst grausame und entsetzliche Mordthat an 14 weißen Pflanzern unerwartet verübt. Die noch übrigen Weißen beschlossen in ihrer Wuth sich durch die Ermordung eines Delawaren der zufällig dort anwesend war, und auf keine Weise Gefahr ahn-

zu Felde ziehen, halten sie es für rühmlicher, demselben durch List als durch einen freyen Angriff zu schaden — sie verstecken sich hinter Bäume, Hügel oder Felsen treten nur zum Feuern hervor und verstecken sich sogleich wieder.

Loskiel S. 191. Carver 310.

ahndete, zu rächen. Er war ein erklärter Freund der Weißen, wurde auch von diesen geliebt und geschätzt, und hatte zum Beweise hievon von ihnen den Namen Luke Holland bekommen, unter welchem er auch allgemein bekannt war. Dieser Indianer, gewiß daß seine Nation zur Zeit eines tiefen Friedens nicht fähig wäre, einen solchen schändlichen Mord zu begehen, sagte zu den wüthenden Colonisten, daß er versichert wäre die Delawaren hätten durchaus keinen Antheil daran, sondern die That rühre von einigen boshaften Mingoes oder Irokesen her, von denen so etwas wol zu geschehen pflege um Unschuldige in Verdacht und Ungelegenheit zu bringen. Alle seine Vorstellungen aber waren vergeblich, er konnte die erbitterten Gemüther die blos auf Rache bedacht waren, nicht überzeugen. Zuletzt erbot er sich, er wolle wenn sie ihm einige Mannschaft mitgeben wollten, mit diesen ausgehen um die Mörder aufzusuchen, und hielte sich versichert daß er sie an ihren Fußstapfen und andren ihm bekannten Zeichen entdecken, und sie dadurch überzeugen würde, daß die Thäter zu den 6 Nationen gehörten. Dieser Vorschlag wurde angenommen. An der Spitze einer Anzahl Weißer machte er sich nun auf den Weg, und brachte sie auf die Fährten. Nicht lange so befanden sie sich in dem felsichten Theil eines Gebirges, wo keiner von den Weißen im Stande war eine einzige Fußspur zu entdecken, auch wollten sie nicht einmal glauben daß je ein menschlicher Fuß auf diesem Boden gestanden habe, weil sie oft über Spalten in den Felsen hinüberspringen und zuweilen darüber hinkriechen mußten. Nun fingen sie an zu glauben daß ihr Indianischer Füh-

rer

rer sie in diese schroffe Gebirgsgegend gebracht habe um dem Feinde Zeit zu geben zu entkommen, und sie droheten ihm mit augenblicklichem Tode sobald sich diese seine verrätherische Absicht bestätigen würde. Der Indianer, seinem Versprechen getreu fing nun an sich alle Mühe zu geben, sie zu überzeugen, daß ein Feind durch diese Gegend, in welche er sie führte, wirklich gegangen wäre; hier zeigte er ihnen daß das Moos auf dem Felsen von einem menschlichen Fuß wäre niedergetreten, dort wie es wäre abgerissen und fortgezogen worden, ferner wies er auf Kiesel und Steinchen hin, welche durch den Fußtritt aus ihrer Lage wären gestoßen worden, fand trockne Zweige auf welche getreten worden, und die davon zerbrochen wären und an einer Stelle wollte er sogar sehen, daß ein Indianisches Deckkleid über den Felsen hingeschleift und die da liegenden Blätter mitgenommen oder aus ihrer Lage gebracht habe so daß sie nicht mehr platt auflägen wie an andern Stellen, welches alles der Indianer im Stande war im Marschiren zu bemerken, ohne nur einmal stille zu stehen. Als er nun zuletzt an dem Fuße des Gebirges auf weichen Boden kam, wo die Fußstapfen tief waren, so bestimmte er danach, daß die Feinde acht an der Zahl wären, und da die Spur ganz frisch war, so schloß er daß sie in keiner großen Entfernung gelagert seyn müßten. Dieß zeigte sich als völlig gegründet, denn als sie auf die Anhöhe auf der andern Seite des Thals gelangten, sahen sie die Indianer in ihrem Lager. Einige hatten sich schon zum Schlafen niedergelegt, andre zogen ihre Kamaschen (leggings) aus um sich zur Ruhe zu begeben, und die

Scalps

Scalps die sie mitgenommen hatten waren zum Trocknen aufgehängt. "Sehet sagte Luke Holland, zu seinen erstaunten Gefährten, da ist der Feind! Nicht von meiner Nation, sondern Mingoes wie ich euch nach der Wahrheit gesagt habe. Sie sind in unsrer Gewalt, in weniger als einer halben Stunde werden sie alle in tiefem Schlafe liegen. Wir brauchen kein Gewehr abzufeuern, sondern können auf sie losgehen und sie tomahawken! Wir sind beynahe zwey gegen einen, Gefahr ist also nicht zu befürchten. Gehet zu, und ihr werdet euch aufs vollständigste rächen können." Die Weißen aber, von Furcht übermannt, hatten keine Lust dem Rath des Indianers zu folgen, sondern drangen in ihn, sie auf dem nächsten und besten Weg zurückzuführen. Dieß that er, und als sie spät Abends zu Hause kamen, so gaben sie an, die Zahl der Irokesen wäre so groß gewesen, daß sie nicht hätten wagen dürfen sie anzugreifen.

Diese Erzählung gebe ich so, wie ich sie von Luke Holland selbst vernahm, und damals aufschrieb. Ich war mit diesem Indianer über 20 Jahr lang bekannt gewesen, und kannte ihn als einen rechtschaffnen verständigen Mann, und als einen Freund der Wahrheit. Ich glaubte deswegen damals was er mir sagte, und glaube es auch noch jetzt. Ich machte auch einmal von diesem Manne Gebrauch um einen Herrn, der jetzt zu Pittsburg wohnt, aus der Gefahr von einem Trupp Krieger ermordet zu werden, zu retten. Luke Holland führte ihn sicher durch den Wald, von dem Muskingum bis an den Ohio. Er fand

auch

auch einmal eine Uhr die mir von Pittsburg durch einen Mann geschickt wurde der sich auf dem Wege betrank und die Uhr in dem Walde verlor, etwa 50 Meilen weit von meinem Wohnorte entfernt. Luke Holland ging darauf aus sie zu suchen, und da er die Spur des Mannes, dem sie war mitgegeben worden entdeckt hatte, verfolgte er sie, bis er das Verlorne fand welches er mir wieder zustellte.

Ein-

Einundzwanzigstes Kapitel.

Friedensboten.

So lange die Amerikaniſchen Indianer im freyen und ungeſtörten Beſitz des Landes, welches Gott ihnen gab, gelaſſen wurden, und ſelbſt noch lange Zeit nachdem die Europäer ſich in ihrem Gebiet angebauet hatten, gab es kein Volk auf Erden, was gegen den unverletzlichen Charakter der Geſandten, oder wie ſie bey ihnen heißen, der Friedensboten, eine heiligere Ehrfurcht bewies als von ihnen geſchah. Es iſt nur zu bekannt, daß ungefähr ſeit der Mitte des letzten Jahrhunderts eine große Veränderung hierin Statt gefunden hat, deren Urſache, was mir leid thut zu ſagen, die Indianer uns ganz allein zur Laſt legen.

Die Unverletzlichkeit der Perſon eines Geſandten iſt eins von den heiligen Grundgeſetzen des Naturrechts welches der allmächtige Schöpfer dem Herzen eines jeden Menſchen eingeprägt hat. Die Geſchichte lehrt uns daß die roheſten und wildeſten Nationen es zu aller Zeit anerkannt und befolgt haben. Es iſt eine bedauernswürdige Wahrheit, daß alle Verletzungen deſſelben wovon Nachrichten vorhanden ſind, dem civili-

civilisirten Menschen oder seinem verderblichen Beyspiel zugeschrieben werden müssen.

Unter unsern Indianern, waren alle Stämme immer darüber einverstanden, daß einem Abgesandten, und wenn er auch von der feindseligesten Völkerschaft käme, nicht nur Achtung sondern auch Schutz gebühre. Einen solchen, ich will nicht sagen, ermordet sondern nur wissentlich übel behandelt zu haben, war bey ihnen ein unverzeihliches Verbrechen. Kriegerbanden wurden immer angewiesen, wenn sie auf ihrem Wege von einer Nation zur andern einen Abgesandten antreffen sollten, ihm nicht nur Schutz sondern auch gute Aufnahme zu gewähren, und für ein sicheres Geleit zu der Völkerschaft an welche er abgeschickt worden war, zu sorgen.

Eben so fand der Abgesandte einer Nation mit der sie im Kriege begriffen oder uneins geworden waren, auch im Fall der größten Erbitterung und der fest genommenen Entschließung "nicht hinzuhören" d. i. in ihre Vorschläge, wie sie auch immer seyn möchten, nicht zu willigen immer noch Schutz, und sie pflegten zu einem solchen Mann des Friedens in ihrer ausdrucksvollen Sprache zu sagen: "sie hätten ihn unter ihre Flügel oder ihre Achsel gestellt wo er vollkommen sicher wäre." Es gehörte mit zu ihrem religiösen Glauben daß Friedensboten, unter der besondern Beschirmung des großen Geistes ständen, daß es gesetzwidrig wäre, ihnen übel zu begegnen, und daß die Nation die sich eines so schweren Verbrechens schuldig machte, zuverlässig dafür gezüchtigt werden würde durch unglücklichen Erfolg oder wol gar durch gänzliche Niederlage im Kriege. Mehrere Beyspiele

sind

sind daher vorgekommen, daß Abgesandte die allerdrohendsten Botschaften z. B. man wäre entschlossen einen Krieg auf Blut und Vernichtung zu führen, und kein Quartier würde gegeben werden — wieder mit zurücknehmen mußten, ohne daß die Gesandten selbst die geringste Beleidigung oder Verhöhnung erfuhren — vielmehr wurden sie, so lange sie in Feindes Lande blieben beschützt, und bekamen sicheres Geleit bis zu ihrer Nation hin oder wenigstens bis so weit, daß sie von den feindlichen Kriegern nichts mehr zu fürchten hatten, und man gab ihnen die nöthige Zeit um ihre Wohnungen zu erreichen, ehe irgend etwas Weiteres unternommen wurde, damit sie Anzeige davon machen könnten, der Waffenstillstand habe ein Ende und der Krieg nehme wieder seinen Anfang. Ich habe von Abgesandten gehört, die mit einer Botschaft folgenden Inhalts zurückgeschickt wurden: "ich lasse in euren Busen zurückgehen, unbeschwert und unverletzt, die Boten welche ihr mir gesandt habt. Die Antwort auf die Rede die sie mir von euch überbracht haben, werdet ihr von meinen jungen Kriegern erfahren, die auf dem Wege sind euch zu besuchen!" Von welcher Art dieser angekündigte Besuch seyn sollte, läßt sich leicht errathen. Die Botschaft war im Grunde eine Kriegserklärung, mit einer offnen Anzeige, daß ein Einfall in Feindes Land unverzüglich Statt haben werde.

Wie verschieden hievon das jetzige Betragen der Indianer sey, habe ich nicht nöthig anzuführen. Wir erinnern uns noch des unglücklichen Schicksals der Herren Truemann, Treeman und Hardin. Diese drey achtungswürdigen Amerikaner wurden im Jahr

1792

1792 mit Parlamentair-Flaggen und mit Friedensvorschlägen an die Indianer abgeschickt, und wurden alle drey freventlich ermordet. Wem ist es zuzuschreiben daß solche entsetzliche Dinge jetzt Statt finden? Ich will mir nicht anmaaßen zu urtheilen, doch lasset uns hören, was die Indianer sagen.

Die Haupturſachen dieſer großen Veränderung welche ſie angeben, ſind in folgenden drey Puncten enthalten:

1. Daß die weißen Leute ſich in ihre National-Angelegenheiten gemiſcht haben, indem ſie der einen Völkerſchaft vorſchrieben wie ſie die andre behandlen, ja wie ſie mit ihr reden und was ſie ihr ſagen ſollte, wodurch ihre National-Unabhängigkeit gänzlich vernichtet würde. Daß ſie ſelbſt eine Indianiſche Völkerſchaft ermuntert und unterſtützt haben, die Oberherrſchaft über alle andre nicht nur ſich anzumaaßen ſondern wirklich auch auszuüben.
2. Daß die Weißen die Indianer als ein verächtliches Volk behandelt, und dem geheiligten Character der Abgeſandten ſelbſt keine Achtung beweiſen, ſondern ſie, eben ſo wol als ihre Oberhäupter in mehreren Fällen ohne Unterſchied ermordet haben.
3. Daß ſie ſogar dasjenige was unter ihnen für äußerſt heilig und unverletzlich gehalten wird, ihre Rathsfeuer entweihet, ja ſie wol ausgelöſchet haben (wie ſie ſich ausdrücken) mit Strömen des edelſten Bluts ihrer Nation, mit Hintenanſetzung ihrer Verſicherungen und ihrer feyerlichſten Zuſagen. Kurz, daß ihr ganzes Betragen ihnen ſo vorgekommen ſey, als ob ſie ihnen ſagen wollten: "wir bekümmern uns nicht um euch — wir verachten euch! es iſt uns

uns an nichts, als an eurem Lande gelegen, und das wollen wir haben!"

Auch fällt es ihnen nicht schwer, wenn man sie dazu auffordert, die besondern Ungerechtigkeiten, worüber sie sich beklagen, genauer anzugeben. Aus einem weitläuftigen Verzeichnisse solcher Beschwerden, will ich nur einige als die hervorstechendsten auswählen:

1. Der Schutz den man gegen sie (den Haupt Völkerstamm) den Irokesen gewährte, indem man diese ermunterte sie zu beschimpfen, sie als Weiber zu behandeln und eine tyrannische Oberherrschaft über sie auszuüben.
2. Die Ermordung der Conestogo Indianer, gerade an dem Ort wo damals ein Rathsfeuer brannte; wo in früheren Zeiten Unterhandlungen mit ihnen waren gehalten, wo noch ein Jahr vor jenem Morde, im Jahr 1762 ein Friede mit ihnen war abgeschlossen worden — ja gar in dem Lande ihres Bruders Miquon, im Lande der Quäker in Pensylvanien.
3. Der abscheuliche Mord, welcher in den Jahren von 1776 bis 1779 an dem großen und sehr geschätzten Shawano-Oberhaupt, Cornstalk zu Kanhawa verübt wurde, da man doch wußte daß er sich hier in Folge eines friedlichen und löblichen Geschäftes aufhielt.
4. Das Schießen auf einen ausgezeichneten Shawano im Jahr 1774 bey seiner Rückkehr von Pittsburg, wodurch er schwer verwundet wurde, der doch, aus Freundschaft und Menschenliebe, mehrere weiße Handelsleute nach jenem Orte hingeführt und gegen eine Bande wüthender Indianer an deren Verwandten

wandten die weißen Leute die schrecklichsten Mordthaten verübt hatten, beschützt habe.

5. Der Angriff auf das friedliche Lager der Delawarischen Oberhäupter auf der Insel zu Pittsburg, wobey ein Gesandter und mehrere Andre ermordet wurden.

6. Die Ermordung der christlichen Indianer am Muskingum zu samt dem Oberhaupt von Achsinning (der stehende Stein) durch Williamson's Bande, da man doch die hier ermordeten Personen als Freunde der Weißen kannte.

Die Indianer erzählen noch viel mehrere Gewaltthätigkeiten, an Abgesandten, an Besuchenden, und andern freundschaftlich gesinnten Indianern, deren schmerzliche Aufzählung ich dem Leser lieber ersparen will. Durch diese Reihe ungerechter und grausamer Handlungen sind die Indianischen Nationen endlich zu dem Schlusse geleitet worden, daß die Amerikaner in ihren Herzen feindselig gegen sie gesinnt sind, und daß sie also wenn sie ihnen Friedensboten schicken, keine andre Absicht haben, als sie in eine eingebildete Sicherheit einzuwiegen, um sie dann desto leichter überfallen und vernichten zu können. Eine Folge dieser Ueberzeugung war das unglückliche Schicksal der drey Herren welche ich vorhin erwähnt habe.

Anmerkungen. 40) Eine solche Gesandschaft (von Friedensboten) trägt die Friedenspfeife vor sich her, die bey den Indianern das ist, was in Europa die weiße Fahne (Carver hatte sie als er zu Wasser reiste am vordern Ende des Kahns befestigt S. 87.) Die Achtung gegen dieselbe geht so weit, daß eine Beleidigung dessen der sie trägt

für ein Verbrechen gehalten wird, das der große Geist nicht ungestraft lassen kann. Sie wird aber auch nur bey Schließung eines Friedens oder Bündnisses gebraucht. Diese Pfeife die von den Franzosen Calumet genannt wird, hat gewöhnlich einen Kopf von rothem Marmor. Weil aber die rothe Farbe ein Blutzeichen ist, das sich zu Friedensunterhandlungen nicht schickt, so wird er mit weißem Thon oder Kreide überzogen. Ein solcher Pfeifenkopf ist 6 bis 8 Zoll weit und 3 Zoll hoch, die Röhre ist von hartem Holze, schwarz, wol 4 Fuß lang und mit einem schönen Bande umwickelt, welches mit weißen Korallen durchwirkt ist, woran die Weibsleute ihre Kunst zu zeigen suchen. Manchmal ist sie auch mit Stachelschweinkielen und grünen, gelben und weißen Federn geziert . . . die Eröffnung (der Friedensunterhandlung) geschieht, indem der Hauptchief oder Präsident der Versammlung aus der angezündeten Friedenspfeife einige Züge thut, nachdem sie vorher ehrerbietig gegen den Himmel und die Erde gedrehet worden. Diese Ceremonie ist wesentlich und kein Europäischer Gesandter oder Statthalter, der mit den Indianern Frieden machen will, kann sich ihrer entschlagen. Nachher geht die Pfeife bey den Abgesandten und allen Mitgliedern der Versammlung herum; jeder hält sie sehr behutsam und thut einige Züge daraus.

Loskiel I. 11. S. 202. ff.

41) Daß sich doch aber auch die Europäer schon in frühern Zeiten, und noch ehe die vom Verf. angeführten Ursachen der Erbitterung alle wirken konnten, über die Indianer zu beklagen Veranlassung haben mochten, scheint aus einigen Thatsachen zu erhellen welche Carver anführt z. B. die Niederlage des Engl. General Braddock im Jahr 1755 durch einen Ueberfall aus einem versteckten Hinterhalt S. 311. ferner die grausame Behandlung der

im

im Jahr 1757 zufolge einer Capitulation aus dem Fort William Henry abziehenden Engl. Besatzung und der dabey befindlichen Kranken, Weiber und Kinder S. 313 u. ff. auch konnte das verrätherische Benehmen der Indianer zu Détroit zwischen 1760 und 68. (s. Kap. VII. Anmkg. und Carver 155 ff.) wol nicht leicht vergessen werden. Einmal, erzählt Loskiel S. 200. eroberten sie mit Sturm eine kleine Festung, darin sie (die Indianer) ohne selbst einen Mann zu verlieren 40 bis 50 Weiße, Männer, Weiber und Kinder zu Gefangnen bekamen. Die Leichtigkeit dieses Sieges hätte sie zur Gelindigkeit gegen ihre Gefangnen bewegen sollen. Aber statt dessen ermordeten sie alle, wenige ausgenommen mit kaltem Blute. Selbst die Kinder zerschlugen sie gegen die Bäume. So barbarisch handeln vorzüglich die Irokesen. Im vorletzten Indianer Kriege, erzählt Loskiel ferner S. 127. ums Jahr 1763, da es einmal schien als ob der Krieg zu Ende wäre, begab sich eine zahlreiche Gesellschaft Kaufleute mit einer Menge Waaren zu den Huronen auf den Weg. Diese erhielten Nachricht davon und schickten ihnen eine Anzahl Krieger entgegen; als selbige aber sahen daß die Kaufleute für sie zu stark waren, suchten sie dieselben durch Betrug in ihre Gewalt zu bekommen . . sie sagten ihnen nämlich eine große Anzahl Krieger habe sich auf den Weg gemacht in der Absicht sie alle umzubringen — wenn sie sich ihnen aber ergeben wollten so wollten sie ihre Beschützer seyn . . . die Kaufleute waren so thöricht ihnen zu glauben, ließen sich fesseln, halfen so gar einander binden — wurden aber alle auf der Stelle ermordet, die Huronen machten dabey reiche Beute und rühmten sich hernach überall ihrer Geschicklichkeit die weißen Leute zu hintergehen.

Zweyundzwanzigstes Kapitel.

Verträge.

Wenn die Indianer-Nationen, nach langen und blutigen Kriegen zusammenkamen, um ihre Streitigkeiten auszugleichen, oder einen Frieden mit einander zu schließen; so war es in früheren Zeiten ihre löbliche Gewohnheit, zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit, von dem Orte wo die Friedensstifter ihre Sitzung hielten alle Kriegswaffen und die Werkzeuge der Zerstörung jeder Art und Form, zu entfernen; "denn, sagten sie, wenn wir an einem guten Werke arbeiten, so muß nichts böses sichtbar seyn. Wir sind zusammengekommen um zu verbergen und zu vergessen, die zerstörende Waffe zu begraben und dem Auge ganz zu entziehen; wir werfen das unselige Werkzeug von uns weg, welches unsern Weibern und Kindern so viel Kummer verursacht, und so viele Thränen veranlaßt hat. Es ist unser ernstlicher Wunsch und unsre Hoffnung daß es nie wieder möge aufgegraben werden." So genau waren sie in diesem Puncte, daß wenn nur ein einziges Waffengeräth wäre gesehen worden, während über einen Vertrag unterhandelt wurde,

Digitized by Google

wurde, es ihr Gemüth würde beunruhigt haben, da es ihnen ehemalige Vorfälle ins Andenken gerufen, und anstatt ihre Herzen durch die Aussicht auf einen baldigen Frieden froh zu machen (wie sie sagen), sie im Gegentheil mit Kummer würde erfüllt haben.

Sie wollten nicht einmal irgend ein Waffengeräth innerhalb der Grenzen ihres Rathsfeuers dulden, wenn sie versammelt waren um über die gewöhnlichen Regierungs-Angelegenheiten zu berathschlagen. Es möchte, sagten sie, einen üblen Einfluß haben, und die Absicht ihrer Zusammenkunft vereiteln. Es könnte irgend einen von den Anwesenden schüchtern machen, und diejenigen die eine gerechte Klage oder Vorstellung anzubringen hätten, verhindern freymüthig zu sagen was sie auf dem Herzen hätten. Wilhelm Penn sagten sie, richtete sich nach dieser alten Sitte ihrer Vorfahren, wenn er mit ihnen unterhandelte, und versammelte sie unter dem Schatten einer Baumgruppe, wo die Vögelchen auf den Zweigen, in lieblichen Tönen zwitscherten. Zur Erinnerung an diese Zusammenkünfte (welche den Indianern immer werthe Andenken sind) versammelten sie sich häufig in den Wäldern, an einer schattigen Stelle, derjenigen wo sie mit ihrem Bruder Miquon zusammenkamen so ähnlich als möglich, und da lagen denn alle seine "Worte". d. i. Reden, nebst denen seiner Nachkommen, auf einer Decke oder einem reinen Stück Baumrinde, und mit großem Vergnügen gingen sie dieselben nach einander sämmtlich durch. Dieser Gebrauch (dem ich mehrmals beywohnte) hat fortgewährt bis zum Jahr 1780, wo die damals Statt

finden-

findenden Unruhen demselben ein Ende machten, vermuthlich auf immer.

Diese angenehmen Erinnerungen, diese geheiligten Gebräuche sind nicht mehr. "Wenn wir mit den weißen Leuten unterhandlen" sagen die Indianer anjetzt, so ist der Platz wo die Gesandten zusammenkommen sollen nicht mehr in unsrer Wahl. Wenn man uns auffordert einen Frieden zu schließen, (und was ist es für ein Frieden) so findet die Zusammenkunft nicht mehr Statt in dem schattigen Hain, wo die unschuldigen kleinen Vögel durch ihren muntern Gesang uns zu besänftigen und erheitern, uns zur Freundschaft und Eintracht zu stimmen, und gleichsam Antheil nehmen zu wollen scheinen an dem guten Werk um deßwillen wir versammelt sind. Es ist auch nicht mehr das heilige Haus der Rathsversammlung, wo wir eingeladen werden zusammenzukommen, nein! es ist vielmehr einer der fürchterlichen Plätze, von Wällen und Gräben umgeben, wo die zerstörendste von allen Waffen, wo die Kanonen ihren weiten Schlund gegen uns öffnen als ob sie bereit wären uns zu verschlingen, und auf solche Weise finden wir uns verhindert unsre Meynung freymüthig zu sagen, wie Brüder eigentlich thun sollten."

"Wie kann also, sagen sie, in solchen Rathsversammlungen einige Aufrichtigkeit Statt finden? Wie kann ein Vertrag verbindlich seyn für Personen die man auf solche Weise zwingt, dem was man ihnen in einem festen Gefängnisse an den Mündungen der Kanonen vorsagt, zuzustimmen: wo die Bestimmungen

gen des Vertrags immer nur einseitig sind, wo auf der einen Seite alles nur Bewilligung ist und auf der andern sich nichts von Freundschaft zeigt?" Betrachtungen dieser Art, worauf sie sich berufen und auf welche sie immer wieder zurückkommen, sind es wodurch die Verträge welche sie mit den weißen Leuten schließen, alle ihre Kraft verloren haben, so daß sie sich nicht länger dadurch verbunden achten, als überlegene Gewalt sie dazu zwingt. Haben sie hierin Recht oder Unrecht? der unparteyische Leser möge entscheiden!

Digitized by Google

Dreyundzwanzigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen der Indianer über die weißen Leute.

Die Indianer glauben, daß die Weißen von eben dem großen Geiste sind hervorgebracht worden, der auch sie erschuf und daß Er einer jeden Menschenrasse besondre Beschäftigungen angewiesen habe, jedoch nicht allen die nämliche; den Weißen legte es der große Mannitto auf, den Acker zu bauen und durch den Ackerbau die Früchte der Erde zu gewinnen, den Indianern hingegen wies er die edlere Beschäfftigung der Jagd an, und gab ihnen die Oberherrschaft über die ganze übrige thierische Schöpfung.

Sie wollen nicht zugeben, daß die weißen Wesen höherer Art sind. Sie sagen daß ihr Haupthaar, ihre Gesichtszüge, und die verschiedene Färbung ihrer Augen beweisen, daß sie nicht wie sie selbst "Lenni Lenape," ein ursprüngliches Volk sind, keine Menschenrasse die sich seit dem Anfang der Zeit unverändert erhalten hat; sondern vielmehr eine gemischte Rasse und eben deswegen nicht leicht in Ordnung zu erhalten. Der große Geist, bekannt mit ihrer

rer bösen Art, fand daher nöthig ihnen überall ein großes Buch *) zu geben, und lehrte sie dasselbe lesen, damit sie wüßten und in Acht nähmen, was er von ihnen gethan oder unterlassen haben wollte. Sie aber, die Indianer, haben ein solches Buch nicht nöthig, um sie mit dem Willen ihres Schöpfers bekannt zu machen; sie finden denselben in ihre Herzen geschrieben, ihnen ist hinlänglicher Verstand verliehen worden, das Böse vom Guten unterscheiden zu können und wenn sie dieser Leitung folgen, sind sie sicher, nicht zu irren.

Es ist wahr, sie gestehen, als sie die Weißen zuerst erblickten, hielten sie dieselben für höhere Wesen. Sie dachten nicht anders, als daß sie von der Wohnung des großen Geistes, um eines großen und wichtigen Zwecks willen zu ihnen wären geschickt worden. Sie wurden indessen ihren Irrthum bald gewahr und entdeckten daß sie undankbare und unersättliche Leute wären, die sich mit nicht wenigerm begnügen lassen wollten, als mit ihrem ganzen Lande. "Und doch, sagen die Indianer, wollten diese weißen Männer uns immer etwas von ihrem großen Buche, welches Gott ihnen gegeben habe, vorerzählen, sie wollten uns überreden, jeder Mensch wäre gut, der glaubte was in jenem Buche stände, und jeder der nicht glaubte wäre schlecht. Sie sagten uns eine Menge Sachen vor, die in dem guten Buch geschrieben seyn sollten, und wollten haben daß wir es Alles glauben sollten. Vermuthlich hätten wir dieß gethan, wenn wir gesehen hätten, daß sie, was sie vorgaben zu glau-

*) Die Bibel.

glauben, auch ausgeübt, daß sie sich gerichtet hätten nach den guten Worten die sie uns vorsagten. Aber nein, in der einen Hand hielten sie ihr dickes Buch, und in der andern Mordgewehre, Flinten und Schwerdter, um uns arme Indianer damit zu tödten. Ach! und das thaten sie auch, sie tödteten diejenigen die an das Buch glaubten, eben sowol wie diejenigen die nicht glaubten, sie machten keinen Unterschied."

Sie erkennen es gleichwol an, daß sie manchen Freund unter den weißen Leuten haben, und bedauern nur daß diese, weil sie zerstreut und entfernt sind, ihnen und andern nicht nützlich seyn können. Von solchen, die sie als ihre Freunde kennen gelernt haben, reden sie immer mit Wärme und Zuneigung. Sie reden auch von den Gentellemaan (gentlemen, Männer von Erziehung) als von einer besondern Classe unter den Weißen, welche unterschieden zu werden verdient, sie geben aber jene Benennung niemals solchen die sie als Feinde kennen oder von denen sie glauben daß sie ihnen übel wollen.

Die Indianer haben ein scharfes Auge; wenn sie Jemand ansehen, so glauben sie beurtheilen zu können ob er freundlich oder unfreundlich gegen ihr Volk gesinnt sey; und in der That ist es von mehreren Weißen die sich unter ihnen aufgehalten haben, zugegeben worden, daß sie, überhaupt genommen, gute Mienenkenner sind. Sie sind sehr aufgelegt unter sich, einem Fremden der zu ihnen kommt, einen Namen beyzulegen, und solch ein Name ist immer bezeichnend, er deutet irgend einen Umstand an, den sie an seiner Person bemerkt haben, wodurch sie sich seiner als eines Feindes oder Freundes erinnern.

Wenn

Wenn sie Jemand für ihren Freund halten, so werden sie alles mögliche thun, ihn zu verpflichten, da es ihr Grundsatz ist, daß "gutes immer mit gutem vergolten werden müsse." Sie ziehen einen ehrlichen Mann, der einfach in seinen Sitten ist, und sie mit Freymüthigkeit und Vertraulichkeit behandelt, andern vor. Ein solcher Mann, sagen sie, hat sie lieb. Von einem stolzen hochmüthigen Mann erwarten sie keine Freundschaft, was er auch von sich versichern möge, sie glauben daß er nicht im Stande sey, einen andern als sich selbst, oder höchstens seines Gleichen lieb zu haben, und das, denken sie, kann ein Indianer in seinem Urtheil niemals seyn.

Sie belustigen sich zu Zeiten damit, solche Gewohnheiten der Weißen durchzumustern die ihnen am auffallendsten scheinen. Sie bemerken unter andern, daß wenn die Weißen zusammenkommen, mehrere von ihnen und zuweilen alle, zu gleicher Zeit reden, und sie wundern sich wie sie dabey einander hören und verstehen können. Bey uns, sagen sie, spricht zur Zeit immer nur einer und die andern hören zu bis er fertig ist, worauf denn, aber nicht eher, ein andrer anfängt zu reden. Sie sagen auch daß die Weißen zu viel reden, und daß zu vieles Reden einen Mann herabwürdigt, und sich nur für Weiber schickt. Hiebey bemerken sie schalkhaft: es ist für die Weißen recht glücklich daß sie die Kunst zu schreiben verstehen, und ihre Worte und Reden niederschreiben können, denn müßten sie diese, eben so wie wir durch Wampum-Gürtel und Schnüre der Nachwelt überliefern, so würden sie zu ihrem Gebrauch allein, alles Wampum was nur verfertigt werden könnte,

nöthig

nöthig haben, und für die Indianer würde nichts übrig bleiben.

Sie wundern sich daß die weißen Leute sich so sehr bestreben reich zu werden, und in dieser Welt Schätze aufzuhäufen, die sie nicht mit sich in die andre Welt nehmen können. Sie schreiben dieß dem Hochmuth zu, und dem Verlangen reich und groß genannt zu werden. Sie sagen, in dieser Welt sey genug um leben zu können, ohne etwas zu sammlen, in jener Welt aber sey alles vollauf, und sie würden alle ihre Bedürfnisse befriedigt finden, wenn sie dort anlangten. Sie sammlen daher keine Schätze, sondern nehmen nur, wenn sie sterben, gerade so viel mit sich als für ihre Reise in die Geisterwelt nöthig ist.

Sie glauben, oder geben wenigstens vor zu glauben, daß die weißen Leute schlechte Augen haben oder kurzsichtig sind; denn, sagen sie, wenn wir Indianer zu ihnen kommen, so drängen sie sich ganz nahe zu uns herzu, sehen uns starr an, und treten uns beynahe auf die Füße um näher zu kommen. Wir, im Gegentheil, wie wol wir vielleicht nicht weniger neugierig sind, ein neues Volk oder einen neuen Gegenstand zu sehen, halten uns in einer gehörigen Entfernung, und sehen dennoch was wir zu sehen wünschen. Sie bemerken gleichfalls, daß wenn weiße Leute zusammenkommen, sie sehr laut reden wiewol sie einander nahe sind, woraus sie schließen, daß sie schwer hören müssen. Was uns betrifft, sagen sie, wir sprechen niemals laut wenn wir zusammenkommen, dennoch aber verstehen wir einander vollkommen, wir reden

den nur vor einer öffentlichen Versammlung, in dem Rathe, an der Spitze unsrer Krieger, oder wenn wir zu irgend einem wichtigen Zweck zusammengekommen sind, mit recht lauter Stimme."

Die Indianer bemerken auch, daß die weißen Leute eine Menge Diebe unter sich haben müssen, da sie Schlösser an ihre Thüren heften, welches eine große Besorgniß anzeigt, daß ihr Eigenthum ohne dieselben nicht sicher seyn würde. "Was uns betrifft, sagen sie, so haben wir dergleichen Besorgnisse nicht, Diebe sind sehr selten unter uns, und wir kennen kein Beyspiel daß Jemand Einbruch begangen habe. Unser Indianisches Schloß ist, daß wir, wenn wir ausgehen, den Kornstampfer oder ein Stück Holz gegen die Thür lehnen, so daß man sehen kann niemand sey zu Hause, und es hat keine Noth, daß ein Indianer sich unterstehen würde in ein so verschlossnes Haus zu gehen." Man vergönne mir dieß durch eine Anekdote zu erläutern:

Als ich im Jahr 1771 am Big Beaver wohnte, ging ich vor der Thür eines Indianers vorbey, der ein Handelsmann war, und folglich einen Vorrath von Waaren in seinem Hause hatte. Er wollte mit seiner Frau nach Pittsburg reisen und sie schlossen ihr Haus zu, weil niemand während ihrer Abwesenheit darin zurückblieb. Dieß Zuschließen bestand aber in nichts andrem als daß sie einen großen hölzernen Stampf-Mörser, nebst einigen Stücken Holz von aussen gegen die Thür setzten damit diese nicht aufgehen könnte. Da ich diesen Mann bey dieser Beschäfftigung auf-

aufmerksam betrachtete, redete er mich mit folgenden Worten an: "Siehe mein Freund, dieß ist ein Indianisches Schloß, womit ich meine Thür schließe." Ich antwortete, das mag gut genug seyn, aber ich sehe daß du viel Sachen in dem Hause zurücklässest, fürchtest du nicht daß diese Waaren während du abwesend bist, werden gestohlen werden? "Gestohlen! von wem denn?" Nun, von Indianern! "Nein, nein, versetzte er, kein Indianer würde so etwas thun, und wenn nicht ein weißer Mann, oder weiße Leute zufällig dieses Weges gehen, werde ich alles bey meiner Rückkehr unangetastet wieder finden."

Die Indianer sagen, daß wenn weiße Leute in den Wäldern ein Lager beziehen, gewiß immer etwas verloren geht; denn wenn sie aufbrechen so bleibt immer etwas zurück, was sie verloren haben, wie etwa ein Messer, Flintensteine, Kugeln und zuweilen sogar Geld. Sie bemerken auch daß die Weißen nicht so sehr wie sie darauf achten, eine offne trockne Stelle zu ihrem Lagerplatze zu wählen; daß sie sich mit einem Male auf einer schmutzigen und feuchten Stelle niederlassen werden, wenn es nur unter starken Bäumen ist; daß sie sich nie darnach umsehen, woher der Wind kommt, um das Holz zu ihrem Feuer so anzulegen, daß der Rauch nicht auf sie zuwehe; auch sehen sie nicht nach den Bäumen hinauf um zu wissen ob nicht abgestorbne Aeste daran seyn möchten, die wenn sie schlafen auf sie fallen könnten, daß es ihnen einerley ist, was für Holz sie an ihr Feuer legen, naß oder trocken oder halb verfault, so daß sie die ganze Nacht über in eine Rauchwolke eingehüllt sind; oder

sie

sie nehmen auch wol Holz, wie z. B. junges grünes Eichen-, Wallnuß-, Kirschbaum- und Kastanienholz, welches weithin Funken sprühet, wodurch Löcher in ihre Decken und ihre Kleider brennen, und zuweilen ihr ganzes Lager in Brand geräth. Sie bemerken ferner, daß die Weißen ihre Kessel und Töpfe über ein eben angezündetes Feuer hängen, ehe noch die größte Menge Rauch aufgezogen ist.

Sie geben indessen zu, daß die Weißen viel Kunstfertigkeit besitzen, daß sie Aexte, Flinten, Messer, Hakken, Schaufeln, Töpfe und Kessel, Decken, Hemder und andre sehr bequeme Artikel verfertigen an welche sie sich nun gewöhnt haben, und ohne welche sie jetzt nicht fertig werden könnten. "Unsre Vorfahren jedoch, sagen sie, wurden ohne alle diese Dinge fertig, und wir haben nie gehört, auch sagt uns keine Ueberlieferung davon, daß sie sich durch den Mangel derselben in Verlegenheit befanden; man muß daher schließen daß sie auch kunstsinnig gewesen sind, und dieß wissen wir auch ganz bestimmt, denn sie verfertigten Beile von Stein zum Hauen, Pfeile und Bogen um das Wild zu erlegen, sie machten Messer und Pfeilspitzen von scharfen Feuersteinen und Knochen, Hacken und Schaufeln aus dem Schulterblatt des Elenn und des Büffels; sie verfertigten Töpfe aus Thon, Kleidungsstücke aus Häuten, und Zierrathen vermittelst der Federn des Welschenhahns der Gans und andrer Vögel. Sie hatten keinen Mangel an irgend etwas, das Wild war zahm und im Ueberflusse vorhanden, das Schießen mit Pfeilen schreckte sie nicht wie anjetzt der Knall der Flinte,

wir

wir hatten also Alles was wir vernünftigerweise verlangen konnten, wir lebten glücklich!"

Endlich glauben sie daß die weißen Leute in der Kriegskunst viel von ihnen gelernt haben; denn als sie zuerst anfingen gegen die Indianer zu kriegen, standen sie alle in einem Haufen beysammen, und ließen sich todtschießen wie die Welschenhühner. Sie machen auch einen Unterschied zwischen einem Krieger und einem Todtschläger, welcher nach ihrer Erklärung nicht sehr zu unsrem Vortheil gereicht. "Es ist nicht, sagen sie, die Anzahl der Scalp-Häute allein welche ein Krieger mit zu Hause bringt, welche beweist daß er ein tapfrer Krieger sey. Man weiß daß Feigherzige mit Scalp-Häuten zurückgekehrt sind, welche sie abgenommen hatten wo sie wußten daß keine Gefahr wäre, wo kein Angriff geschah und kein Widerstand Statt fand. Dieß war der Fall bey denen die die Conestego Indianer zu Lancaster, und in der Nähe davon die christl. Indianer am Muskingum, die freundschaftlich gesinnten Indianer bey Pittsburg und eine große Menge einzelner friedlicher Leute von unsrer Nation ermordeten, diese wurden sämmtlich von Feigherzigen ums Leben gebracht. So machte es nicht die Schwarze Schlange *), der große

*) Die Indianer haben dem General Wayne diesen Namen gegeben weil sie sagen, daß ihm alle Klugheit dieses Thieres, eigen sey — es ist aber allen andern Schlangen durch die Art wie es sich Nahrung verschafft überlegen. Die schwarze Schlange versteckt sich nämlich im Grase, so daß blos der Kopf hervorragt, und giebt Acht, wo die Vögel ihre Nester anlegen um die Oerter zu kennen wo sie die Jungen finden kann, so bald diese ausgebrütet werden.

Digitized by Google

große General Wayne, Er war ein wahrer Krieger und ein braver Mann, Er war gleich zu rechnen jedem unsrer Anführer den wir nur haben, jedem den wir jemals hatten."

So beweisen die Indianer, im tiefen Gefühl des Unrechts und der Beleidigungen welche sie erlitten haben, dem Verdienst der Tapferkeit und dem militärischen Talent, selbst bey dem Feinde, die gebührende Achtung. Wie lebhaft auch ihre Gefühle sind, so ersticken sie doch den Sinn für Gerechtigkeit nicht, und sie sind noch immer auf eine edle Weise geneigt zuzugeben, daß sich einzelne gute und große Männer auch unter dem Menschengeschlecht befinden, welches ihnen wie sie glauben, gänzliche Vertilgung geschworen hat.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nahrungsmittel und Zubereitung derselben.

Zur Hauptnahrung dient den Indianern das Wild welches sie in den Waldungen fangen oder erlegen, außerdem nähren sie sich von den Fischen ihrer Gewässer, wie auch von Welschkorn, Kartoffeln, Bohnen, Kürbissen, Gurken, Melonen, und zuweilen auch Kohl und Rüben welche sie auf ihren Aeckern ziehen. Sie machen auch Gebrauch von allerley in den Wäldern wachsenden Wurzeln, Früchten, Nüssen und Beeren, gewöhnlich um den Speisen mehr Geschmack und Würze zu gegeben, zuweilen aber auch aus Noth.

Sie halten gewöhnlich zwey Mahlzeiten des Tages, welches, sagen sie, genug ist. Wenn Jemand zwischen den Mahlzeiten hungrig werden sollte, so ist gemeiniglich etwas im Hause was er nehmen kann.

Der Jäger zieht es vor, mit seiner Flinte auszugehen, ehe er etwas genossen hat; er sagt, der Hunger spornt zur Anstrengung an, indem er beständig an das Bedürfniß erinnert, dahingegen ein voller Ma-

Magen den Jäger bequem, nachläſſig und träge macht der dann immer nur an ſein Haus denkt und ſeine Zeit zwecklos hinbringt. Bey aller ihrer Betriebſamkeit, und ungeachtet dieſes mächtigen Sporns, geht indeſſen der Tag manchmal dahin, ohne daß ſie irgend eine Art von Wild antreffen, folglich keinen Biſſen Nahrung genießen; dennoch fahren ſie mit ihrer Jagd fort, in der Hoffnung im Stande zu ſeyn, etwas Speiſe zu Haus zu bringen, und hören nicht auf dem Wilde nachzuſetzen bis es ſo finſter iſt, daß ſie nicht mehr ſehen können.

Der Morgen und der Abend, ſagen ſie, ſind die köſtlichen Stunden für den Jäger. Sie verlieren nichts dadurch daß ſie während der Tageszeit, nämlich von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, ſchlafen, ausgenommen in dunklen, trüben und regnichtem Wetter, wo der ganze Tag beynahe gleich günſtig für die Jagd iſt. Der Jäger der etwa kein Fleiſch mehr im Hauſe hat, wird daher noch vor Anbruch des Tages mit ſeiner Flinte davon gehen, und ſich Mühe geben noch vor dem Frühſtück mit einem Hirſch, einem Welſchenhahn, einer Gans, einem Bär, einem Rackun, oder ſonſt einem Wildpret welches die Jahrszeit giebt aus dem Walde zurückzukehren. Unterdeſſen hat ſeine Frau das Korn zerſtampft, welches ſchon über dem Feuer kocht, und ihr Brod gebacken, welches ihnen ein gutes Frühſtück gewährt. Iſt jedoch der Mann um 10 Uhr Morgens noch nicht zu Hauſe, ſo hält die Familie die Mahlzeit ohne ihn, und ſeine Portion wird für ihn aufbewahrt bis er heim kommt.

Die Indianer haben vielerley Arten ihr Korn zu bereiten. Sie machen eine vortreffliche Muß=Suppe (pottage) daraus, indem sie es mit frischem oder gedörrtem Fleisch (letzteres wird gestampft), mit getrockneten Kürbissen, trocknen Bohnen und Kastanien zusammenkochen. Zuweilen wird diese Suppe mit Zucker oder Syrup vom Ahornbaum gesüßt. Ein andres gutes Gericht wird bereitet indem sie ihr Korn oder Mais mit den gereinigten Kernen der Hickerynuß kochen *). Sie zermalmen die Nüsse in einem Stampfblock oder Mörser, wobey sie ein wenig warm Wasser darauf gießen, und nach und nach immer ein wenig mehr so wie die Masse trocken wird, bis zuletzt so viel Wasser aufgegossen ist, daß die zerbrochnen Hülsen der Nüsse, beym Umrühren sich von der Flüssigkeit absondern, welche letztere von den zerstampften Kernen das Ansehen von Milch bekommt. Diese wird in den Kessel gegeben und mit der Suppe vermischt, wodurch diese einen kräftigen und angenehmen Geschmack bekommt. Wenn die zerstoßenen Schalen sich nicht von selbst absondern indem sie oben schwimmen oder sich auf den Boden setzen, so wird die Flüssigkeit erst durch ein reines Tuch gegeben, ehe man sie in den Kessel gießt.

Sie bereiten auch die mannichfaltigsten Gerichte von Kürbissen verschiedener Art, von Gurken und von grünen Vitsbohnen. Bey der Auswahl der Kürbisse und Gurken so wie in der Art sie zu kochen sind sie äußerst sorgfältig. Die Frauen sagen, sie werden um

so

*) Der Hickerybaum ist eine Art von Wallnußbaum Juglans alba.

Loskiel.

so schmackhafter, je weniger Wasser man dazu giebt, und es würde noch besser seyn wenn sie ganz in ihrem eignen Saft gekocht würden. Sie decken die Töpfe worin diese Früchte gekocht werden, mit großen Kürbis-, Weinbeer-, Kohl- und andern breiten Blättern zu. Von den Kronsbeeren (Kranichbeeren) und dem Holzapfel bereiten sie vortreffliches Eingemachtes, woran sie, nachdem es gut durchgekocht ist, eine hinlängliche Quantität Zucker oder Syrup geben.

Ihr Brod ist von zweyerley Art; die eine wird von unreifem Welschkorn (corn) welches noch in der Milch steht, die andre von demselben Korn nachdem es völlig reif und trocken geworden ist, verfertigt. Letzteres wird so fein als möglich gestampft, dann durchgesiebt, und zu Teig geknätet, wovon dann Kuchen etwa 6 Zoll im Durchmesser, und einen Zoll dick und am Rande abgerundet geformt werden. Bey dem Backen dieser Kuchen, sind sie äußerst sorgfältig. Die Asche muß (von Kohlen) rein und heiß, auch wo möglich von guter trockner Eichenrinde gebrannt seyn, denn diese sagen sie giebt eine starke und anhaltende Hitze. In den Teig dieser Art Brod giebt man oftmals gekochten Kürbis, frisch oder getrocknet, trockne Bohnen, gut geschälte Kastanien gleichfalls gekocht, getrocknetes Wildfleisch wohl zerstampft, frische oder getrocknete Heidelbeeren, aber nicht gekocht, Zucker und mehr andre wohlschmeckende Ingredienzien. Um die andre Art Brod zu bereiten, nimmt man das unreife Welschkorn (corn), zerstampft oder quetscht es, und füllt die Masse alsdann, gewöhnlich mit einem hölzernen Löffel in breite frische Welschkorn-Blätter, rollt diese rund umher zu und backt

es

es dann in der Asche wie das andre Brod. Sie halten dieß für einen sehr wohlschmeckenden Bissen, mir aber ist es zu süß *).

Ihr Psindamócan oder Tassmanáne, wie sie es nennen, ist die nahrhafteste und am längsten vorhaltende Speise welche aus dem Welschkorn (Indian corn) bereitet wird. Die blaue süßliche Art wird zu diesem Zwecke andern vorgezogen. Sie rösten dieß Korn in reiner heißer Asche bis es aufspringt, dann wird es gesiebt, rein gemacht, und in einem Mörser zu einer Art Mehl gestampft, welchem sie, wenn es recht gut werden soll, etwas Zucker beymischen. Wollen sie hievon Gebrauch machen, so nehmen sie von diesem Mehl etwa einen Eßlöffel voll in den Mund, bücken sich dann über einen Fluß oder Bach und trinken Wasser dazu. Wenn sie jedoch einen Becher oder irgend ein kleines Gefäß bey der Hand haben, so geben sie das Mehl dahinein und vermischen es mit Wasser, etwa einen Eßlöffel voll Mehl auf eine Pinte Wasser. In ihren Lagern pflegen sie eine kleine Quantität in einen Kessel mit Wasser zu schütten, und es durchkochen zu lassen, wodurch sie eine dicke Suppe bekommen. Mit diesem Nahrungsmittel begiebt sich der Reisende auf einen weiten Weg so wie der Krieger zu einer längeren Expedition, und da ein Weniges davon ihm für einen Tag hinreicht, so brauchen sie keine schwere Last von Mundvorrath mit sich zu führen. Personen die mit dieser Speise nicht bekannt sind, müssen sich hüten nicht zu viel auf einmal zu nehmen, und sich von dem Wohlgeschmack derse[l]-

*) Wohlschmeckenderes Brod habe ich nie gekostet.
Carver S. 26.

derselben nicht verleiten zu lassen; mehr als ein oder höchstens zwey Eßlöffel voll zur Zeit, oder zu einem Mahle ist gefährlich, denn das Mehl schwillt im Magen und den Eingeweiden leicht auf als ob es über dem Feuer erhitzt würde.

Ihre Fleischspeisen werden gekocht auf Kohlen geröstet oder gebraten. Das Braten geschieht indem man das Fleisch an ein hölzernes Spieß steckt welches an beyden Seiten zugespitzt ist, und welches man zum Feuer stellt und von Zeit zu Zeit umwendet. Zum Rostbraten nimmt man ausgebrannte Kohlen, welche zu dem Ende aus dem Feuer geholt werden. Sie lachen oftmals über die weißen Jäger, die ihr Brod in schmutziger Asche backen, und auch wenn sie Fleisch über Kohlen braten, die Reinlichkeit vernachlässigen. Sie halten viel von gedörrtem Wildfleisch, im Mörser gestampft und in geschmolznes Bärenfett getunkt. Die Delawaren, Mahikander und Schawanos, sind sehr eigen bey der Auswahl ihrer Fleischspeisen, und nur im Fall des nagendsten Hungers entschließen sie sich von gewissen Thieren zu essen wie z. B. vom Pferde, dem Hunde, der wilden Katze, dem Panther, dem Fuchs, Wolf u. s. w.

Chippewäer habe ich indessen gesehen, welche von allen diesen Thieren, dem Anschein nach mit gutem Appetit aßen. Von den Irokesen sagt man daß sie ehedem bey ihrem Essen sehr unreinlich waren. Sie trockneten die Eingeweide der Thiere, ohne sie rein zu machen oder nur auszuleeren, schnitten sie in Stücke und thaten diese in ihre Suppe, um sie zu würzen. Der sel. Zeisberger hat mir oft erzählt, wie er einmal ein gewisses ekelhaftes Ingredienz, welches

welches er in kleinen Körnern auf ihrer Suppe schwimmen sah, für Pfefferkörner oder irgend ein andres Gewürz hielt *).

Sehr verschieden hievon sind die Lenape und die verwandten Stämme vorzüglich die drey obengenannten. Sie sind nicht nur reinlich im Essen, sondern selbst eigen darin, und werden oftmals lieber den heftigsten Hunger aushalten, als das Fleisch von solchen Thieren essen, die sie zur Nahrung für Menschen nicht tauglich halten. Ein Beyspiel hievon enthält folgende Anekdote.

Im Frühling des Jahrs 1773 reiste ich vom Muskingum nach dem Big Beaver mit mehr als zwanzig Indianern, fünfe von diesen waren bejahrte Männer, die übrigen aber Weiber und Kinder denen allen, außer unsrem Führer die Gegend unbekannt war weil

*) Die geringen Leute (unter den Indianern) gehen bey der Bereitung ihrer Speisen äußerst unreinlich zu Werke.
Carver S. 264.

Ein Gericht von Hundefleisch welches denen die hingerichtet werden sollen vorgesetzt wird beschreibt Long S. 145. ff. vergl. auch S. 45.

Man sagte mir (bey den Nadowessiern) daß sie sich bey allen ihren öffentlichen und großen Gastmahlen, keiner andren Speisen als des Hundefleisches bedienen. Wenn die Aufnahme in eine gewisse Gesellschaft Statt findet, (s. Anmerk. zum 26ten Kap.) so sucht der Aufzunehmende fette Hunde anzuschaffen, wie viel es auch kosten möge.
Carver 278.

Durch das Hundefleisch glauben sie noch beherzter und mit dem Kriegsgeiste mehr erfüllt zu werden. Man hat gesehen daß auch viele Weibsleute der Kriegsmahlzeit mit beygewohnt und von dem Hundefleisch recht mit Appetit gegessen haben.
Loskiel I. 11. S. 183.

weil sie erst das Jahr zuvor von Wyalusing nach der Susquehannah gezogen waren. Da wir auf dem Wege einmal zwey Tage lang, durch das Uebertreten von zwey Gewässern zwischen welchen wir uns befanden aufgehalten wurden, so gingen unsre Lebensmittel zu Ende. Jede Mannsperson, die eine Flinte hatte, wurde nun aufgefordert sich in den Wald zu begeben und zu versuchen ob man nicht etwas Wild bekommen könnte. Ihre Bemühungen waren indessen vergebens, der Tag ging hin, und sie kehrten alle, ausser dem wohlbekannten Popunhank der sich verirrt hatte, gegen Abend wieder zurück ohne etwas anders mitzubringen als eine wilde Katze, welche unser Wegweiser geschossen hatte. Die Indianer verzweifeln niemals, auch nicht in den trübsten Zeiten und unter den schwersten Prüfungen; sie bedienen sich auch in mislichen Umständen keiner niederschlagenden Worte, sondern suchen sich vielmehr zu ermuntern und aufzurichten. Dieser National-Eigenthümlichkeit getreu, erklärte sogleich einer von unsern alten Indianern, die wilde Katze wäre gut, sehr gut zu essen, und man hieß sie unverzüglich an das Spieß stechen und uns zum Abendessen bereiten. Indessen unterhielt uns der alte Indianer auf eine scherzhafte Weise über die herrlichen Dinge die in dieser Gegend zu bekommen wären, bis endlich gegen 9 Uhr von dem der die Küche besorgt hatte, gerufen wurde, das Fleisch wäre gar, und wir möchten zum Essen kommen. Ich war hungrig genug, weil ich aber niemand aufstehen sah, so blieb ich auch sitzen, und wirklich ging die Nacht hin ohne daß irgend Jemand einen Versuch machte von der wilden Katze zu essen. Am andern Morgen wurde

de uns Thee gemacht, und die wilde Katze kam wieder zum Vorschein, indem derjenige der sie gebraten hatte, mancherley anführte was Appetit dazu machen sollte, sie blieb indessen immer noch unangerührt. Unser Wegweiser der sich noch einmal aufgemacht hatte um wo möglich etwas zu erjagen, und dem wir aufgetragen hatten sich auch nach unsrem verlornen Popunhank umzusehen, hatte nun das Glück ihn etwa 5 bis 6 Meilen von unsrem Lager entfernt, wieder zufinden und zugleich einen Hirsch zu schießen, so daß sie nun beyde mit ihrer so willkommnen Beute in das Lager zurückkehrten. Alle litten vom Hunger und waren erfreut durch die Aussicht auf Sättigung, doch fand keine geräuschvolle oder außerordentliche Freudenbezeugung Statt, alle riefen vielmehr einstimmig aus: Anischi, anischi, wir sind dankbar! Nun wurde die Katze gänzlich aus dem Lager geworfen, ohne daß sie war angerührt worden.

Die Waldungen und Gewässer liefern den Indianern zu gewissen Jahrszeiten, einen Ueberfluß gesunder und kräftiger Nahrungsmittel; würden diese gehörig eingesammelt, gesalzen und aufbewahrt so würden sie für das ganze Jahr Unterhalt gewähren, und keiner würde etwas vom Hunger zu leiden haben oder gar vor Mangel umkommen. Sie sind indessen nicht daran gewöhnt, Vorräthe von Lebensmitteln zu sammeln und aufzubewahren, ausgenommen ein wenig Welschkorn, Bohnen und einige andre Artikel. Dadurch gerathen sie oft in große Noth und nicht selten in völligen Mangel an den Nothwendigkeiten des Lebens zumal in Kriegszeiten. So oft sie indessen auch von Hungersnoth sind heimgesucht worden,

so

so wird in ihren Ueberlieferungen doch nur ein einziger Fall erwähnt, wo das Leben eines Menschen zur Erhaltung andrer aufgeopfert wurde, wie wol sie mehrere Fälle erzählen wo eine beträchtliche Anzahl von ihnen im eigentlichen Sinne vor Mangel umkam. Jener Fall war so besonders, daß es scheint der grausame Schritt der damals geschah war unvermeidlich. Ich will denselben hier so erzählen wie er mir von unbestreitbar guter Auctorität mitgetheilt wurde.

In dem Winter von 1739 und 40, dessen man seitdem immer als des harten Winters gedenkt, kam eine Frau mit 3 Kindern, als die Erde mit tiefem Schnee bedeckt war, von jenseit der Alegheny Gebirge, um ihre Freunde oder Verwandte auf der großen Insel am westl. Arm der Susquehannah zu besuchen. Als sie diesen Fluß ungefähr in der Gegend von Achtschingi Clammui (welches die Weißen in Chingleclamoose verwandelt haben) erreichte, fiel der Schnee, früher als man es sonst erlebt hatte, so tief, daß sie nicht weiter fortkommen konnte. Sie fing an, sich und ihren Kindern die Mundportionen abzukürzen in der Hoffnung daß das Wetter gelinder, oder der Schnee so hart werden würde daß sie darüber hingehen könnte; auch verlängerte sie ihren kleinen Vorrath von Lebensmitteln mit Gras was sie am Ufer fand und durch gewisse Baumrinden welche sie kochte um sie desto verdaulicher zu machen. Es fiel aber immer mehr Schnee, bis auf 6 Fuß hoch, und sie konnte zuletzt auch nicht einmal mehr jene kümmerliche Nahrung sich verschaffen, dabey schwärmten die Wölfe Tag und Nacht um sie her, und versuchten

mehr-

mehrmals in ihr kleines Lager einzubrechen, so daß sie alle ihre Zeit anwenden mußte Holz zu suchen, um sich und ihre Kinder vor dem Erfrieren zu schützen und jene gefräßigen Thiere durch Feuerbrände die sie gegen sie schleuderte, abzuhalten. Ihre Lage wurde zuletzt unerträglich, und da ihr kein andres Rettungsmittel mehr übrig blieb so beschloß sie das jüngste ihrer Kinder zu tödten, um die beyden andern und sich selbst vor dem schrecklichsten Tode zu schützen. Nach langem Zaudern führte sie endlich den tödtlichen Streich, mit weggewandten Augen, und mit zitternder Hand indem sie die Luft mit lautem Wehklagen erfüllte. Sie hoffte nun einige Zeit, und so lange bis das Wetter sich ändern würde, aushalten zu können, aber die Wölfe, welche das geschlachtete Kind witterten, wurden wüthender als zuvor und ihre Gefahr nahm mit jedem Augenblicke zu. Sie erfüllte nun die Luft mit Geschrey und Flehen zu dem großen Geist daß er Mitleiden mit ihr haben und sie retten wolle. Die Noth nahm aber immer noch zu, ihre fürchterliche Speise war beynahe verzehrt und keine Hülfe kam, schon dachte sie darauf noch ein Kind zu opfern. — Sie blickte die Kinder an, entschloß sich jetzt, dieses, dann wieder das andre zu tödten, bis die Kinder, die es merkten was sie vorhabe, darum fleheten daß sie alle mit einander sterben möchten. Jetzt vernimmt sie ein Geschrey von zwey sich nähernden Indianern, bald erscheinen sie wirklich auf ihren Schneeschuhen, sie haben Lebensmittel bey sich, und die Schreckensscene hat plötzlich ein Ende. Die Männer verfertigten ein Paar Schneeschuhe für die Frau und brachten sie glücklich mit ihren beyden Kindern

nach

nach der Insel, wo damals meine Gewährsmänner wohnten. Ich kann mir nicht erinnern ob sie mir sagten, daß sie in Folge eines Traums, oder in Folge eines lebhaften Vorgefühls daß sie menschliche Wesen in Noth antreffen würden sich nach dem Orte hin gewandt hätten (wo sie die Frau fanden) eine von diesen beyden Ursachen aber gaben sie an. Man nannte diesen Ort seitdem Enda Mohätink, "d. h. wo Menschenfleisch gegessen wurde," und dieser Name ist den dort wohnenden Indianern ganz geläufig gewesen.

An dem Rande des großen Tannen oder Büchen Morastes, gerade da wo die Straße nach Wyoming durch denselben geht, ist ein Stückchen Land, welches Hermit's field (Eremitenfeld) genannt wird, und von welchem man folgende Geschichte erzählt. Kurz vor der Ankunft der weißen Leute in Pensylvania, hatte sich eine Frau mit ihrem unmündigen Sohn, aus irgend einer Ursache von der Gesellschaft abgesondert, und ihren Aufenthalt in dieser Sumpfgegend gewählt, wo sie unentdeckt blieb bis der Knabe das männliche Alter erreichte, und sich den Lebensunterhalt vermittelst Pfeil und Bogen, auch durch Gartenbestellung und das Einsammeln von allerley Beeren und Nüssen verschaffte. Als sie nach langer Abgeschiedenheit wieder Indianer besuchte, erstaunte sie sehr, diese in Europäischen Kleidungsstücken zu finden. Sie war so für ihren Aufenthalt eingenommen, daß sie wieder dahin zurückkehrte und mehrere Jahre daselbst verblieb. Im Jahr 1765, und nachher noch öfter, ist mir diese Stelle von den Indianern gezeigt worden, und noch lange konnte man die Spuren von dem Aufenthalt dieser Eremitinn daselbst bemerken.

Auf

Auf dieſe Weiſe ſuchen ſich die Indianer das Leben zu erhalten, auch unter den größten Schwierigkeiten. Nie verzweifeln ſie an ihrem Schickſal, ſondern verlaſſen ſich auf ihre Anſtrengungen und den Schutz des Allmächtigen Weſens das ihnen das Leben gab.

Anmerkung. 42) Manche von den Indianiſchen Völkerſchaften haben weder Brod noch Salz noch Gewürz . . . Die Nadoweſſier insbeſondre haben kein Brot noch irgend etwas anſtatt deſſelben. Sie eſſen den wilden Reis, der in verſchiedenen Gegenden ihres Gebiets in großer Menge wächſt, aber ſie kochen ihn und eſſen ihn ohne weitere Beymiſchung . . . auch geben ſie den Zucker den ſie bereiten, gewöhnlich nicht an andre Speiſen ſondern eſſen ihn für ſich allein. Sie haben auch keine Vorſtellung von dem Gebrauch der Milch, die ſie ſich vom Büffel oder dem Elenn in Menge würden verſchaffen können, ſie glauben daß die Milch blos für die Jungen dieſer Thiere zur Nahrung geſchickt ſey . . . Welſchkorn und Bohnen mit Bärenfett gekocht iſt ein überaus wohlſchmeckendes Gemüſe — Die Indianer eſſen das Fleiſch niemals roh, ſie kochen oder braten es, und trinken gewöhnlich die Brühe davon.

Carver S. 262.

Digitized by Google

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kleidung und Körperschmuck.

In alten Zeiten wurde die Kleidung der Indianer aus Thierhäuten und Federn verfertigt. Diese Bedeckung sagen sie, war nicht nur wärmer sondern hielt auch viel länger als irgend ein wollnes Zeug welches sie seitdem von den weißen Leuten erhandelt haben. Sie können jede Haut, selbst die des Büffels bereiten, so daß sie ganz weich und geschmeidig wird; und ein gutes Deckkleid (blanket) von Büffel- oder Bärenhaut dient ihnen mehrere Jahre ohne sie abzunutzen. Decken von Biber- und Rackunfellen sind auch weich, warm und dauerhaft. Sie nähen von diesen Häuten so viele als erforderlich ist aneinander, und sind aufmerksam die Haarseite oder das Pelzwerk nach dem Strich der Haare aneinanderzusetzen, damit das Deckkleid oder der Mantel glatt seyn, und der Regen besser ablaufen möge. Bey dem Tragen dieser Pelzdecken richten sie sich nach dem Wetter, wenn es kalt und trocken ist, kehren sie die rauhe Seite einwärts, in warmen und nassem Wetter aber tragen sie dieselbe auswärts. Einige machten sich weite Ueberröcke von feinem Pelzwerk, auch waren die Weiberröcke für die

Wei-

Winterzeit daraus verfertigt, sonst aber aus bereiteten Hirschhäuten, welche auch zur Verfertigung der Hemder, Beinbekleidung (Knöpfstiefel) und Schuhe dienten. Sie sagen daß Schuhe von bereitetem Bärenfell, die Haarseite einwärts gekehrt, sehr warm und in trocknem Wetter dauerhaft sind. Mit den breiten Ribbenknochen des Elenn und des Büffels, schabten sie das Haar von den Häuten welche sie bereiteten und noch jetzt, sagen sie, können sie eine Haut mit einer wohl zugerichteten Ribbe eben so gut rein machen als mit einem Messer.

Die von Federn gemachten Decken waren ebenfalls warm und dauerhaft. Sie waren die Arbeit der Frauen, vorzüglich der ältern, denen solche Arbeit Freude macht, wie überhaupt jede, welche zeigt daß sie im Stande sind das Ihrige zu leisten und der Gesellschaft nützlich zu werden. Diese Arbeit erfordert viel Geduld, und ist die langweiligste womit ich sie je beschäftigt gesehen habe, doch verrichten sie dieselbe auf eine sehr kunstsinnige Weise. Die Federn, gewöhnlich vom Welschenhahn und der Gans, werden so künstlich gelegt und mit Garn oder Zwirn, aus wildem Hanf oder Nesseln gemacht, so gut aneinander gereihet, daß Kunst und Geschicklichkeit ihnen nicht abgesprochen werden kann. Sie zeigen eben dieß Talent in der Verfertigung ihrer Happis, der Traggürtel für Säcke und andre Lasten, sie machen diese sehr stark und dauerhaft.

Die jetzige Kleidung der Indianer besteht, wie bekannt, in wollenen Decken einfachen oder besetzten Hemdern, in Kamaschen (leggings) für die Männer und in kurzen Röcken für die Weiber, gewöhnlich aus rothem,

rothem, blauen und schwarzem Tuch verfertigt. Die Wohlhabenden schmücken sich außerdem noch mit Bändern oder Gürteln von verschiedener Farbe mit Korallen und silbernen Spangen. Diese Zierathen werden von den Frauen angeordnet, die eben so wol als die Männer sich zu schmücken verstehen. Der Schmuck der Männer besteht hauptsächlich darin, daß sie sich bemalen, vorzüglich den Kopf und das Gesicht, ferner im Glattscheeren oder in einem guten reinlichen Anzuge, in silbernen Armringen, Brustplätten und einem oder zwey um den Hals hängenden Wampumgürteln. Die Frauen besetzen auf Kosten ihrer Männer oder Liebhaber, ihre kurzen Röcke und ihr aus blauem oder rothem Tuch verfertigtes Deckkleid, mit auserlesenen Bändern von allerley Farben, oder mit Gürtelbändern an welchen sie eine Menge silberner Spangen oder kleiner runder Schnallen befestigen. Sie verzieren ihre Beinbekleidung auf dieselbe Weise, ihre mocksens (eigentl. maxen oder nach Engl. Aussprache moxen) sind auf das netteste mit gefärbten Stachelschweinkielen besetzt, und sind überdieß fast ganz mit allerley Zierathen bedeckt; ferner tragen sie mehrere kleine Glöckchen oder kupferne Schellen an den Enkeln, welche beym Gehen ein klingelndes in einiger Entfernung hörbares Geräusch verursachen; die Absicht hievon ist die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, gesehen und bewundert zu werden!

Die Frauen bedienen sich der rothen Schminke wenn sie sich für eine Tanzpartie bemalen, sie sind aber sehr sorgfältig und umsichtig, bey dem Gebrauch derselben um dadurch ihre Männer nicht zu beleidigen oder Verdacht bey ihnen zu erregen; es giebt

eine Art sich zu schminken, welcher sich allein leichtfertige und unzüchtige Weibspersonen bedienen *).

Als ich mich einmal auf meinen Reisen, in dem Hause eines Handelsmannes, der in einiger Entfernung von einer Indianischen Stadt wohnte, ausruhte, ging ich am Morgen aus um einen alten Indianischen Bekannten und Freund zu besuchen. Ich fand ihn damit beschäfftigt sich das Barthaar auszurupfen, als Vorbereitung zum Bemalen, um am folgenden Abend zu Tanze zu gehen. Als er mit seinem Kopfschmucke fertig war, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergange, kam er daher, mich wie er sagte zu sehen, doch meynten meine Gefährten mit mir, eigentlich um gesehen zu werden. Zu meinem äußersten Erstaunen bemerkte ich drey verschiedene Malereyen oder Figuren auf einem und demselben Gesicht.

*) Die Weibsleute lassen ihre Haare frey wachsen daher sie bey manchen bis an die Knie reichen. . . . Sie salben das Haar fleißig mit Bärenfett, damit es glänzt. Die Delawar-Weiber flechten ihre Haare nicht, sondern legen sie vielfach zusammen und umwickeln sie mit einem Tuche. Einige binden sie hinten zusammen rollen sie auf und umwinden sie mit Band. .. Die Weiber der Irokesen Schawanosen und Huronen tragen einen Zopf der bis auf die Hüfte reicht mit Tuch und über dieß mit rothem Bande umwickelt.

Loskiel S. 67.

Die Frauen jenseits des Missisippi halten das Haar mit Bändern oder mit Silberplatten zusammen. Das letzte ist ein Schmuck blos des Vornehmeren. Die Nadowessier und Assinipoils an der Westseite des Missisippi scheiteln das Haar und wickeln es in Locken auf, deren eine über jedes Ohr herabhängt. Diese Locken sind etwa 3 Zoll lang und so dick wie das Handgelenk.

(Carver S. 230.)

Digitized by Google

Gesicht. Durch seine große Geschicklichkeit und Ueberlegung bey dem Auftragen und Verwaschen der Farben, hatte er nämlich seiner Nase das Ansehen gegeben, wenn sie gerade von vorn gesehen wurde, als ob sie sehr lang und dünn wäre und am Ende einen runden Knopf hätte, wie etwa das obere Ende einer Feuerzange. Auf der einen Wange zeigte sich ein runder rother Fleck, etwa von der Größe eines Apfels, auf der andern Wange war dieselbe Zeichnung aber schwarz gemalt. An den Augenliedern bemerkte man so wol oben als unten entgegengesetzte Farben. Sahen wir ihn von der Seite an, so zeigte sich seine Nase in dem Profil, wie der Schnabel eines Adlers, gebogen und mit scharfer Spitze, gerade wie jene Vögel ihn haben, nur an der Spitze etwas geöffnet. Das Auge war mit erstaunlicher Kunst angemalt, und der ganze Kopf machte eben keinen üblen Eindruck, er zeigte insbesondre viel kühnen Muth. Traten wir nun auf die andre Seite, so zeigte sich dieselbe Nase wie das Maul eines Hechts, so geöffnet daß man die Zähne sehen konnte. Er schien mit seiner Malerey sehr zufrieden zu seyn, und da er seinen Spiegel bey sich hatte, so betrachtete er seine Arbeit dem Anschein nach mit stolzem Entzücken. Er fragte mich, wie es mir gefiele? Ich antwortete wenn er das Gemälde auf einem Stück Holz, Baumrinde oder sonst etwas ausgeführt hätte, so würde es mir sehr gut gefallen und ich würde es oft ansehen. Aber warum nicht, fragte er, so wie es jetzt ist? Weil ich das Gesicht was unter dieser Farbe versteckt ist nicht sehen kann, so daß ich die Person erkennen könnte. Nun, versetzte er, jetzt muß ich weggehen, aber weil

du mich heute nicht erkennen kannst, will ich morgen wiederkommen ehe du von hier gehest. Er that es, und erschien nun ganz abgewaschen. So wird ein ganzer Tag mit dem, was sie Ankleiden (dressing) nennen, hingebracht um einen einzigen Abend lustig zu seyn, und jeder sucht hierin die andern zu übertreffen.

Wenn die Männer ihre Schenkel, ihre Beine und ihre Brust bemalen, so pflegen sie gewöhnlich erst eine dünne schwärzliche Grundfarbe oder auch einen Ueberzug von weißlichem Thon aufzutragen, dann tauchen sie ihre Fingerspitzen in schwarze oder rothe Farbe, und indem sie dieselbe mit ausgespreizten Fingern über jenen Grund hinziehen, bringen sie geschlängelte Striche hervor. Die Kleidungsstücke einiger ihrer vorzüglichsten Schauspieler sind seltsam, und mit solch einer Menge Tand und Zierrathen geschmückt daß es unmöglich ist sie genau zu beschreiben. Auch haben sie nicht alle einerley Geschmack, sondern jeder kleidet sich nach seiner Laune oder nach der Sitte des Stammes zu welchem er gehört. So wie die Frauen Glöckchen und kleine Schellen um die Enkel tragen, so heften die Männer Hirschklauen an ihre Kniebänder, und auch an ihre Schuhe in eben der Absicht; denn ein Klingeln und Rasseln halten sie für unumgänglich nöthig um ihre Kunst im Tanz zu zeigen.

Die Meynung daß die Indianer von Natur bartlos sind und auch auf ihrem Leibe kein Haar haben, scheint jetzt gänzlich verworfen und aufgegeben zu seyn. Ich kann nicht begreifen, wie es möglich seyn sollte daß Jemand nur drey Wochen unter diesen Leuten zubringen könnte, ohne sie ihren Bart mit kleinen

nen absichtlich dazu gemachten Kneipzangen ausrupfen zu sehen. Ehe die Europäer in das Land kamen, bedienten sie sich zu diesem Zweck einer zweyschaligen Muschel welche auf einem rauhen Steine scharf gemacht wurde, und recht gut dazu gebraucht werden konnte, da sie einer Pincette ähnlich war; seitdem sie nun aber Drath bekommen können, und zwar Kupferdrath den sie dem andern vorziehen, machen sie sich kleine Kneipzangen (tweezers) *) welche sie immer in ihrem Tabacksbeutel bey sich führen, und womit sie wenn sie Muße haben, das Haar am Bart und über der Stirn ausrupfen **). Dieß verrichten sie mit großer Geschwindigkeit, etwa so wie ein Huhn gerupft wird, und je öfter sie das Haar ausreißen, desto dünner wächst es wieder, so daß sich zuletzt kaum noch etwas findet, weil alles mit der Wurzel ausgerissen ist. Die Hauptgründe welche sie für dieß Verfahren angeben sind diese, die Haut würde dadurch rein und könne besser bemalt werden wenn sie sich für ihre Feste oder Tänze schmücken wollten, und das Tattowiren würde dadurch erleichtert, welches ehedem bey ihnen sehr gebräuchlich war, besonders bey denen die sich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet und Ruhm erlangt hatten. Sie sagen sowol das Be-

*) Sie geben dem Drath (Messingdrath) eine schraubenförmige Gestalt, drehen das Haar in diese Schraubengänge hinein, und reißen dann mit einem mal so viel aus als die kleine Schraube gefaßt hat.

Carver 225.

**) Petite Tortue riß sich mit dem Haarzieher (une spirale ou boudin à resort — de la grosseur du doigt) auch die Augenbrauen aus.

Volney II. 443.

Bemalen als das Tattowiren würde sich auf einem behaarten Gesichte häßlich ausnehmen.

Bis zum Jahr 1762 herab, während meines Aufenthalts zu Tuscorawas am Muskingum, war das Tattowiren noch bey einigen Indianern üblich. Ein tapfrer Chief in jenem Dorf, mit Namen Wawundochwalend welcher wünschte daß man ihm einen andern Namen geben möchte, ließ sich die Figur einer Wasser-Eidechse im Gesicht, oberhalb des Kinns eintattowiren oder eingraben, und bekam den Namen Twakachschawsu, Wasser-Eidechse. Das Verfahren beym Tattowiren, dem ich einmal zusah, geht schnell, und scheint nicht viel Schmerz zu verursachen. Man hat verkohlte und zu Pulver gestoßne Pappelrinde bey der Hand; die Figuren die man eintattowiren will, werden auf der Haut in Umrissen gezeichnet; der Operateur hat ein kleines Stäbchen ein wenig dicker als ein gewöhnliches Schwefelhölzchen, an dessen Ende ein paar scharfe Nähnadeln befestigt sind, womit er in der Geschwindigkeit auf den Linien des Umrisses die Haut durchsticht, so daß Blut herauskommt, alsdann bestreut er das Ganze mit einer Lage des erwähnten Pulvers und läßt es darauf trocknen *). Ehe die Weißen in dieß Land kamen wurden die Scarificationen zu diesem Zweck, vermittelst scharfer Feuersteine verrichtet oder sie machten jene Stiche mit einem scharfen Fischzahn.

Im Jahr 1742 begab sich ein bejahrter Krieger von der Lenape Nation vom Stamme Monsey, bey den

*) Vergl. Long. S. 48. die Operation (des Tattowirens) welche in verschiedenen Pausen vorgenommen wird dauert 2 oder 3 Tage.

Digitized by Google

den Seinigen durch seine Tapferkeit und Kühnheit berühmt, und eben so sehr bey ihren Feinden gefürchtet zu den christlichen Indianern die damals an diesem Orte *) wohnten. Dieser Mann der damals hochbejahrt war, hatte ein äußerst auffallendes Vorkommen, und man konnte ihn nicht ohne Erstaunen ansehen. Außerdem daß sein Körper voller Narben war, wo ihn die feindlichen Pfeile getroffen und durchbohrt hatten, fand sich auch nicht ein Fleckchen an seinem Körper, so weit dieser unbekleidet blieb, welches nicht mit Figuren in Beziehung auf seine Heldenthaten tattowirt gewesen wäre, so daß das Ganze den Beschauer mit Verwunderung und Entsetzen erfüllte. Seine ganze Geschichte war gleichsam auf seiner Haut dargestellt, welche auch denen von seiner Nation sehr bekannt und von der Art war, daß alle die sie hörten, der Meynung waren, sie könne nie von Menschen übertroffen werden. Als man ihn nach seiner Bekehrung über seine Kriegsthaten befragte, antwortete er freymüthig und bescheiden. "Nachdem er nun ein Gefangner Jesu Christi geworden wäre, schickte es sich nicht für ihn, die Thaten zu erzählen, die er im Dienst des bösen Geistes verrichtet hätte; er wäre indessen bereit zu erzählen, wie er wäre überwunden worden." Bey seiner Taufe, am 23. Decbr. 1742, bekam er den Namen Michael, welchen er bis an seinen Tod den 24. Jul. 1756 beybehielt. Er lebte wie ein wahrer Christ, und war immer bereit die Geschichte seiner Bekehrung zu erzählen, welche ich aus seinem eignen Munde gehört

*) Bethlehem.

hört habe. Bey seinem Tode schätzte man sein Alter auf etwa 80 Jahr.

Das Durchschneiden des äußern Ohrs *), welches sonst unter den Indianern üblich war, ist jetzt nicht mehr so gemein bey ihnen. Ihre Gründe für die Unterlassung dieser Sitten sind, daß die Operation schmerzhaft ist, nicht nur indem sie verrichtet wird, sondern auch bis daß die Ohren vollkommen geheilt sind, was lange dauert; und daß sie oftmals den Theil des Ohrs den man von dem Ersteren abzuschneiden pflegte, verlieren, indem er ihnen von den Büschen abgerissen wird, oder im Winter abfriert. Ich hörte einst von einem munteren Indianer, der sich an einem sehr kalten Morgen auf den Weg nach einem benachbarten, nicht mehr als 3 Meilen entfernten Dorfe begab, dessen Ohren vom Froste gerührt wurden und abfielen, ehe er noch den Ort seiner Bestimmung erreichte. Er hatte es nicht einmal gefühlt daß er sie verlor, und als man es ihm sagte, war er so verdrießlich darüber, daß er sich beynahe ums Leben gebracht hätte. Ich habe viele Indianer mit zerrissenen Ohren gesehen, aber die Gewohnheit sie abzuschneiden ist jetzt beynahe wo nicht gänzlich außer Gebrauch **).

*) Die jungen Indianer welche ihre Kameraden in ihrem Aufputz übertreffen wollen, durchschneiden das äußre Ohr, so daß der äußre Rand von dem übrigen Theil der Ohrmuschel getrennt wird. Den Rand umwickeln sie von oben bis unten mit Kupferdrath, bis das Gewicht den abgetrennten Rand in einen Bogen von 5 bis 6 Zoll Durchmesser ausdehnt, und ihn beynahe bis auf die Schulter herabzieht. Carver S. 227.

**) Die Indianer sind stolz darauf große Ohren die so weit als möglich ausgedehnt worden sind zu haben, wodurch sie denn

Anmerkungen. 43) Der rasende Spielgeist ist nicht auf Europa allein beschränkt; auch die Indianer fühlen diese hinreißende Leidenschaft und verlieren oftmals ihre Waffen, ihre Kleidungsstücke, und alles was sie nur besitzen. In einem solchen Falle aber murren oder klagen sie nicht, kein verdrießliches Wort entwischt ihnen, sondern sie tragen die üblen Launen des Glücks mit philosophischer Ruhe .... Sie belustigen sich mit verschiedenen Arten von Spielen, das vorzüglichste und bey ihnen beliebteste aber ist das Ballspiel, welches dem Europäischen Spiel mit dem Federball nicht unähnlich ist. Die Bälle deren sich die Indianer bedienen sind etwas größer als Federbälle, und sind aus Hirschleder gemacht und mit Hirschhaaren ausgestopft. Die Ballschlagen sind etwa 3 Fuß lang, und an dem Ende derselben ist ein Flechtwerk (racket) befestigt welches einer flachen Hand ähnlich und aus Riemen von Hirschleder verfertigt ist. Mit diesem Flechtwerk oder der Rackette schlagen sie den Ball auf eine große Entfernung hin, wenn nicht die von der entgegengesetzten Partey es hindern indem sie herbeyeilen um den Ball aufzufangen. Dieß Spiel wird gewöhnlich von größeren Gesellschaften gespielt, zuweilen von 300 Personen zugleich, wo es denn nicht ungewöhnlich ist, daß mehrere Haufen gegen einander spielen. Es werden dabey 2 Pfähle, etwa 600 Ellen von einander entfernt, in die Erde geschlagen — jeder Partey der Spieler gehört einer von diesen Zielstäben. In der Mitte zwischen diesen beyden Pfählen wird der Ball in die Höhe geworfen, und nun geht die Be-

denn leicht abgerissen werden können. Bey Trinkgelagen verliert mancher die Ohren, werden sie aber nur zerrissen, so schneidet man die Ränder glatt, und nähet die Enden zusammen, nimt ein Schwitzbad und die Sache ist vergessen.

Long S. 108.

Bemühung jeder Partey dahin den Ball gegen den ihr zugehörigen Pfahl (in den Zwischenraum zwischen zwey hohen nahe bey einander stehenden Stangen Long. S. 52) zu treiben. Hiebey zeigen sie große Gewandtheit und Stärke, und der Ball berührt selten den Boden, sondern wird beständig in der Luft mit den Stäben hin und her geschlagen. Auch spielen sie mit so großer Heftigkeit daß sie oft einer den andern verwunden, auch wird wol dem einen oder andern ein Knochen zerschmettert — doch zeigt sich dabey nie irgend eine muthwillige Absicht Andren wehe zu thun, auch finden keine Streitigkeiten unter den Spielpartepen Statt.

Ein andres Spiel welches nur von zwey Personen gespielt wird, ist eine Art Würfelspiel. Jeder Spielende hat sechs oder acht kleine Knochen den Pfirsichsteinen nicht unähnlich, aber viereckig, welche auf zwey Seiten schwarz und auf den beyden andren Flächen weiß sind. Diese werden in die Höhe geworfen und fallen in eine Schüssel oder einen Napf, so bald sie aufhören sich umzudrehen, wird darauf geachtet, wie viel Flächen von einer Farbe nach oben zuliegen, derjenige dessen Zahl gleichfarbiger Felder die größte ist, zählt 5 und wer bis 40 gezählt hat der hat gewonnen und das Spiel ist aus. Der gewinnende Spieler bleibt auf seinem Platze, an die Stelle des verlierenden aber tritt ein andrer, den Schiedsrichter dazu ernennen — denn oft ist ein ganzes Dorf bey diesem Spiel interessirt und eine Zunft des Stammes spielt gegen die andre. So lange das Spiel dauert scheinen die Indianer in der heftigsten Gemüthsbewegung zu seyn, und erheben bey jedem entscheidenden Wurfe ein furchtbares Gejauchz. Sie dreben und biegen sich auf tausenderley Weise, reden die Würfel an, und überhäufen die bösen Geister die dem gewinnenden Gegner beystehen mit Verwünschungen. In diesem Spiel verlieren

manche

manche ihre Kleidungsstücke, den ganzen beweglichen Hausrath ihrer Hütte, und zuweilen selbst ihre Freiheit, ungeachtet kein Volk in der Welt ist was mehr auf Freiheit hielte als die Indianer.

Carver 244. und 363 ff.

44) Ein Missionarius war einmal Augenzeuge daß 2 Irokesische Dörfer viele Waaren, als Blankets, Tuch, Hemder, Leinwand und dergl. zusammenbrachten und mit einander darum spielten. Dieß währte 8 Tage lang. Täglich kamen sie zusammen und jedes Einwohner dieser beyden Dörfer mußte die Schüssel einmal aufheben und niedersetzen. Wenn das geschehen und eines Jeden Wurf angemerkt worden war, gingen sie für den Tag wieder auseinander. Des Abends versammelte sich jede Partey für sich und opferte damit sie gewinnen möchte. Es ging nämlich einer von ihnen singend ums Feuer herum, und streuete Tabak darauf, und dann wurde getanzt. Als die zum Spiel bestimmte Zeit zu Ende war, wurden die Würfe gegen einander gehalten, und das Dorf welches gewonnen hatte, zog mit den Waaren triumphirend nach Hause. Das Karten- Kegel- und Ball (?)-spiel haben sie von den Europäern gelernt.

Loskiel I. 8. S. 136.

45) Long S. 52 und 53. bezeugt ungefähr dasselbe, und setzt hinzu daß die Knaben sich häufig mit dem Spiel einen Reif fortzutreiben (trundling a hoop) oder zu rollen, beschäfftigen. Sie thun dieß mit großer Geschicklichkeit, und sind im Stande einen Pfeil in den Reif zu schießen wenn er auch mit großer Geschwindigkeit fortrollt.

46) Zu ihren Wohnungen wählen die Indianer vorzüglich solche Gegenden wo Holz und Wasser in der Nähe und niedrig liegendes Land zum Welschkornpflanzen zu haben ist. Daher findet man ihre Dörfer gemeiniglich an einem

einem Landsee oder Flusse oder Bache, doch an erhabenen Orten, um bey dem hohen Wasser das im Frühjahr gewöhnlich ist, nicht in Gefahr zu kommen. Vor der Bekanntschaft mit den Europäern kannten die Indianer keine andre Wohnungen als Hütten von Baumrinde, inwendig mit Binsen bekleidet, und mit Rinde, Binsen oder langen dürrem Grase gedeckt. In solchen Hütten wohnen noch jetzt die Irokesen und andre von der Nachbarschaft der Europäer entfernte Indianer Stämme. Die Delawaren aber haben durch den Umgang mit den Europäern den Gebrauch der Blockhäuser (Häuser deren Wände aus aufeinander gelegten Baumstämmen bestehen) gelernt, die sie entweder selbst bauen, oder für Bezahlung von den weißen Leuten bauen lassen.

Eine Indianer Hütte wird auf folgende Art gebauet: Von Bäumen die viel Saft haben, vorzüglich Linden, wird die Rinde in Stücken von 3 bis 4 Ellen abgelöst, und durch aufgelegte Steine eben wie ein Brett gemacht. Hiernächst werden die Wände der Hütte durch Pfähle angelegt, die in den Grund getrieben und mit Querstangen verbunden werden. Dieses Gestell wird von innen und außen mit der dazu bereiteten Baumrinde belegt und Alles mit Baumbast oder Hickery-Zweigen, die zähe und biegsam sind, befestigt. Auf eben die Weise wird das Dach, das von zwey Seiten schief in die Höhe geht mit Baumrinde gedeckt. Zum Ausführen des Rauchs wird eine Oeffnung im Dache, und zum Eingange in die Hütte, eine an der Wand gelassen. Anstatt der Hausthür dient ein Stück Baumrinde ohne Schloß und Riegel — ein Stock von außen gegen die Thür gestemmt zeigt an, daß Niemand zu Hause ist. Das Tageslicht fällt durch Oeffnungen hinein, die mit Schiebern zugemacht werden. — Die Delawaren bauen Häuser mit spitzigen Dächern, die Irokesen aber machen die Dächer rund und gleichsam gewölbt.

wölbt. Bey diesen wird auch oft ein Haus von 3 bis 4 mit einander befreundeten Familien bewohnt, und enthält dann eben so viel Feuerplätze als Familien. Unter den Delawaren hat jede Familie gern ihr eignes Haus, daher sie mehrentheils klein sind.

Eine Anzahl solcher Häuser oder Hütten, die beysammen stehen, machen ein Dorf oder eine Indianer Stadt aus, und ist der Ort mit dicht an einander gesetzten Pfählen umgeben, so wird er von ihnen für eine Festung gehalten. Bey Anlegung ihrer Dörfer befolgen sie keinen Plan, sondern jeder baut wo und wie es ihm am schicklichsten oder bequemsten zu seyn dünkt. Dergleichen Dörfer sind selten groß (Carver besuchte einige die 40 auch 50 Häuser hatten — neben denen sich auch Gartenanlagen fanden, so wie Abdachungen vor dem Eingange um darunter in Schatten zu sitzen. S. 104. Zelte werden von Stangen die man gegen einanderstellt und mit Fellen bedeckt verfertigt und sind zum Theil geräumig — der Kriegs Oberste der Nadowessier hatte ein Zelt von 40 Fuß Umfang S. 231). Das Innre der Häuser hat weder große Bequemlichkeit noch vielfachen Hausrath. Gewöhnlich sind ihre Hütten sehr niedrig, ohne Abtheilung in Zimmer und ohne Fußboden. Mitten im Hause ist der Feuerplatz um welchen von Brettern gemachte Pritschen oder Sitzbänke sind, welche den Einwohnern zugleich zum Tisch und zur Bettstelle dienen — Ihr Blanket, am Tage ihr Rock, ist des Nachts ihre Decke, zum Unterbette dient eine ungegerbte Hirsch- oder Bärenhaut, oder eine Matte von Binsen. Mit solchen Matten behängen einige auch die Wände, theils zur Zierde, theils die Kälte abzuhalten. Ihre Vorräthe von Lebensmitteln und andere Sachen hängen sie an Stangen, die mitten durch die Hütte gezogen sind.

Loskiel I. 4. S. 69.

Sechs-

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Tänze, Gesänge und Opfer.

Die Tänze der Indianer sind verschieden nach der Absicht in welcher sie angestellt werden. Im 2ten Kapitel dieser Schrift ist schon erwähnt worden, daß die Bewohner der Insel New-York, einen feierlichen Tanz anfingen, als die Holländer zuerst daselbst landeten, weil sie dieselben für himmlische Wesen hielten, und zwar um ihre Gunst zu gewinnen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Menschen die des Lichtes der Offenbarung ermangeln, sich vorstellen, die Gottheit werde Wohlgefallen an eben den Dingen haben die ihnen selbst Vergnügen machen.

Es ist ein angenehmer Anblick die Indianischen Tänze zu sehen, wenn sie blos zum geselligen Vergnügen und unschuldiger Unterhaltung angestellt werden. Ich gestehe daß ich lieber eine ganze Stunde dabey gegenwärtig seyn möchte, als nur ein Paar Minuten bey solchen Tänzen wie ich in den Wirthshäusern auf dem Lande, unter weißen Leuten mit angesehen habe. Ihr Gesang ist keinesweges unharmonisch. Sie singen chorweise, erst die Männer, dann die Weiber. Zu Zeiten stimmen die Weiber in

den

den gemeinschaftlichen Gesang ein, oder wiederholen die Strophe welche von den Männern zuletzt gesungen wurde. Es ist als ob zwey Abtheilungen in Fragen und Antworten sängen, und macht überhaupt genommen einen angenehmen ermunternden Eindruck. Wenn sie auf diese Weise etwa eine Viertelstunde lang fortgesungen haben beschließen sie auf beyden Seiten den Gesang mit einem lauten Aufschrey, welcher, ich muß es gestehen, mit der übrigen Musik nicht im Einklange ist. Es hat dieß Aehnlichkeit mit dem Katzen-Vogel (cat-bird) *) welcher am Schlusse seines niedlichen Gesangs, wie eine Katze mauet. Dieß Finale kann ich nicht rühmen. Das Singen fängt immer mit einer einzelnen Stimme an, aber bald fallen mehrere nach einander ein, bis der allgemeine Chor anhebt, die Trommel wird von Anfang an dabey geschlagen um den Takt anzugeben. Die Stimmen der Weiber sind hell und voll, und ihre Intonation ist gewöhnlich richtig.

Ihre Kriegstänze haben nichts anziehendes, es ist im Gegentheil Zweck derselben bey den Zuschauern Entsetzen zu erregen. Sie sind dabey gekleidet und bemalt oder vielmehr beschmiert, wie es die Veranlassung erfordert. Sie halten die tödtende Waffe in der Hand, und ahmen in ihrem Tanze alle die kriegerischen Stellungen, Bewegungen und Handlungen nach welche bey einem Kampf mit dem Feinde vorkommen, wobey sie einander durch schreckenerregende Blicke und Gebärden zu übertreffen suchen. Sie halten

*) Der Spottvogel, Turdus polyglottus.

Loskiel.

ten diesen Tanz gewöhnlich rund um einen zu dem Ende aufgerichteten angemalten Pfahl, in einer geräumigen Einfassung welche von Pfählen umgeben oder damit eingeschlossen ist, und ein Dach von Baumrinde hat; zuweilen wird dieser Tanz auch unter freyem Himmel gehalten. Da erscheint jeder in kriegerischem Anzuge und blickt verächtlich auf die Pfähle hin, als ob dieß der Feind wäre mit welchem er in Begriff ist, zu kämpfen; und indem der Tänzer vor dem Pfahl vorbeykommt, schlägt, stoßt oder umfaßt er ihn, thut als ob er den Scalp abziehen, ihn zerhauen oder durchstechen wollte, kurz zeigt wie er den wirklichen Feind behandlen wollte, wenn er ihn in seiner Gewalt hätte.

Es war eine alte Sitte unter den Indianern diesen Tanz um einen Gefangnen her zu halten, und im Vorbeytanzen ihm allerley Marter anzuthun ehe er getödtet wurde. Der Gefangene hielt sich als ob er an der Belustigung Theil nähme, indem er über den Scharfrichter als über einen der die Kunst zu martern schlecht verstände, verächtlich spottete. So seltsam dieß Benehmen scheinen möge so hatte es doch einen hinlänglichen Grund. Der Zweck des unglücklichen Schlachtopfers war, seine unbarmherzigen Peiniger zu einem solchen Grad von Wuth zu reizen, daß irgend einer von ihnen in der Hitze ihm einen tödtlichen Streich beybringen, und seiner Quaal ein Ende machen möchte.

Ehe man zu einem Feldzuge aufbricht, wird der Kriegstanz um den bemalten Pfahl, jedesmal gehalten. Es ist die Indianische Weise Leute anzuwerben. Wer an dem Tanze Antheil nimmt, wird angesehen

als

als ob er sich für den Feldzug hätte annehmen lassen und ist schuldig mit dem Kriegsvolke auszuziehen.

Nach der Rückkehr von einem gelungenen kriegerischen Unternehmen, wird jedesmal ein Dankfagungstanz angestellt, welcher gewissermaaßen den Charakter einer religiösen Feyerlichkeit hat. Er wird mit Gesang und mit Chören begleitet, an welchen die Weiber Antheil nehmen ohne jedoch an dem Uebrigen Theil zu haben. Beym Schlusse eines jeden Gesangs wird das Scalpgekreisch, so viel mal jauchzend erhoben als dem Feinde Scalphäute abgenommen worden sind.

Die Indianer kommen zu Zeiten auch in der Absicht (— zum Tanze? —) zusammen ihre kriegerischen Thaten durchzuerzählen, welches halbsingend oder in einer Art von Recitativ geschieht. Der älteste unter den Kriegern erzählt zuerst, dann folgen die übrigen dem Alter nach in der Reihe, und dazu schlägt die Trommel immerfort, um gleichsam die Erzählung noch mehr in die Wirklichkeit zu versetzen. Nachdem ein jeder, wie ihn die Reihe traf eine kurze Erzählung vorgetragen hat, fangen sie wieder in eben der Ordnung an, und fahren in einer Art von abwechselndem Gesange in der Runde fort, bis ein jeder mit seiner Erzählung zu Ende ist. Bey diesen Gelegenheiten muß sich jeder wohl in Acht nehmen, durch eine angemaaßte Ueberlegenheit die andern nicht zu beleidigen, denn jeder Krieger fühlt sich als eine wichtige Person, und ist bereit wenn man ihn beleidigt mit der That zu zeigen, was er im Kriege geleistet hat, und noch zu leisten im Stande ist. Ich erinnre mich eines Falles, wo ein beleidigter Krieger,

aus dem Kreise in welchem er tanzte heraustrat, und den unverschämten Großprahler der ihn beleidigt hatte auf der Stelle todtschlug.

Ihre Gesänge sind gewöhnlich von kriegerischer oder von zärtlicher und gefühlvoller Art. Sie werden in kurzen Sätzen abgesungen, nicht ohne ein gewisses Silbenmaaß, harmonisch für ein Indianisches Ohr. Die Musik paßt gut zu den Worten, und ist für mich nicht unangenehm. Ich möchte es nicht versuchen sie vermittelst unsrer Musiknoten auszudrücken, wie andre Schriftsteller gethan haben, um nicht eben so unglücklich zu seyn wie diejenigen die auf diese Weise versucht haben uns die Melodien der alten Griechen darzustellen. Könnte ich mit einem Male die sämmtlichen Eindrücke welche mein Ohr empfing beschreiben, so möchte dieß angehen, aber vergebens ist es dieß theilweise zu versuchen. Freilich verhält es sich beynahe eben so mit ihrer Poesie, doch kann ich der Versuchung nicht wiederstehen, den Gesang der Lenape wenn sie ausziehen zum Kriege, so gut es mir möglich ist zu übersetzen. Sie singen ihn wie ich ihn hier niederschreibe in kurzen Strophen oder Sentenzen, nicht immer das Ganze auf Einmal, sondern am häufigsten einzelne Absätze, wie es die Zeit erlaubt, oder die Veranlassung und ihr Gefühl sie leiten. Ihre Betonung ist sehr pathetisch, und das Ganze bringt in ihrer Sprache eine nicht geringe Wirkung hervor:

Gesang der Lenapischen Krieger beym Ausziehen gegen den Feind.

O ich Armer,
Der ich ausziehe zu streiten gegen den Feind,

Und

Und weiß nicht ob ich heimkehren werde,
Mich zu freuen der Umarmungen meiner Kinder
Und meines Weibes.
O armes Geschöpf!
Dessen Leben nicht in seiner Hand
Der über seinen Leib nicht Macht hat,
Doch aber seine Pflicht zu thun versucht,
Für seines Volkes Wohlfahrt.
O du großer Geist dort oben,
Habe Mitleiden mit meinen Kindern
Und meinem Weibe!
Verhüte daß sie meinentwegen nicht trauern!
Laß es mir in diesem Unternehmen gelingen —
Daß ich meinen Feind erschlagen möge
Und heimbringe die Siegeszeichen
Zu meiner theuren Familie und meinen Freunden,
Daß wir mit einander uns freuen.
O habe Mitleiden mit mir
Gieb mir Muth und Stärke meinem Feind entgegen zu gehen,
Vergönne mir zurückzukehren zu meinen Kindern
Zu meinem Weibe
Und meinen Verwandten
Habe Mitleiden mit mir und behüte mein Leben
Und ich will dir ein Opfer bringen.

Der Gesang der Wyandottischen Krieger, nach der Uebersetzung die mir ein Indianischer Handelsmann davon gegeben hat, würde so lauten: "Jetzt gehe ich an ein freudenvolles Geschäfft, o Gott habe Mitleiden mit mir und laß mich Glück auf meinem Wege antreffen, verleihe daß es mir gelingen möge!" So ist ihr allmächtiger Schöpfer ihnen allziet vor

Augen bey allen wichtigen Gelegenheiten. Sie fühlen und erkennen seine Macht und suchen auch seine Gunst zu gewinnen, durch äußre Verehrung oder Opfer.

Es ist nicht gegründet, wie einige weiße Leute uns haben glauben machen wollen, daß sie, überzeugt von der Güte des großen Geistes wegen seines Zorns keine Besorgnisse fühlen, und daß sie dem bösen Geiste opferten, insofern sie diesen allein für fähig hielten ihnen Böses zu thun. Dieß kann nicht der Fall seyn bey einem Volke, welches, wie ich schon anderswo gesagt habe; fest an dem Grundsatze hält, daß Gutes und Böses nicht vereinigt werden könne noch dürfe; welches erkennt und bezeugt, daß der große Geist "allmächtig" sey, der böse Geist hingegen, "schwach und in seiner Macht beschränkt" welches sich fest auf die Güte des Urhebers seines Daseyns verläßt, und vor allen Dingen, durch alle Mittel die Gunst und den Schutz desselben sich zu versichern sucht. Sie glauben demnach daß der böse Geist keine Macht über sie habe, so lange sie bey dem guten in Gnade stehen, und von diesem erwarten sie auch, indem sie seine fortwährende Güte gegen sie und ihre Vorältern erkennen, Schutz gegen den Teufel und die ihm untergebenen Geister.

Es gehört mit zu ihrem religiösen Glauben, daß es untergeordnete Mannitto giebt, welchen das große und gute Wesen Macht und Herrschaft über die Elemente gegeben hat; daß Er, der so groß ist, eben wie ihre Chiefs seine Diener haben müsse, um seine allerhöchsten Befehle zu vollziehen; diese untergeordneten Geister (ihrer Natur nach zwischen Gott und Menschen) sehen und melden Ihm was auf Erden vor-

vorgeht; sie blicken insbesondre auf die Indianer herab, um zu sehen ob sie Hülfe nöthig haben, und sind bereit auf ihr Rufen, ihnen zu helfen und sie gegen Gefahr zu schützen.

So bin ich oft Zeuge davon gewesen, daß Indianer bey der Annäherung eines Sturms, oder eines Ungewitters, sich an den Mannitto der Luft wandten um alle Gefahr von ihnen abzuwenden; ich habe auch gesehen daß die Chippewäer, an den Seen von Canada, zu dem Mannitto der Gewässer beteten, daß er dem zu hohen Anschwellen der Wogen wehren wolle während sie über das Wasser führen. In beyden dieser Fälle drückten sie ihre Dankbarkeit oder ihre Bereitwilligkeit zum Dank dadurch aus, daß sie Tabak in die Luft, oder auf das Wasser warfen.

Es giebt sogar einige Thiere, von welchen sie glauben, wenn auch nicht gerade daß ihnen Macht über sie sey verliehen worden, doch daß sie zu Beschützern ihres Lebens bestellt wären, folglich auch Ansprüche hätten auf einige Aufmerksamkeit und Zeichen der Dankbarkeit. Wenn z. B. in der Nacht das Geschrey einer Eule gehört wird, pflegt Jemand im Lager aufzustehen, und etwas Glicanican oder Indianischen Tabak aufs Feuer zu werfen, in der Meynung daß der aufsteigende Rauch den Vogel erreichen und es ihm sichtbar machen werde, daß sie seiner Dienste und seiner Gutheit gegen sie und ihre Vorfahren nicht vergessen. Diese Gewohnheit hat in folgendem, durch Ueberlieferung bey ihnen im Andenken erhaltenen Vorfall, ihren Ursprung.

Es trug sich einstmals zu, als sie mit einer mächtigen entfernten Nation im Kriege begriffen waren, daß

daß eine Bande ihrer Krieger im Lager in tiefem Schlafe lag, weil zu der Zeit durchaus keine Gefahr geahndet wurde. Plötzlich schlug der große "Wächter" (Sentinel) über das Menschengeschlecht, die Eule, Lärm, alle Vögel seiner Gattung waren sogleich munter auf ihren Posten, und riefen mit einander als ob sie sagen wollten: auf, auf, Gefahr! Gefahr! Jeder Mann im Lager sprang augenblicklich auf, und zu ihrer größten Ueberraschung fanden sie daß der Feind eben im Begriff war sie zu umzingeln, und daß sie sämmtlich würden erschlagen worden seyn, wenn die Eule sie nicht zeitig aufgeschreckt hätte.

Bey allen diesen abergläubigen Meynungen, bleibt doch immer der große Mannitto der Schöpfer und Erhalter von Himmel und Erde, der Hauptgegenstand ihrer Verehrung. Auf ihn setzen sie ihre Hoffnung, an ihn richten sie ihre Gebete, ihm bringen sie ihre feyerlichen Opfer. Diese religiösen Ceremonien werden nicht immer auf diese Weise verrichtet. Ich hatte die Absicht hierüber noch einige besondre Umstände anzuführen, finde aber daß andre Schriftsteller diesen Gegenstand beynahe schon erschöpft haben *), wiewol ich nicht behaupten möchte, daß sie in jedem Punct vollkommen Recht hätten. Ueberhaupt bemerke ich hier, daß ich darum zu Zeiten nicht ins Einzelne habe gehen wollen, um nicht zu wiederholen was Andre schon gesagt haben. Ich würde mir nicht herausnehmen den geringen Vorrath meiner Kenntnisse mitzutheilen wenn ich nicht hoffte daß dadurch zu dem schon Bekannten ein Weniges hinzugefügt werden würde.

Ich

*) Loskiel Th. I. Absch. 3. S. 63 ff.

Ich erinnre mich nicht daß es schon ist erwähnt worden, daß die Indianer ehe sie ihre feyerlichen Opfer bringen, sich dazu durch Brechmittel, durch Fasten und den Genuß gewisser aus vorgeschriebenen Pflanzen gekochter Getränke, vorbereiten. Dieß thun sie um das Böse was in ihnen ist, auszutreiben, damit sie mit einem reinen Gewissen der heiligen Handlung, denn so betrachten sie dieselbe, mögen beywohnen können. Die Opfer haben nicht immer einerley Zweck, es giebt Gebet-Opfer und Dank-Opfer, einige werden gebracht für alle Gunstbeweise welche sie und ihre Vorfahren von dem höchsten Wesen empfangen haben, andre für besondre Wohlthaten im Einzelnen. Nach einem glücklichen Kriege versäumen sie nie dem großen Geist ein Dankopfer zu bringen für den ihnen verliehenen Muth und für die Kraft ihre Feinde zu besiegen und zu vertilgen.

Anmerkungen. 47) Der Tanz ist eine Lieblingsübung der Indianer; sie kommen nie bey einer wichtigen oder festlichen Gelegenheit zusammen, oder der Tanz macht einen Theil ihrer Unterhaltung aus. Sind sie nicht mit Krieg oder mit Jagen beschäftigt, so belustigen sich die jungen Leute beyderley Geschlechts jeden Abend mit Tanzen.

Bey den festlichen und auch den übrigen Tänzen steht jeder Mann der Reihe nach auf, und führt seine Bewegungen im Kreise umher, mit viel Ungezwungenheit und Kühnheit aus, indem er dabey die Thaten seiner Vorfahren besingt. Die Gesellschaft welche um den Tänzer her, in einem Kreise auf der Erde sitzt, fällt am Ende eines jeden Taktes in den Gesang des Tänzers ein, und zwar mit einem seltsamen Laut, den sie alle zugleich hören lassen, und der etwa wie heh, heh, heh klingt. Diese Noten

ten, wenn sie so heißen können, werden mit scharfer rauher Betonung ausgestoßen, und mit solcher Anstrengung der Lungen, daß man glauben sollte, sie müßten sehr bald dadurch erschöpft werden, sie wiederholen indessen diese Töne mit gleicher Heftigkeit so lange die Belustigung dauert.

Die Weiber, besonders bey den westlichen Völkerschaften, tanzen mit sehr gutem Anstand. Sie halten sich gerade, schließen die Arme an beyden Seiten der Länge nach dicht an den Leib, bewegen sich erst einige Ellen rechts, und dann wieder links, doch ohne europäischen Tanzschritt, sondern mit aneinandergeschlossnen Füßen, indem sie abwechselnd die Zähen, und die Hacken in Bewegung setzen. Auf diese Weise gleiten sie mit großer Gelenkigkeit bis auf einige Entfernung hin, und dann wieder zurück, und wenn auch mehrere zugleich tanzen, so halten sie den Takt so genau daß keine Verwirrung entsteht. Während des Tanzens, vereinigen die Tänzerinnen zu bestimmten Zeitpunkten ihre durchdringenden Stimmen mit den gröberen der Männer, welche umhersitzen (denn man muß bemerken daß nie beyde Geschlechter in dem nämlichen Tanz mit einander zusammen treten) und dieß mit dem Geräusch der Trommel und des Kalebassen (chichicones) macht eine gefällige Harmonie — (an agreeable harmony doch weiter unter a disagreeable noise — ein widriges Getöse).

Die Indianer haben verschiedene besondre Tänze, wie der Pfeifen oder Calumet Tanz (für den Zuschauer der gefälligste), der Kriegstanz, der Hochzeitstanz und der Opfertanz .... Den Kriegstanz habe ich häufig mit getanzt, doch hörte er bald auf eine Belustigung für mich zu seyn, weil ich mich von der Besorgniß, dabey schrecklich ja wol tödtlich verwundet zu werden nicht los machen konnte — so heftig waren ihre Bewegungen. . . .

Ich

Ich fand das die Völkerschaften westlich vom Missisippi und an den Ufern des Lac Superior noch fortfahren den Pawwau oder schwarzen (Zauber) Tanz (black dance) anzustellen. Die Colonisten erzählen tausend lächerliche Geschichten davon, wie in diesem Tanze der Teufel von den Indianern citirt werde. Sie geben indessen zu, daß diese Sitte nur in vorigen Zeiten Statt fand, und bey denen die den Europäern nahe wohnen beynahe erloschen ist. Ich bemerkte jedoch daß (dieser Tanz) im Innern des Landes noch im Gebrauch ist, und wie wol ich nicht wirklich den Teufel dadurch citirt sah, (the devil raised) so war ich doch Zeuge einiger Auftritte, welche nur von solchen dargestellt werden konnten, die mit ihm zu thun hatten, oder sehr erfahrne und gewandte Gaukler (jugglers) waren.

Als ich mich unter den Nadowessiern befand, wurde ein Tanz der genannten Art angestellt. Ehe er anfing wurde einer von den Indianern in die Gesellschaft aufgenommen, welche sie Wakon kitchewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes (the friendly Society of the Spirit) nennen. Diese Gesellschaft besteht aus Personen beyderley Geschlechts, aber nur solche können in dieselbe aufgenommen werden, die von unbescholtenem Ruf sind, und den Beyfall der Gesammtheit erhalten. — Auf die Annahme folgte der Pawwau Tanz (in welchem ich nichts bemerkte, was die Gerüchte die ich gehört hatte, veranlassen konnte) und das Ganze schloß, wie es bey ihnen immer gebräuchlich ist, mit einem grossen Gastmahle. . . . . .

Ich konnte nicht umhin über eine seltsame kindische Gewohnheit zu lächeln, welche in diesem Tanze mit vorkam, und das Einzige war, was einen geringen Schein von Zauberey hatte. Der größte Theil der Mitglieder hatte ein Otter oder Marderfell in der Hand, welches

ganz

ganz abgebalgt und mit Luft angefüllt worden war, so daß der Balg, wenn er zusammen gedrückt wurde vermittelst eines kleinen pfeifenförmig geschnitzten Holzes im Munde (desselben) ein quikendes Geräusch hervorbrachte. Wenn diese Maschine irgend einem aus der Gesellschaft vor das Gesicht gehalten, und der Ton hervorgebracht worden war, so fiel die dadurch angeblasene Person augenblicklich, dem Anschein nach, todt nieder. Zuweilen lagen 2 oder 3 so wol Männer als Frauen, zusammen auf der Erde, doch erholten sie sich sogleich, und gesellten sich wieder zu den Tänzern. Dieß schien ihnen, und selbst den Chiefs ein unendliches Vergnügen zu gewähren. Ich erfuhr in der Folge daß diese (Quikbälge) ihre Dii Penates oder Hausgötter wären.

Carver 266 ff. vergl. Loskiel I. Absch. 8.

48) Eine ganz eigne Art von Tanz, welcher von etwa 20 ganz entkleideten jungen Indianern, bey einem nächtlichen Besuche, in dem Zelte des Capitain Carver (unweit des Sees Pepin am Missisippi) ausgeführt wurde, schien anfangs ein Kriegstanz zu seyn, und hatte ganz das Eigenthümliche und Fürchterliche desselben, es erfolgte indessen nichts Feindseliges darauf, und Capitain Carver erfuhr in der Folge, daß ein solcher Tanz zu den Höflichkeitsbezeugungen gehöre welche einem fremden Chief, wenn er eine ihrer Horden besucht, erwiesen zu werden pflegen.

Carver 279 ff.

49) Die einzige Musik welche sie haben, ist eine Trommel; diese besteht aus einem Stück Holz von einem hohlen Baume, seltsam ausgeschnitzt, über welches an dem einen Ende ein Fell gespannt ist, und welche mit einem einzelnen Stocke geschlagen wird. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist keinesweges wohlklingend, sondern dient blos dazu den Takt zu halten. Nebst der Trommel rasseln sie auch zuweilen mit dem Chichiku und in den Kriegstänzen

tänzen bedienen sie sich auch einer Art Pfeife, aus Rohr gemacht, welche einen schneidenden harten Laut giebt.

Carver 276.

50) Die Tänze unter den Indianern sind mancherley und verschieden, und jede Art von Tänzen hat ihren eignen Tanzschrey (hoop). Es sind der Calumettanz, der Kriegstanz, der Chiefstanz, der Abreisetanz, der Scalptanz, der Todestanz, der Gefangenentanz, der Heimkehrtanz, der Speertanz, der Hochzeitstanz, der Opfertanz. — Alle diese verstand ich vollkommen, und tanzte häufig im Reigen vor. Wenn ein Fremder zufällig bey uns vorsprach, konnte mich niemand, es sey denn daß ich erkannt seyn wollte, von den Indianern unterscheiden.

Long S. 35.

51) Ein Stück des religiösen Aberglaubens der Wilden besteht darin, daß jeder von ihnen einen "totam" oder Lieblingsgeist (Schutzgeist) hat, von welchem er glaubt daß er ihn bewache. Von diesem Totam glauben sie, daß er die Gestalt irgend eines Thiers annähme, und deswegen tödten, oder essen sie das Thier nicht, dessen Gestalt dieser Totam hat, machen auch nicht Jagd darauf. — Ein Indianer dessen Totam ein Bär war, hatte das Unglück unter einem Rudel Hirsche auf welche er schoß, unabsichtlich einen Bär zu erschießen. Dieß setzte ihn in die äußerste Unruhe und er ging sogleich zu Hause; auf dem Wege wurde er von einem andern Bär angefallen der ihm das Gesicht zerkratzte, und ihm auch (sagte der Indianer) darüber zur Rede stellte, daß er seinen Totam erschossen habe. Er klagte dieß bey seiner Zuhausekunft dem Herrn Long, und setzte hinzu, mein Totam ist böse, ich werde nie wieder Glück auf der Jagd haben.

Long S. 86. 87.

52) Auch Opfer gehören zur Religion der Indianer. . . . Eigentliche Opferpriester und Tempel haben sie nicht.

Bey

Bey großen Opfern woran viele Theil haben, vertreten die ältesten Männer die Stelle der Priester, bey kleinern thuts derjenige der das Opfer gibt. Zu großen Opfern wird ein großes und geräumiges Wohnhaus zubereitet.... Bey ihren Opfern wird ihr Mannitto (ein von Holz geschnitzter Menschenkopf, welchen sie im Kleinen entweder am Halse oder in einem Beutel immer bey sich tragen, auch ihren Kindern anhängen) in der natürlichen Größe eines Menschenkopfes an einem Pfosten mitten im Hause befestigt.

Sie halten auch die Elemente, fast alle Thiere, selbst einige Gewächse für besondre Geister, deren einer immer größer und mächtiger ist, als der andre.

Dem Hasen opfern sie, weil der Stammvater der Indianer den Namen dieses Thieres gehabt haben soll. Dem Welschkorn wird Bärenfleisch, hingegen den Hirschen und Bären Welschkorn geopfert, den Fischen aber kleine Brötchen, die wie Fische geformt sind, und dergl. mehr. Sie wollen aber durchaus nicht zugeben, daß sie die guten Geister an und für sich anbeten, und ihnen opfern, sondern behaupten, daß sie in denselben eigentlich Gott verehren. . . .

Die Mannittos sind Schutzgeister der Indianer, jeder hat einen oder mehrere von welchen er glaubt, daß sie ihm ganz eigentlich zugegeben worden, ihm zu helfen oder ihn glücklich zu machen. Der eine hat im Traume die Sonne zu seinem Schutzgeist bekommen, der andre den Mond, der dritte die Eule, der vierte den Büffel u. s. w.

Bey den Delawaren werden folgende Opferfeste begangen: Das erste Opferfest wird in einer Familie oder Freundschaft alle 2 Jahre einmal, gemeiniglich im Herbst, selten im Winter begangen. — Außer den eigentlichen Verwandten und Freunden, werden auch andre, selbst Einwohner benachbarter Dörfer dazu eingeladen. . . . Dem

Ober-

Oberhaupt der Freundschaft kommt es zu, Alles dazu gehörige zu besorgen. . . . Das zum Opfer bestimmte Fleisch wird gekocht, und nebst Welschkornbrot den versammelten Gästen vorgesetzt, alles muß rein aufgezehrt werden; nur von dem Fette gießen einige der ältesten Männer etwas ins Feuer, und hierin besteht eigentlich das Opfer. Die Knochen werden verbrannt, damit nicht die Hunde etwas davon erhaschen mögen . . . nach der Mahlzeit wird nach Indianer Sitte getanzt und gesungen. Dieß Opfer währt 3 auch wol 4 Nächte, fängt Nachmittags an, und dauert die Nacht hindurch bis an den Morgen.

Das zweyte Opferfest unterscheidet sich von dem ersten blos dadurch, daß nur die Mannspersonen fast nackt dabey tanzen, und vom Kopf bis zum Fuße mit weißem Thon bestrichen. . . . Bey ihrem dritten Opferfeste werden nach der Mahlzeit 10 oder mehr gegerbte (bereitete?) Hirschhäute an alle Männer oder Weiber verschenkt, welche in diese Häute gehüllt, draußen vor dem Hause mit dem Angesicht gegen den Aufgang der Sonne, Gott überlaut bitten, daß Er ihre Wohlthäter segnen wolle. Das vierte Opferfest wird einem gewissen Freßgeiste zu Ehren gehalten, der nach ihrer Meinung nicht satt werden kann. Hier müssen die Gäste das zubereitete Bärenfleisch rein aufessen, und das Fett wie Wasser trinken. Ueberladen des Magens und Erbrechen ist dabey nicht ungewöhnlich.

Das fünfte Opferfest wird zu Ehren des Feuers angestellt, als welches der Großvater aller Indianer Nationen seyn soll. Sie geben ihm noch 12 Mannittos zu, die theils thierische Geschöpfe theils Gewächse sind. Bey dieser Feierlichkeit ist die Hauptsache, daß ein Ofen im Opferhause gebauet wird, wozu sie 12 Stangen nehmen, deren jede von einer besondern Holzart seyn muß. Diese werden in die Erde gesteckt, oben zusammen verbunden,

und

und mit wollenen Decken rings umher zugedeckt, welches denn einem Backofen nicht ähnlich siehet. Ein Mann kann zur Noth in demselben stehen und gehen. Erst wird eine Mahlzeit gehalten, und dann der Ofen mit 12 glühend heißen Steinen geheizt. Darauf kriechen 12 Männer hinein, und bleiben so lange darin als sie es nur aushalten können. Unterdessen werden von einem alten dazu erwählten Manne 12 Pfeifen Tabak nach einander auf die glühenden Steine geschüttet, welches in dem engen Behältniß einen gewaltigen Dampf verursacht. Dieser Tabak ist das eigentliche Opfer das dem Feuer gebracht wird. Wenn die 12 Männer aus dem Ofen wieder heraus kommen, so liegen sie gemeiniglich eine Weile wie in Ohnmacht. Bey diesem Feste wird auch die Haut eines großen Hirschbocks, daran der Kopf mit dem Geweih noch sitzt, an einem Pfahle aufgehangen. Vor diesen stellen sie sich hin, und halten ihre Andacht mit Gebet und Gesang. Doch wollen sie nicht dafür angesehen seyn, daß sie einen Hirschbock anbeten, nur Gott, sagen sie, wird darunter verehrt.

Für die jungen Leute wird bey diesen Festen eine Menge Wampum auf die Erde geschüttet . . . es werden nie weniger als 4 Diener bey solchen Festen bestellt . . . den Schluß eines jeden Festes macht ein allgemeines Saufen.

Zwey Missionäre waren einmal bey einem besondern gottesdienstlichen Feste gegenwärtig. — Es war auch eine große Mahlzeit, an welcher wohl 100 Personen Theil nahmen, und bestand aus Hirschfleisch und Welschkorn in Kolben, das Fleisch wurde unter die Familien, von 6 Dienern, verhältnißmäßig ausgetheilt, die Welschkornkolben wurden den Gästen zugeworfen, wobey es sehr geräuschvoll und fröhlich zuging. Ehe gegessen wurde saßen die Gäste auf Bärenhäuten sehr stille, es wurde erst von 4 Mannspersonen vor der Thür, dann von allen mit diesen

sen im Hause ein Gesang angestimmt, auch ein alter Greis am Feuer, von einer Frau mit Bärenfett gesalbt; worauf dieser kurze Sentenzen ausprach und am Ende die ganze Versammlung wieder sang.

Wenn ein Knabe einen großen Raubvogel im Traume sieht der allezeit von Norden kommen, und so groß wie ein Mensch seyn muß, und dieser zu dem Knaben spricht: du mußt Fleisch braten! so muß der Knabe seinen ersten Hirsch oder Bären den er schießt opfern. Die Besorgung davon übernimmt ein alter Mann der zugleich den Ort und Tag zum Opfer bestimmt. Außer dem Schmause ist das Eigenthümliche dabey, daß in dem langen Gebäude wo das Opfer gehalten wird, und wo drey Feuer seyn können, 12 Stäbe in einem Kreise in die Erde gesteckt, und mit einer wollnen Decke behangen werden. In diesen Kreis werden 12 glühend heiße Steine gerollt, deren jeder einem Gott geweihet ist (der größte Stein dem großen Gott im Himmel, der zweyte dem Gott des Tages oder der Sonne, der dritte der Nachtsonne oder dem Mond u. s. w. der Erde, dem Feuer, dem Wasser, dem Hause oder der Wohnung, dem Welschkorn, dem Westen, dem Süden, dem Osten, dem Norden.) Darauf nimmt der alte Mann eine Klapper oder einen Kalebas worin Welschkornkörner sind in die Hand, geht mit dem Knaben der das Opfer gibt, in den Kreis, wirft eine Hand voll Tabak auf die glühenden Steine und macht ein Rauchwerk, wobey er klappert, einen jeden Gott mit Namen ruft, und spricht: dieser Knabe N. N. giebt dir einen schönen fetten Bock, und einen fetten Sapanbrey; erbarme dich über ihn, und gieb ihm und seiner Familie Glück! Wenn der Tabak zu brennen anfängt, klatscht der alte Mann in die Hände, und fährt fort die Götter zu bitten bis der Tabak verbrannt ist. Dann geht er mit den Gästen, (von dem mittleren) zu den zwey andern

Feuern

Feuern zum Essen; indessen müssen sich zwey andere Männer zum Opferfell (welches bey dem mittleren Feuer aufgehangen worden) hinstellen, ihre Träume und Gesichte und was der Vogel zu ihnen gesagt hat absingen, und das so lange wiederholen bis alle gegessen haben. Hernach nimt ein Andrer die Klapper in die Hand, singt seinen Traum ab, und hüpft von einem Ende des Hauses bis zum andern. Zuletzt nimt der alte Mann das Fell, richtet den Kopf und die Hörner nach Norden, hält es auf seinem Arm, macht einen ungewöhnlichen Laut dazu, und das ist der Schluß.

Bisweilen opfert der Indianer wenn er auf der Jagd ist, in der Stille ganz allein für sich, damit er glücklich seyn möge. Er zertheilt etwa einen Hirsch in kleine Stücke, und wirft sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zusieht, wie sie das Fleisch verzehren. . . .

Den Seelen der Verstorbenen opfern sie, wenn sie denken, daß sie beleidigt worden, entweder Speis- oder Trankopfer. Zu einem Speisopfer muß ein Schwein geschlachtet oder ein Bär geschossen werden, davon eine Mahlzeit bereitet wird. Gäste werden dazu nach Belieben eingeladen, und die Mahlzeit im Finstern gehalten, Licht oder Feuer darf nicht dabey seyn. Beym Anfang der Mahlzeit legt einer von den Alten den Seelen einen Theil der Speisen vor, spricht mit ihnen, und bittet sie, wieder zufrieden zu seyn. Darauf versichert er die Anwesenden, daß die Seelen nun versöhnt sind. Zu einem Trankopfer wird Rum, nothwendig erfordert. Ehe getrunken wird, gehen die Gäste auf den Begräbnißplatz, gießen etwas Rum auf die Gräber, und ein alter Mann spricht dabey mit den Seelen, eben so wie beym Speisopfer. Dann muß der Brandtewein bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden. Eine Frau deren Kind

in

in der Fremde gestorben ist, geht, wo möglich, jährlich einmal in Gesellschaft einer andern dahin, und opfert auf dem Grabe ihres Kindes ein Trankopfer.

Dergleichen Opfer sind aber auch in andern Fällen unter ihnen sehr gewöhnlich. Es darf Jemand nur Zahn- oder Kopfweh haben, so heißt es gleich: die Geister sind unzufrieden und wollen versöhnt seyn. . . . In gefährlichen Umständen hat man wol auch wahrgenommen, daß ein Indianer sich aufs Angesicht hingelegt, laut geschrien, eine Handvoll Tabak ins Feuer geworfen, und in der Angst die Worte ausgesprochen hat: da, ruh, und sey doch gut, und thu mir nichts! Das hat man so genommen, als wenn er dem bösen Geiste opferte. Aber nie haben sich unsre Missionarien davon versichern können, vielmehr verabscheuen die Indianer den bösen Geist, weil sie glauben, daß er nur damit umgehe, ihnen durch die weißen Leute allen möglichen Schaden zuzufügen. Indessen möchte doch einer oder der andre ihm eben darum opfern, damit er ihm nichts Böses thun soll.

Loskiel Th. I. Abschn. 3. S. 52 u. ff.
auch Th. III. Abschn. 3. S. 566.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Scalpen, Feld- oder Kriegsgeschrey, Gefangne.

Das Scalpen ist ein Gebrauch, der wie die Indianer sagen, seit Jahrhunderten unter ihrem Volke üblich gewesen ist. Ich habe nicht nöthig die Art und Weise wie man scalpt, näher zu beschreiben, da es von Andern hinlänglich geschehen ist *). Indianische Krieger halten es für nothwendig die Scalphäute derer die sie im Kriege getödtet oder wehrlos gemacht haben, mit zu Hause zu bringen als sichtbare Beweise ihrer Tapferkeit. Ohne diese würden sie fürchten in ihren Erzählungen von dem Kampfe keinen Glauben zu finden. Die Scalphäute werden getrocknet, bemalt und als Siegszeichen aufgehoben; nach Verhältniß der Anzahl, die der Krieger davon aufweisen kann, wird er geachtet.

Bekanntlich lassen die Indianer nur einen einzigen Schopf Haare oben auf dem Wirbel stehen, und der Grund hievon ist kein andrer als sich einander die Scalp- oder Scheitelhäute desto leichter abnehmen zu kön-

*) Loskiel Th. I. Abschn. 11. S. 192.

können. "Wenn wir zum Kampfe ausziehen sagen sie, so steht alles von beyden Seiten gleich, und so würde es auch unedel seyn wenn ein Krieger seinen Feinden, auf den Fall daß diese siegen möchten, das Mittel rauben wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selbst zu erlangen strebt." Da diese Sitte bey allen Indianischen Völkerschaften Statt findet, so scheint sie wol, so weit mir bekannt geworden ist, das Resultat einer stillschweigenden Uebereinkunft zu seyn, die streitenden Krieger von jeglicher Seite in dem Falle zu lassen, zu den gewöhnlichen Siegszeichen gelangen zu können, da man vielleicht fürchtet, daß wenn irgend eine einzelne Völkerschaft aus Rücksicht auf persönliche Sicherheit, oder um den kriegerischen Ruhm ihrer Nebenbuhler und Feinde zu vernichten, eine andre Sitte befolgen, und den Schopf auf dem Scheitel nicht stehen lassen würde, dieß leicht von der andern Seite nachgeahmt werden könnte, womit alle Tapferkeit und aller Heldenmuth der Indianer aufhören würde. Es ist zuverlässig, daß alle Waffen deren sich die Indianer im Kriege bedienen, für den Angriff bestimmt sind; sie haben keinen Brustharnisch, keinen Helm, oder irgend eine Bedeckung und Waffe zur Vertheidigung, und es ist gerade nicht der unbedeutendste Zug in ihrem kriegerischen Charakter daß sie es zu einer Ehrensache machen, ihrem Feinde etwas zum Festhalten ihrer Person anzubieten, wodurch es ihm nicht nur leichter wird ihnen das Leben zu nehmen sondern auch eine blutige Beute als Siegszeichen heim zu bringen.

Ich machte einmal gegen einen Indianer die Bemerkung, daß wenn dieß ihr Grund wäre warum sie

den Haarschopf auf dem Scheitel wachsen ließen, sie eben so gut das ganze Haupthaar möchten wachsen lassen. Auf diese Bemerkung antwortete er: "Mein Freund, der Mensch hat nur einen Kopf, und ein einziger Scalp von diesem Kopfe reicht zum Beweise hin, daß dieser Kopf in meiner Gewalt war. Wenn wir, wie die weißen Leute thun, unser ganzes Haupt mit Haar bewachsen lassen würden, so könnten mehrere Scalps davon genommen werden, und das würde falsches Spiel seyn! Ein Feigherziger könnte dann auch ohne Gefahr an solche Siegeszeichen kommen, und dadurch dem tapfern Krieger die Ehre des Sieges streitig machen."

Wenn die Indianer ihre Siege erzählen, so sagen sie nicht daß sie so und so viel Scalps, sondern so und so viel Köpfe erbeutet hätten, wobey sie sowol diejenigen die sie gescalpt aber beym Leben gelassen haben (was zuweilen der Fall ist) und ihre Gefangnen, als auch diejenigen die sie erschlagen haben mitzählen. Und es folgt auch nicht wenn sie die Zahl der Köpfe ihrer Gefangnen mitrechnen oder zählen, daß diese entweder schon getödtet wären, oder getödtet werden würden.

Es ist ein entsetzliches Schauspiel die Indianischen Krieger von einer glücklich ausgefallnen Unternehmung mit ihren in der Schlacht erbeuteten Scalps und Gefangnen heimkehren zu sehen. Es hat etwas ähnliches mit der Rückkehr einer siegreichen Armee mit Gefangnen und erbeuteten Fahnen, aber es hat ein weit grausenvolleres und schreckenerregendes Ansehen. Die Scalphäute werden voraufgetragen, an dem Ende dünner Stäbe von etwa 5 oder 6 Fuß Länge befestigt; die

die Gefangnen folgen hierauf, dann kommen die Krieger, laut anstimmend den furchtbaren Scalpkreisch (scalp yell) von einigen der Mordschrey oder Todesruf (death halloo) genannt aber mit Unrecht, wegen der so eben angeführten Gründe. Für jeden erbeuteten Kopf, todt oder lebendig wird ein besondres Gekreisch angestimmt. In diesem Gekreisch oder Siegsgeschrey findet sich eine Mischung von Triumph und Schrecken, die Elemente desselben, wenn ich mich so ausdrücken darf, scheinen Ruhm und Furcht zu seyn, so daß zu gleicher Zeit dadurch ausgedrückt wird das Gefühl des jauchzenden Kriegers, und das Gefühl welches er bey dem Feinde erregt hat.

Verschieden von diesem Gekreisch (yell) ist der Lärmschrey (alarm whoop) welchen man nie anders ertönen läßt, als wenn Gefahr vorhanden ist. Er wird schnell hintereinander wiederholt, ungefähr so wie bey uns das Geschrey: Feuer! Feuer! wenn man in großer Besorgniß ist und Menschenleben in Gefahr glaubt. Sowol dieser als der Scalpkreisch besteht aus den Tönen au (tiefes a) und oh hintereinander ausgestoßen, der letzte stärker betont, und höher als der erste. In dem Scalpkreisch wird dieser letzte Ton außerordentlich lang gehalten, so lang in der That, als nur der Athem aushält, und etwa um eine Octave höher als der erste. In dem Lärmschrey dagegen, werden diese Töne gleichsam nur schnell angeschlagen, und der letzte nur wenige Noten höher als der erste. Dieses Gekreisch oder Feldgeschrey ist in der That fürchterlich, und kann diejenigen in Schrecken setzen welche noch nicht daran gewöhnt sind. Es hält schwer den Eindruck zu beschreiben, den ins-

insbesondre der Scalpkreisch auf Jemand macht der ihn zu ersten Male hört.

Ich bin jetzt bis zu einem nur mit Schmerz zu erwähnenden Gegenstand gekommen, zu der Art wie die Indianer ihre Kriegsgefangnen behandlen. Man erwarte nicht, daß ich hier die verlängerte Marter welche man den zum Marterpfahl verurtheilten zufügt, beschreiben werde, noch auch die Standhaftigkeit und Festigkeit welche diese Schlachtopfer an den Tag legen, indem sie ihr Sterbelied singen und immerfort ihrer Peiniger verächtlich spotten. Mehrere Schriftsteller haben hiebey verweilt, und ich werde auch, als Christ, nicht versuchen diese Gräuel zu entschuldigen oder zu mildern. Das wird mir aber erlaubt seyn zu sagen, daß jene fürchterlichen Hinrichtungen nicht so häufig sind als man sich gewöhnlich vorstellt. Die Kriegsgefangnen werden meistentheils von den Familien ihrer Ueberwinder für verstorbene oder verlorne Freunde und Verwandte an Kindesstatt angenommen, und werden daselbst bald so einheimisch und auch so gut behandelt daß sie sich gar nicht wieder wegwünschen. Ich habe selbst weiße Leute gesehen, die nach solcher Annahme an Kindesstatt, wenn sie etwa nachher zufolge der Bestimmung eines Friedensschlusses von den Indianern ausgeliefert wurden, bey der ersten Gelegenheit ihren eignen Landsleuten entliefen, und in aller Eile zu ihrer Indianischen Heimath zurückkehrten; ich habe gesehen daß Indianer, wenn sie im Begriff standen sie wieder auszuliefern sie während der Nacht in den Block legten, aus Furcht daß sie ihnen entwischen und nach ihrem (der Indianer) Wohnort zurückkehren möchten.

Selten

Selten nur werden Gefangne durch langsame Marter getödtet oder verbrannt. Es geschieht kaum jemals anders als wenn eine Völkerschaft im Kriege viel verloren hat, und man es für nöthig hält den Tod ihrer in der Schlacht getödteten Krieger zu rächen, oder wenn muthwillige und vorsetzliche Mordthaten an Weibern und Kindern von einem Feinde sind verübt worden, in welchem Fall die ersten Gefangnen die man macht zur Wiedervergeltung, beynahe gewiß hingeopfert werden. Wenn aber ein Krieg glücklich endet, und keine besonders grausame oder verrätherische Handlungen von Seiten des Feindes sind verübt worden, finden auch die Gefangnen eine mildere Behandlung und werden dem Volk der Sieger einverleibt.

Viel ist über die Grausamkeiten gesagt worden, welche an den Gefangnen verübt würden ehe die triumphirenden Krieger mit ihnen in ein Indianisches Dorf einziehen. Es ist gewiß daß diese Behandlung empfindlich ist, wenn man eine besondre Rache nehmen will, sonst aber kann ich in Wahrheit sagen, daß sie in vielen Fällen einer Belustigung ähnlicher sieht als einer Züchtigung. Viel hängt von dem Muth und der Geistesgegenwart des Gefangnen ab. Wenn man in das Dorf kommt so zeigt man ihm in der Entfernung von 20 bis 40 Ellen einen angemalten Pfahl und sagt ihm darauf zuzulaufen und ihn so schnell er nur kann zu umfassen. An beyden Seiten stehen Männer, Weiber und Kinder, mit Aexten, Stangen und andern Angriffswaffen versehen und bereit auf ihn loszuschlagen indem er vorbeyläuft, auf dieselbe Weise wie in Europäischen Armeen geschieht, wenn

Solda-

Soldaten Gassenlaufen. Sollte er so unglücklich seyn auf dem Wege niederzufallen, so würde er wahrscheinlich sogleich den Todesstreich empfangen von einem oder dem andern der einen erschlagenen Freund oder Verwandten zu rächen begehrt; von dem Augenblicke an aber wo er das Ziel erreicht, ist er geborgen und gegen weitere Mishandlung geschützt bis sein Schicksal entschieden wird.

Wenn ein Gefangner unter diesen Umständen einen entschlossnen Muth zeigt und bey der Aufforderung auf den angemalten Pfahl zuzulaufen, sogleich rasch davon geht, und alle seine Kraft und Geschwindigkeit anstrengt bis er ihn erreicht hat, so wird er fast immer mit geringer Verletzung zuweilen ohne alle Beschädigung davon kommen, und wird sich noch der Lobsprüche über seinen Muth und seine Entschlossenheit die er hört, wenn er den angewiesenen Punct erreicht hat, freuen können. Aber wehe dem Feigherzigen, der zaudert oder einige Zeichen der Furcht blicken läßt. Er wird ohne viel Barmherzigkeit behandelt und muß sich glücklich schätzen, wenn er am Ende noch mit dem Leben davon kömmt.

Im Monat April 1782, als ich selbst ein Gefangner zu Unter-Sandusky war, und auf eine Gelegenheit wartete mit einem Handelsmann nach Détroit abzugehen, wohnte ich einem solchen Auftritte bey, der für das Gesagte vollkommen zum Beyspiel dient. Drey Amerikanische Kriegsgefangne wurden eines Tages durch 14 Krieger von der Besatzung im Fort M'Intosch eingebracht. Sobald sie über den Sandusky-fluß gegangen waren, an dessen Ufer das Dorf lag, wurde ihnen von dem Befehlshaber des

Trupps

Trupps gesagt, so schnell sie könnten auf den angemalten Pfosten den man ihnen zeigte zuzulaufen. Der jüngste von den dreyen ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rannte sogleich darauf zu, und erreichte ihn glücklich ohne einen einzigen Schlag zu bekommen; der zweyte zauderte einen Augenblick, faßte sich aber bald, lief auch aus vollen Kräften, und erreichte den Pfeiler unverletzt; der dritte aber, erschreckt durch den Anblick so vieler Männer, Weiber und Kinder mit Waffen in den Händen und bereit auf ihn loszuschlagen, hörte nicht auf, den Capitain zu bitten, sein Leben zu schonen, er wäre sagte er, ein Maurer und wolle dem Capitain ein schönes großes Haus von Stein aufbauen und sonst alle Arbeit für ihn thun die er nur verlangte. "Lauf und rette dein Leben, rief ihm der Chief zu, und schwatze jetzt nicht vom Bauen!" Der arme Mensch hielt indessen an, bat und flehete, bis der Befehlshaber, da alle seine Aufmunterungen vergebens waren, und er die Folgen fürchtete, dem Gefangnen den Rücken zukehrte und ihn nicht länger anhören wollte. Unser Maurer fing nun an zu laufen, bekam aber manchen harten Schlag, einer stürzte ihn beynahe nieder und würde mit einem Male sein Schicksal entschieden haben, hätte er ihn ganz zu Boden gestreckt. Er erreichte indessen das Ziel, aber jämmerlich zerschlagen, und er wurde überdieß noch als ein Feigherziger bitter geschmähet und verhöhnt, während man den andren als braven Leuten zusprach, und sie Zeichen des allgemeinen Beyfalls vernehmen ließ.

Anmerkung. 53) Das Scalpen, oder Abziehen der Kopfhaut wird auf folgende Weise verrichtet. Sie werfen den

den Menschen zu Boden, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bey den Haaren, spannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchschneiden sie mit ihrem scharfen Messer rund herum und reißen sie vom Kopfe ab. (Nach Long bedient sich der Wilde, wenn ein Feind durch einen Schlag mit dem Tomahawk betäubt zu Boden gefallen ist, bey dem Abziehen der Kopfhaut auch der Zähne.) Dazu braucht ein geschickter Indianer kaum eine Minute (zwey Minuten Long.) Zeit. Wird die feine Haut womit der Hirnschädel unmittelbar bedeckt ist, mit durchschnitten, so ist diese Operation auf der Stelle tödtlich (nach Long, wenn ein Schlag mit dem Tomahawk vorhergegangen ist, jedesmal). Außerdem hat die Erfahrung gelehrt, daß ein gescalpter Mensch beym Leben bleiben kann. (Es verursacht alsdann den fürchterlichsten Schmerz, aber es giebt Personen in Amerika, welche auf der, durch das Scalpen entblößten Stelle eine Platte von Zinn oder Silber tragen, und sich ganz wohl befinden, auch nur selten Schmerzen fühlen. Long.) Loskiel I. 11. S. 192.

54) Die Indianer wissen nichts davon die Verwüstungen des Krieges durch die Begnadigung der Gefangnen zu mildern, und mit dem Feinde in Unterhandlungen über die Auswechselung derselben zu treten. Alle Gefangnen, welche man von beyden Seiten macht, werden entweder getödtet, oder an Kindes Statt angenommen, oder zu Sklaven bestimmt. Wenn ein gefangner Krieger der (bey der Entscheidung über das Schicksal des Gefangnen) in das Haus der Begnadigten (the house of grace) aufgenommen würde, entweder als ein Adoptirter oder als Sklave, nachher davon laufen sollte, so würde er nicht wieder unter den Kriegern seiner Nation aufgenommen werden. Der Theil der Gefangnen, die man als Sklaven betrachtet, wird gewöhnlich unter die Chiefs ver-

vertheilt, die sie oft an Europäer auf Außenposten verschenken, die Jesuiten und französischen Missionäre, sollen zuerst zu der Einführung solcher Gefangnen in die Europäischen Niederlassungen Veranlassung gegeben haben. — In der löbl. Absicht, Grausamkeiten zu verhüten, ermunterten sie die Handelsleute Sklaven einzuhandeln. Die Aussicht auf einen vortheilhaften Verkauf der Gefangnen hat aber nur die Fehden unter den Indianern vermehrt, und die nachherigen Verbote gegen das Einführen von Sklaven haben nicht immer ihren Zweck erreicht.

Carver. 345 ff.

55) Wenn Krieg gegen die Indianer am Missisippi geführt wird, so suchen sie (die angreifenden Indianer) die Männer und Weiber zu tödten und die Kinder wegzuführen, um sie an die Kaufleute zu verhandeln, von welchen sie als Dienstboten nach Montreal geschickt werden. Mit den Knaben geht dieß nicht ganz sicher, denn sie sind widerspänstig und rachsüchtig. Die Mädchen aber sind gelehriger und nehmen bald die gebildeteren Sitten an. Anfangs sind sie kränklich, bald aber gewöhnen sie sich und ziehen dann die neue Lebensart der alten vor.

Long. S. 80.

56) In der Hauptstadt der Ottagaumies wurde ein Gefangner aus der Illinois Nation von einem Trupp Krieger eingebracht. Nach den der Verurtheilung vorhergehenden vorläufigen Schritten (nämlich der Sonderung der Gefangnen, wodurch zugleich ihr Schicksal entschieden wird) wurde er außerhalb des Orts an einen Baum gebunden. Hierauf wurde allen Knaben, deren Zahl beträchtlich war, erlaubt, mit ihren Pfeilen auf den Gefangnen zu schießen, wodurch er wol verwundet, aber nicht getödtet werden konnte, der Gefangne sang indessen von seinen Heldenthaten, und besonders von den Martern, welche er den von ihm gemachten Gefangnen zugefügt

fügt hätte — namentlich manchen von den Verwandten derer die ihn damals marterten. Selbst da er nicht mehr im Stande war Worte hervorzubringen saß ein aus Verachtung und Triumph gemischtes Lächeln auf seinem Gesicht. Carver 338 ff.

57) Die gewöhnliche Art der Hinrichtung (eines Gefangnen) ist folgende. Wenn ein Krieger gefangen genommen worden, wird er in eine Hütte gebracht und mit kleinen Stricken von Birkenrinde gebunden, darauf macht man ihn an den Stumpf eines Baumes fest, und giebt ihm eine kleine Rassel chessaquoy (chichecoe? Carver) in die Hand, welche er schüttelt, während er sein Sterbekriegslied (dead war song) singt: Herr des Lebens (Kitchee mannitoo) siehe mich wohl an als einen Krieger, ich habe meinen Leib weggeworfen gegen den bösen Geist (matchee mannitoo). Wenn der Gesang geendigt ist, so wird der Gefangne losgebunden, und muß durch zwey Reihen Weiber, welche mit kleinen Stäben zum Schlagen versehen sind, Gassen laufen. Nach dieser Züchtigung wird ein Hundefleisch Mahl mit Bärenfett und Heidelbeeren zubereitet, wovon man ihn nöthigt zu essen. Dann wird er wieder an den Pfahl gebunden (und zwar nach Carver, nackt und schwarz bemalt) und Holz wird um ihn her gelegt. Jetzt singt er sein Kriegslied, und die Weiber stecken die Holzhaufen in Brand indem der Gefangne mit singen fortfährt. Am Ende sammelt man die Gebeine und heftet sie an die Kriegsfahne (war standard), welches eine hohe rothbemalte Stange ist. Long. 145. 146.

58) Derselbe Verfasser führt aus Adair's history of American Indians ein Paar Beyspiele von dem heroischen Betragen solcher Gefangnen an. Die Schawanesen machten einen Krieger aus der Muskohge Nation, mit Namen Serany zum Gefangnen, und verurtheilten ihn nach

nach einer scharfen Züchtigung durch Schläge zum Feuer. Er hielt sich unter allen Martern, als ob er nicht die geringsten Schmerzen fühlte, rief seinen Peinigern zu, daß er seinen Kriegsruhm hauptsächlich durch manchen Sieg über ihre Völkerschaft erlangt habe, und noch immer ihrem verächtlichen unwissenden Haufen auch in der Kunst zu martern überlegen wäre, wie er ihnen dieß zeigen wolle, wenn sie ihn losbinden und ihm einen von jenen glühenden Flintenläufen in die Hand geben würden. Weil sein Antrag so kühn und ungewöhnlich war, geschah was er verlangte. Sogleich ergriff er einen von den glühenden Flintenläufen, schwenkte ihn umher, bahnte sich einen Weg damit durch den Haufen, sprang eine Anhöhe hinab, setzte durch einen Fluß, und entkam unter einem Regen von Kugeln den man ihm nachschickte, erreichte auch endlich sein Land.

Eben die Schawanosen hatten ein andermal einen Gefangnen aus der Anantoocah Nation zum Tode verurtheilt. Er betrug sich unter den Martern wie der Vorige, und wollte gleichfalls seinen Peinigern zeigen, wie sie einen Feind eigentlich martern müßten. Er bat sich darauf eine Pfeife und etwas Tabak aus, zündete die Pfeife an, und setzte sich nackt wie er war, auf den Feuerbränden der Weiber (the women's burning torches) die in seinem Kreise lagen, nieder und rauchte seine Pfeife ohne eine Miene zu verziehen. Ein Kriegsanführer sprang nun auf, erklärte ihn für einen braven Krieger, und um ihm seine Achtung zu bezeugen, begnadigte er ihn mit dem Todesstreiche vermittelst seines Tomahawk.

Long. 72. 73.

69) Von der Gefangenschaft des Verfassers (Heckewelder) im Unter-Sandusky liest man bey Loskiel S. 685 u. ff. hauptsächlich folgendes. Die Veranlassung zu den Drangsalen, welche die Indianer-Gemeine (am Muskingum)

gum) im Jahr 1781 erfuhr, war der Verdacht der Engl. Regierung im Fort Détroit, als ob unsre Indianer (die Gläubigen) heimliche Anhänger der Freystaaten und die Missionäre Spione wären, die einen dem Engl. Interesse nachtheiligen Briefwechsel führten. Dieser Verdacht der durch die Widersacher der Brüder erweckt worden, wurde durch dieselben auch so reichlich genährt, daß die Regierung in Détroit endlich beschloß, sich von dieser Unruhe mit Gewalt zu befreyen. — Es wurde also den Irokesen von Seiten der Engländer der Vorschlag gemacht, die Indianer Gemeine mit ihren Lehrern aufzuheben und wegzuführen. Die Irokesen genehmigten den Vorschlag, wollten aber die Ausführung desselben den Chippewäern und Ottawas übertragen — mit den Worten: sie schenkten ihnen die ganze Indianer Gemeine um Suppe davon zu kochen, d. h. sie abzuschlachten — diese lehnten es aber ab. Nun geschah der Antrag dem Halbkönig der Huronen mit denselben Worten, und er nahm ihn an versicherte aber, daß er es blos darum thue, damit er die gläubigen Indianer von ihrem Untergange retten und sie beym Leben erhalten könne. Er würde sich hiezu wol nicht verstanden haben, wenn nicht der Delawar Capitain Pipe, ein Feind des Evangelii und der Indianer Gemeine und ihr vornehmster Verkläger in Détroit ihn dazu aufgehetzt hätte. — Pipe und sein Delawarischer Anhang vereinigte sich nun mit dem Halbkönig und seinen Kriegern, nebst einigen wenigen Schawanosen . . . die Missionarien lebendig oder todt zu liefern. — Im August kamen die Wilden nebst einigen Englischen Officiers zu Gnadenhütten an — als Freunde — und wurden auch freundlich empfangen und bewirthet. Der Halbkönig trug nun in feierlicher Rede auf die Versetzung der Gemeine an — diese aber bezeigte sich abgeneigt weg zu ziehen — einige Zeit verlief mit Unterhandlungen.

End-

Digitized by Google

Endlich berief der Halbkönig alle weißen Brüder von Schönebrunn und Salem nebst den National-Gehülfen nach Gnadenhütten. Die Missionarien Zeisberger, Senfemann und Heckewälder fanden sich am 3ten Septbr. ein. — Sie wurden vor den Kriegsrath gefordert und erklärten wie schon früher geschehen, daß sie nicht weg zuziehen wünschten. Die Versammlung brach nun plötzlich auf, und die Feindseligkeiten fingen an — die Missionäre wurden für Gefangne erklärt und einige von ihnen mishandelt — im Lager der Delawaren, wohin man sie brachte, wurde der Todtengesang über sie angestimmt — sie wurden bis aufs Hemd ausgezogen, das Missionshaus wurde ausgeplündert und aufs gräulichste verwüstet. — Darauf wurden sie in das Lager der Huronen geführt und in 2 Hütten gefangen gesetzt, die Brüder Zeisberger und Heckewälder in eine und Eduards und Senfemann in die andre. Die Brüder wurden nicht gebunden wie andre Gefangne, sondern nur scharf bewacht. Hier saßen sie auf der bloßen Erde, und hatten nichts womit sie sich in der kalten Nacht hätten zudecken können. . . . Nachdem nun die gefangnen Brüder vier Tage lang eine bittre Erfahrung gemacht hatten, was es heißt unter Räubern und Mördern und in ihrer Gewalt sich befinden — wurden sie auf Fürbitte der Gemeine wieder in Freiheit gesetzt, und aufgefordert, die gläubigen Indianer aufzumuntern, sich zum Abzug fertig zu machen. Dieser erfolgte am 11ten Sept. wirklich, das ganze Volk, von den Kriegern umringt und bewacht, ging geduldig fort. Am 11ten Octbr. kamen sie am Flusse Sandusky an — von welchem die ganze Gegend den Namen führt. Hier verließ sie der Halbkönig der Huronen und ging nach seiner Heimath, ohne ihnen zu sagen, was sie nun thun sollten. Sie fingen zwar an sich anzubauen, der Ort aber gefiel jedermann übel. Kaum

waren

waren die Missionarien hier ein wenig zu Othem gekommen, so ließ ihnen der Engl. Gouverneur im Fort Détroit durch zwey Delawar-Hauptleute sagen, daß er sie sehen und sprechen wolle. . . . Dem zufolge traten die Missionarien Zeisberger, Senfemann, Heckewälder und Eduards mit vier National Gehülfen am 25ten Octbr. die Reise an, und erreichten nach vielen Beschwerlichkeiten auf dem Wege, am 3ten Nov. Détroit — wo sie wohlwollend empfangen, mit dem Nöthigen versehen und aufs beste behandelt wurden — auch ward hier das Herz des Capitain Pipe gewendet und er erklärte sich freundschaftlich gegen die Brüder.

60) Man darf nur irgend eine Erzählung von den Kriegen der Wilden eingesehen haben, um zu wissen, daß es das gewöhnliche Loos der Kriegsgefangnen ist, neben einem angezündeten Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden, und da durch die grausamsten und ausgesuchtesten Martern, welche die Wuth nur erdenken kann, mehrere Stunden lang, (wol 3 bis 4 Tage Loskiel S. 196) gequält (und gefressen) zu werden. — Alles was uns die Reisenden, als Zeugen von der kannibalischen Freude der Umstehenden und vorzüglich der Weiber und Kinder, und ihrer Wuth einander in Grausamkeiten zu übertreffen, so wie von dem Betragen der Gefangnen unter diesen Martern erzählen (s. Carver, Long, La Hontan, Adair ꝛc.), dieß alles sag ich, würde bey gesitteten Nationen unglaublich seyn, wird von der Nachwelt, wenn es einst keine Wilde mehr geben wird, als Fabel behandelt werden, wenn es nicht durch unwidersprechliche Zeugnisse als Wahrheit erwiesen würde. Täglich tragen sich noch solche Beyspiele in den Gegenden jenseits des Missisippi zu, sie finden von Jahr zu Jahr noch Statt unter den Wilden an der Wabash, und zuweilen selbst bey denen in Florida. Der Schriftsteller Pau glaubt, es fehle

fehle den Wilden an sinnlichem Gefühl (sensibilité physique) und deswegen könne er so fürchterliche Martern so geduldig ertragen, die Wahrheit aber ist, daß dieses physiologische Phänomen mit einem besondren Zustande des durch Leidenschaften gewaltig aufgeregten Gemüths in Verbindung steht. . . . Dieß ist der Zustand des Fanatismus, oder einer innigst ergreifenden Ueberzeugung, einer nach nichts fragenden Gewißheit davon, daß man in seiner Sache das Recht und die Wahrheit ganz und durchaus auf seiner Seite habe. . . . Bey dem Wilden ist (die heroische Fühllosigkeit) eine Wirkung des Fanatismus und der unvermeidlichen Nothwendigkeit zugleich — dennoch bleibt es ein interessantes physiologisches Problem auszumachen, was das für ein besondrer Zustand der Nerven, was das für eine Bewegung des elektrischen Fluidum seyn möge, wodurch das sinnliche Gefühl gleichsam verdampft oder sich bis auf den Punkt überspannt, daß der Schmerz vernichtet wird.

Volney II. 492 ff.

61) Ich fragte Herrn Wels, ob es wahr wäre, daß viele Weiße das Leben unter den Wilden dem Leben in der gesitteten Gesellschaft vorzögen, und warum dieß wol geschähe. Seine Antwort war lang und ging ins Einzelne, stimmte aber ganz mit demjenigen überein, was ich von verständigen und erfahrnen Personen in Kentucky, zu Poste-Vincennes und zu Detroit gehört hatte. Das einstimmige Resultat der Thatsachen ist dieses, daß die Kanadier, nämlich von Französischer Abkunft mehr als die Amerikaner, d. i. Sprößlinge aus deutschem und englischem Blute, Beyspiele der Art liefern. . . . Doch auch bey den Kanadiern findet sich der Geschmack an dem Leben der Wilden. Weit seltener unter Erwachsenen als unter Leuten von noch nicht 18 Jahren, und unter den Amerikanern zeigen nur solche eine Neigung dafür, die

in jungen Jahren als Gefangne weggeführt worden sind. . . . Solchen gefällt die ungebundene Freiheit sich zu vergnügen, zu spielen und umher zu laufen, weit besser als der Schulzwang in den Städten, und die Züchtigung der Trägheit, welche dabey Statt findet. Was die Erwachsenen betrifft, besonders die Amerikaner, welche von den Wilden zu Gefangnen gemacht oder adoptirt worden sind, so kann sich beynahe kein einziger an ihre Lebensart gewöhnen. . . . Diejenigen aber, die aus eigner Wahl zu den Wilden übergehen, größtentheils Kanadier, sind überhaupt genommen, schlechte Subjecte, Wüstlinge, Faullenzer, unruhige oder seichte Köpfe! Ein gewisses Ansehen welches sie sich bey den Wilden erwerben schmeichelt ihrer Eigenliebe, indem zugleich ein ausschweifendes Leben mit den Squaws oder Wildinnen ihre Leidenschaften reizt, so lange sie noch jung sind, im Alter aber kehren sie gewöhnlich in ihr Vaterland zurück, und beklagen zu spät ihre Verirrungen.

Volney II. 449 ff.

Digitized by Google

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Körperbeschaffenheit und Krankheiten.

Die Indianer sind überhauptgenommen starke Leute. Es ist sehr gewöhnlich, einen Jäger mit einem ganzen Hirsch auf dem Rücken zu Haus kommen zu sehen. Er trägt das Wild in einem Happi, welches eine Art Gürtel zum Lasttragen ist, und gegen die Brust anliegt, der Traggürtel aber dessen die Weiber sich bedienen liegt gegen die Stirn an. Auf diese Weise werden die Indianer eine Last forttragen, welche mancher weiße Mann nicht vom Boden würde aufheben können. Ein Indianer mit Namen Samuel nahm einmal das Mehl, welches aus einem Himten (bushel) Waizen gemahlen war, ganz in der Nähe von Nazareth früh bey Sonnenaufgang auf den Rücken, und kam mit dieser Last denselben Tag, des Abends in seinem Lagerplatz bey Wyoming an. Wenn die Indianer Häuser bauen, so tragen sie große Blöcke auf ihren Schultern von da, wo das Holz gehauen worden, bis dahin wo sie bauen wollen.

Gebraucht man die Indianer indessen zum Ackerbau oder andrer Handarbeit, so scheinen sie nicht so stark zu seyn als die Weißen; wenigstens halten sie

es nicht so lange aus. Man kann dieß aus mehreren Ursachen erklären, außer der daß sie an solche Arbeit nicht gewöhnt sind. Zum Theil ist es wol ihrem Mangel an stärkender Nahrung und ihrer unmäßigen Lebensart zuzuschreiben, da sie nämlich, wenn sie es haben, bis zum Uebermaaß essen, und zu andern Zeiten Tage- und Wochenlang Mangel leiden *). Solche die, wie wir, zu regelmäßiger Arbeit von Jugend auf angeleitet worden sind, werden stark und kräftig, und befinden sich gesund. Dieß war der Fall bey den Christl. Indianern, in der Niederlassung der Brüder **).

Bis zu der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man die Indianer noch immer als ein starkes gesundes Volk betrachten; manche sehr bejahrte Männer und Frauen sah man unter ihnen, einige von denen man glaubte daß sie bis 100 Jahr gelebt hätten. Sie erzählten mir und Andern oftmals, daß als sie noch jung waren, die jungen Leute nicht so frühzeitig heiratheten, als sie seitdem gethan haben, daß sie noch im 20sten Jahr Knaben genannt wurden und kein Beinkleid tragen durften wie die Männer damals thaten, sondern nur ein klein Stückchen Leder vorhängen hatten. Auch waren sie damals, so sagten sie, nicht so vielen Krankheiten unterworfen als in späteren Zeiten, und manche von ihnen rechneten darauf daß sie vor Alter sterben würden. Seit dieser Zeit

*) Zwey ausgehungerte Wilde verzehren in einer einzigen Mahlzeit sehr leicht einen ganzen Hirsch (Dammhirsch), ohne daß ein Stückchen davon übrig bleibt, und werden noch nicht satt.
Volney. II. 446.

**) Vergl. Volney II. 447.

Zeit aber hat sich in der Körperbeschaffenheit der Indianer, die den Weißen zunächst wohnen, vieles geändert. Durch die Einführung hitziger Getränke sind sie zu Lastern verleitet worden, und haben sich dadurch Krankheiten zugezogen, die ihnen, wie sie sagen, vorhin unbekannt waren; ihr Blut wurde durch eine schändliche Seuche verderbt, von welcher die Europäer behaupten daß sie ihnen von den Amerikanischen Ureinwohnern mitgetheilt wurde, von welcher diese aber sagen daß sie nie etwas davon gewußt oder gehört haben, bis die Europäer zu ihnen kamen. Jetzt sind die Indianer in hohem Grade davon angesteckt, Kinder erben sie von ihren Aeltern, und sterben nachdem sie einige Jahre hingekränkelt haben als Schlachtopfer jenes Gifts.

Die Indianer, welche die Laster der weißen Leute nicht angenommen haben, erreichen ein gutes Alter, von 70 bis 90 Jahren; wenige bringen es auf 100, und die Weiber leben überhauptgenommen länger als die Männer. Die Indianer scheinen von den Schwächen des Alters eben so viel zu leiden als die Weißen. Ich habe bejahrte Leute unter ihnen gekannt, die ihr Gedächtniß, ihr Gesicht und ihre Zähne verloren hatten. Ich habe auch Achtzigjährige zum zweytenmale kindisch gesehen, und unfähig sich selbst zu helfen.

Die Indianischen Weiber sind im Ganzen nicht so fruchtbar als die von weißer Abkunft. Ich denke dieser Fehler rührt von dem lasterhaften ausschweifenden Leben her, welches sie seit der Bekanntschaft mit hitzigen Getränken führen. Unter unsern christlichen Indianern haben wir ein Ehepaar gehabt, welches in den 30 Jahren nach seiner Bekehrung beständig ein

ordent-

ordentliches Leben führte und 13 Kinder hatte. Andre hatten 6 bis 9 Kinder. Im Allgemeinen aber haben die Indianer selten mehr als 4 oder 5 Kinder. Die Kinder bleiben gewöhnlich 2 Jahr an der Brust, und es giebt Beyspiele wo es 4 Jahr dauert. Die Mütter sind sehr geneigt dem letzten Kinde alles zu verstatten, sonst wird in dieser Rücksicht allen Kindern gleiches Recht zugestanden.

Ich habe nie von einer Indianischen Völkerschaft oder einem Stamme gehört, wo die Sitte herrschte, Kinder, wenn sie verunstaltet oder gebrechlich geboren würden oder bald nach der Geburt in diesen Zustand geriethen, umzubringen *). Ich habe im Gegentheil gesehen daß solchen Kindern eine besondre Sorgfalt gewidmet wurde. Auch sind mir niemals Indianer vorgekommen, welche sich künstlicher Mittel bedient hätten, die natürliche Form des Kopfs bey ihren Kindern zu verändern oder die Köpfe zusammzudrücken, wie dieß, wenn ich nicht irre, von einigen Reisenden ist behauptet worden **).

Die Krankheiten denen die Indianer am häufigsten unterworfen sind, sind Lungenschwindsucht, Flüsse, Fieber,

*) Es kommt auch wol vor, daß Aeltern ein ungestaltetes Kind, welches ihnen zur Last seyn würde, aussetzen oder umbringen. Volney II. 444.

**) Der Stamm der Chactas hat die Gewohnheit, dem Schädel der junggebornen Kinder die Form einer abgestutzten Pyramide zu geben, indem sie die noch weichen Köpfe mit einer aus kleinen Brettchen gemachten Form pressen. Dieser seltsame Gebrauch ist von solcher Wirksamkeit, daß die ganze Völkerschaft an ihrem platten Kopfe kenntlich ist, und sie dieß zum Beynamen erhalten hat. Volney II. 441.

Fieber, heftige Rheumatismen, welche wahrscheinlich sämmtlich eine Folge der Lebensart sind die sie führen, so wie auch der Beschwerden die sie ertragen müssen, und der Nahrungsmittel die sie zu sich nehmen. Gallen- und Wechselfieber stellen sich gewöhnlich im Herbst regelmäßig bey ihnen ein, wenn ihre Städte in der Nähe morastiger Gegenden oder stehender Gewässer liegen, und manche sterben daran. Ich habe bemerkt daß diese Krankheiten sich gemeiniglich zuerst zeigen wenn die wilde Pflaume zeitig ist, eine Frucht welche die Indianer besonders gern essen. Zuweilen aber zeigen sie sich auch, nach einer Hungersnoth oder lang anhaltendem Mangel an Nahrungsmitteln, wo sie denn häufig zu viel von dem unreifen Welschkorn, Wassermelonen oder andern wässerichten Früchten essen. Sie sind auch einer Krankheit unterworfen, welche sie "das gelbe Erbrechen" nennen, und welches zu Zeiten viele von ihnen dahin rafft. Diese Krankheit wird gewöhnlich den zweyten oder dritten Tag nachdem sie sich eingestellt hat, tödtlich.

Die bejahrten Männer sind den Rheumatismen (Gichtbeschwerden) im Rücken und den Knien sehr unterworfen. Ich habe einige gekannt die in einem Alter von 50 oder 60 Jahren Wochen- und Monatelang in Folge davon danieder lagen, und ich habe Knaben 10 bis 12 Jahr alt gesehen, die durch Verkältungen oder heftige Krankheitsanfälle so contract wurden daß sie den Gebrauch ihrer Glieder nie wieder erlangten.

Wurmkrankheiten sind unter den Kindern der Indianer sehr häufig, und sehr viele sterben daran. Sie essen sehr viel unreifes Welschkorn wenn es in

der

der Milch steht, nebst Bohnen, Wasser- und Zuckermelonen und dergleichen; ihr Unterleib wird außerordentlich dick und aufgetrieben, und vermuthlich erzeugen sich hiedurch die Würmer. Die Indianischen Kinder scheinen mir doch beym Zähnen etwas weniger zu leiden als die der Weißen.

Podagra, Steinschmerzen, Scropheln kennen die Indianer nicht. Auch habe ich niemals irgend einen kennen gelernt, der die Rachitis oder doppelte Glieder hatte. Die Schwindsucht rafft eine große Anzahl junger Leute weg, und wer sich längere Zeit unter ihnen aufhält der kann ohne Mühe von jedem Jahrzehnd zum andern, die schreckliche Verminderung ihrer Anzahl wahrnehmen. Unsre Laster haben zu ihrer Ausrottung mehr beygetragen als unsre Schwerdter.

Anmerkungen. 62) Man hält die Wilden für sehr rüstig und schnellfüßig — es ist indessen bekannt genug, daß die Europäer auf eine kurze Entfernung noch schneller laufen. Der Hauptvorzug der Wilden besteht meiner Meinung nach darin, daß sie lange Zeit in einem gleichmäßigen festen Schritt fortgehen können, weshalb sie zu Boten durch die Waldungen sehr gut zu gebrauchen sind, und da sie nur wenig Schlaf nöthig haben, und von Wurzeln und Wasser leben können, welche sie en volant verzehren, so geht mit dem Ausruhen und Essen nicht viel Zeit verloren. Sie sind auch vortreffliche Schwimmer und fürchten sich nicht vor dem stärksten Strom.

Long 36. 37.

63) Da ich unter den Nadowessiern bey denen ich mich so lange aufhielt, (7 Monate) nicht die geringste Spur von

von venerischer Krankheit entdecken konnte, und mir auch gesagt wurde, daß sie bey den mehr nach Westen zu wohnenden Völkerschaften noch unbekannt wäre, so glaube ich sagen zu dürfen, daß sie in Amerika ihren Ursprung nicht hatte. Die Völkerschaften, welche mit den Europäern oder den südlichen Stämmen Gemeinschaft gehabt haben, leiden gar sehr daran; sie haben indessen alle eine Kenntniß von schnell wirkenden und sichern Gegenmitteln erlangt, so daß die Ansteckung eben keine gefährliche Folgen hat.

Carver 392.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Heilmittel.

Die Materia medica der Indianer besteht aus verschiedenen Wurzeln und Kräutern die ihnen bekannt sind und deren Eigenschaften sie Fremden nicht gern offenbaren. Sie machen viel Gebrauch von Baumrinden, wie von der Rinde der weißen und schwarzen Eiche, der weißen Wallnuß, von welcher sie Pillen verfertigen, der Kirsche, des Hundeholzes (dog wood*) des Ahorns, der Birke und mehrer andrer. Diese Arzneyen bereiten und mischen sie auf mancherley Weise, welche sie als ein tiefes Geheimniß bewahren. Mit diesen Präparaten verbinden sie häufig abergläubige Gebräuche, wodurch sie sich gegen Hexerey schützen wollen, woran sie leider fest glauben. In der That, sie sind geneigt die allernatürlichsten Sterbefälle, den Künsten und Beschwörungen der Zauberer zuzuschreiben, und ihre Arzney ist in den meisten Fällen eben so sehr gegen diese als gegen die Krankheit selbst gerichtet. Es giebt indessen Aerzte unter ihnen, die frey von diesen Vorurtheilen sind, oder sich doch in der

*) Cornus florida L. Loskiel.

der Ausübung ihrer Kunst nicht davon leiten lassen. Es giebt jedoch Eine abergläubige Vorstellung, welcher alle ihre Aerzte ergeben sind, daß nämlich wenn Ausleerungsmittel nach oben wirken sollen, das Wasser zu denselben aus dem Flusse, stromaufwärts, wenn es nach unten wirken soll, stromabwärts geschöpft werden müsse. Dieß ist wenigstens etwas unschuldiges, und nicht viel alberner vielleicht oder nicht mehr zum Lächeln reizend, als manche Theorien ernsthafter und gelehrter Männer in civilisirten Ländern.

In Fiebern wenden die Indianer gewöhnlich Brechmittel an, welche auf mancherley Weise verfertigt und gemischt werden. Ich sah einmal wie einem Manne der sich mit der Wurzel des Mayapfels (May Apple) *) vergiftet hatte, ein Brechmittel gegeben wurde. Es bestand in einem Stück Rackunhaut, worauf noch die Haare saßen, welches zu Asche verbrannt und zu Pulver gerieben wurde, ferner aus gestoßenen Bohnen und Schießpulver. Diese drey Dinge wurden mit Wasser gemischt und dem Kranken eingegeben. Es erfolgte hierauf ein heftiges Erbrechen, die giftige Wurzel wurde völlig ausgeleert und der Mann wieder hergestellt.

In andren Unpäßlichkeiten, vorzüglich in denen, rheumatischen Ursprungs, sind Blutlassen und Schwitzen immer die ersten Mittel an welche man sich hält. Der Schwitzofen ist das erste, wohin sich ein Indianer begiebt, wenn er sich im geringsten übel befindet; dieß ist der Ort wo der ermüdete Reisende, der Jäger oder der Krieger Hülfe zu finden hofft, gegen die Stra-

*) Podophyllum peltatum.

Strapazen die er ausgestanden, gegen die Verkältung die er sich zugezogen oder den Mangel an Eßlust worüber er sich zu beschweren hat.

Dieser Ofen wird von verschiedner Größe aufgeführt, so daß er von 2 bis 6 Personen auf einmal fassen kann, oder auch nach dem Verhältniß der Anzahl von Mannspersonen welche in einem Dorfe sind, so daß sie alle nach einander bedient werden können. Gewöhnlich baut man ihn am Ufer oder an einem Abhange, halb unter und halb über der Erde. Oben wird er mit zerspaltenem Holz und mit Erde wohl bedeckt, und hat vorn eine Thür, wo ebener Boden ist, um hinein zu gehen oder vielmehr zu kriechen. Hier nun, außerhalb des Ofens, werden Steine von der Größe dicker Rüben, von einem oder mehr Menschen, welche zu diesem Ende für jeden Tag angestellt werden, erhitzt. Während dessen bereitet entweder die Person selbst welche ein Schwitzbad nehmen will, eine Abkochung von Wurzeln und Kräuter, oder dieß geschieht auch durch einen Mann aus dem Dorfe, der zum allgemeinen Gebrauch einen großen Kessel voll bereit hält, so daß wenn der Ausrufer umhergeht und ruft "Pimook" d. i. geht zum Schwitzen, jeder mit seinem kleinen Kessel ankommt, welchen er sich mit dem Trank füllen läßt, der ihm als Arzney dient, eine starke Ausdünstung befördert und seinen Durst löscht. Sobald sich eine hinlängliche Anzahl bey dem Ofen eingefunden hat, wird eine Menge der heißgemachten Steine in die Mitte desselben hineingerollt, und die Badelustigen gehen hinein, setzen sich oder legen sich vielmehr um diese Steine her, und bleiben da so lange bis der Schweiß aufhört zu fließen.

Als-

Alsdann kommen sie heraus, werfen ein oder ein Paar Decken um, sich nicht zu verkälten *), und es werden nun andre Steine hineingeworfen, für diejenigen die noch in den Ofen wollen. Während sie im Ofen sitzen, wird zuweilen Wasser auf die heißen Steine gegossen um Dämpfe zu erregen, von welchen sie sagen, daß sie die Hitze vermehren und ihren Gliedern und Gelenken Geschmeidigkeit geben. In rheumatischen Beschwerden wird der Dampf durch einen Aufguß auf gekochte Wurzeln hervorgebracht, und der Patient wird während des Bades sorgfältig in Decken eingehüllt um die kalte Luft von ihm abzuhalten und die Ausdünstung zu gleicher Zeit zu befördern.

Die Schwitzöfen sind gewöhnlich in einiger Entfernung von einem indianischen Dorfe, wo Holz und Wasser beständig zur Hand sind. Man beobachtet an diesen Oertern die beste Ordnung. Die Weiber haben ihre besondern Oefen, welche nach einer andern Seite hin als die für die Männer liegen, und wo eben die Regeln der Ordnung gelten. Die Mannspersonen bedienen sich des Schwitzbades gewöhnlich einmal auch wol zweymal die Woche; die Weiber binden sich hiebey nicht an einen bestimmten Tag, bedienen sich auch des Bades nicht so oft als die Männer.

Im Jahr 1784 kam ein Herr, den ich zu Détroit gekannt, und der sich lange Zeit in schwächlichen Gesund-

*) Wenn sie (die Indianer) aus dem Schwitzofen kommen, eilen sie sogleich an den nächsten Fluß und springen ins Wasser, wenn sie sich hier etwa eine halbe Minute lang gebadet haben, ziehen sie ihre Kleider wieder an, setzen sich und rauchen ihre Pfeife.

Carver. 390.

Vergl. Long. S. 48. und Loskiel. S. 139.

sundheitsumständen befunden hatte, von dort in das christliche Indianer Dorf am Huronfluſſe, um sich des Schwitzofens zu bedienen. Da es mitten im Winter war, tiefer Schnee lag und große Kälte herrschte, so rieth ich ihm das Schwitzen bis auf eine wärmere Jahrszeit zu verschieben; da er aber bey seinem Entschlusse blieb so bat ich ihn nicht länger als 15 oder höchstens 20 Minuten in dem Ofen zu bleiben. Er fand indessen den Aufenthelt im Ofen so behaglich daß er eine ganze Stunde darin sitzen blieb, bis er zuletzt ohnmächtig wurde und zwey starke Indianer ihn in mein Haus tragen mußten, wo er sich sehr peinlich fühlte und nicht im Stande war zu gehen. Er blieb bis zum folgenden Tage bey mir, wo ich ihn zu Schlitten zu den Seinigen nach Détroit brachte. Alle Aerzte verzweifelten an seiner Wiederherstellung und er beklagte es öfters meinen Rath nicht befolgt zu haben. Plötzlich aber trat Besserung ein, er bekam nicht nur seine Gesundheit wieder, sondern wurde auch ein starker robuster Mann, so daß er öfters zu sagen pflegte: der Schwitzofen wäre das beste, was er in seinem Leben zur Beförderung seiner Gesundheit angewandt hätte. Dieß sagte er mir 15 Jahr darnach als ich ihn im Jahr 1798 sah, er befand sich immer vollkommen wohl, und starb im Jahr 1814 in einem hohen Alter.

Digitized by Google

Dreyßigstes Kapitel.

Aerzte und Wundärzte.

Durch diese Benennung wünsche ich die rechtschaffnen und braven Männer zu bezeichnen, die Krankheiten und Wunden durch die bloße Anwendung der natürlichen Mittel, ohne Beymischung von einigem Aberglauben weder bey der Verfertigung noch bey dem Gebrauch derselben zu behandeln gewohnt sind. Sie sind sehr verschieden von den Doctoren oder Beschwörern von denen ich im nächsten Kapitel reden werde. Blos in dem einen schon bemerkten Punct, wie das Wasser bey einem Brech- und bey einem Laxirmittel geschöpft werden müsse, scheinen sie in ihren lächerlichen Meynungen sich einander zu nähern. Diese seltsame Vorstellung findet sich bey den Indianern aller Classen; man müsse sorgsam seyn denken sie, bey der Bereitung der Heilmittel dem Laufe der Natur zu folgen, um in dem Magen oder den Eingeweiden des Patienten keine Unordnung zu erregen.

Dieß eine ausgenommen, sind die Indianischen Aerzte vielleicht von seltsamen Theorien weiter entfernt, als die irgend einer andern Nation auf Erden.

Ihre

Ihre Wissenschaft gründet sich allein auf Beobachtung, Erfahrung und die wohlgeprüfte Wirksamkeit der Heilmittel. Es giebt Aerzte von beyderley Geschlecht die sich viel Mühe geben, eine richtige Kenntniß von den Eigenschaften und Heilkräften der Pflanzen, Wurzeln und Rinden zum Wohl ihrer Mitmenschen zu erlangen. Sie sind sehr sorgsam zu jeder Zeit ein vollständiges Sortiment ihrer Arzneyen zur Hand zu haben, welche sie zu gehöriger Zeit einsammeln, und zuweilen aus einer Entfernung von mehreren Tagereisen herholen, diese behandeln und trocknen sie alsdann wie es sich gehört, binden sie in kleine Bündel und bewahren sie zum Gebrauch auf. Es wäre zu wünschen, daß sie etwas mehr Kenntniß von der Quantität in welcher sie die Mittel geben sollten, besitzen möchten. Gewöhnlich aber sind sie zu geneigt, übermäßig starke Dosen zu geben, nach dem misverstandnen Grundsatz, daß des Guten viel gebraucht, nothwendig auch viel des Guten wirken müsse.

Dennoch muß ich sagen daß ihre Behandlung im Ganzen ziemlich glücklich ist. Der Gebrauch ihrer Brechmittel und ihrer Arzeneyen gegen Fieber und das Schwitzen nach ihrer Art hat mir selbst gut gethan, und letzteres hat mir in einem hartnäckigen Rheumatismus geholfen. Ich habe auch mehrere so wol Weiße als Indianer gekannt, die sich in Krankheiten mit eben dem Erfolg der Indianischen Aerzte bedient haben. Die Frauen der Missionäre haben in jedem Fall wo sie sich in den ihrem Geschlecht eignen Krankheiten an die weiblichen Aerzte unter den Indianern wandten, immer viel Nutzen von ihrer Geschicklichkeit verspürt. Sie sind auch sehr geschickt Wunden und

Quet-

Quetschungen zu heilen. Ich stand einmal zwey Tage und zwey Nächte lang die quälendsten Schmerzen an einem Nagelgeschwür aus, wodurch mir aller Schlaf geraubt wurde, eine Indianische Frau aber verschaffte mir in weniger als einer halben Stunde die vollkommenste Linderung durch die einfache Anwendung eines Breyes von den Wurzeln des gemeinen blauen Veilchen *).

In der That, in der Heilung äußrer Wunden zeichnen sie sich vorzüglich aus. Nicht nur ihre kunstverständigen Männer und Frauen sondern auch jeder Krieger ist mehr oder weniger mit den Heilkräften der Kräuter und Wurzeln bekannt, was auch beynahe unentbehrlich für sie ist, da sie oft in Gefahr kommen in dem Kampf mit dem Feinde verwundet zu werden. Dieser Zweig des Wissens hat deswegen bey ihnen eine große Vollkommenheit erlangt. Ich glaube festiglich, daß es keine Wunde giebt, durchaus tödtliche, oder für unsre besten Aerzte unheilbare abgerechnet, welche ein Indianischer Wundarzt (ich meyne einen von den besten die sie haben) nicht glücklich heilen sollte. Ich kannte einst einen ausgezeichneten Shawano, der von einigen weißen Bösewichtern, als er von Pittsburg zurückkehrte, in die Brust geschossen wurde. Dieser Mann hatte, als ich ihn sah, schon

*) Vielleicht Viola Ipecacuanha, Ipecacuanha, wovon Loskiel sagt: sie bedienen sich derselben nicht blos als eines Brechmittels, sondern auch gegen den Schlangenbiß. S. 149.

80 Meilen zurückgelegt mit einer Wunde, aus welcher so oft er athmete Blut und ein wässeriger Schaum hervordrangen. Dennoch sagte er mir, er wäre versichert daß er geheilt werden würde wenn er nur Waketemeki, einen 50 Meilen weit entlegenen Ort, wo einige ausgezeichnete Indianische Wundärzte wohnten, erreichen könnte. Mir und andern die die Wunde untersuchten schien sie unheilbar; allein er erreichte den genannten Ort und wurde vollkommen geheilt. Ich sah ihn 10 Jahr darnach zu Détroit; er war völlig gesund und wohlbeleibt, 9 Jahr später aß ich noch zu Mittag mit ihm an demselben Orte.

Ein

Einunddreyßigstes Kapitel.

Doctoren oder Beschwörer (jugglers).

Ich nenne diese Leute Doctoren, weil dieß der Name ist den ihre Landsleute ihnen geben, die ihn aus unsrer Sprache erborgt haben *), und sie von diesem prunkenden Namen auch sehr eingenommen sind. Sie machen eine Classe berufsmäßiger Betrüger aus, welche die abergläubigen Vorurtheile des Volks benutzen, und sich den Namen und den Ruf erwerben als ob sie hohe Weisheit und übernatürliche Kräfte besäßen. Sie schreiben sich eine gewisse verborgene Wissenschaft zu, wodurch sie im Stande zu seyn behaupten, nicht nur natürliche Krankheiten zu heilen, sondern auch die Beschwörungen der Hexenmeister und Hexen aufzuheben, und böse Geister auszutreiben.

Diese

*) Eigentlich sagen sie Doctols, weil die Indianer den Buchstaben r nicht aussprechen können. Die Minsi oder Monseys nennen sie "Mědéu" welches Beschwörer bedeutet.

Diese Leute sind Aerzte wie die vorhin erwähnten, in sofern sie auch mit den Heilkräften der Kräuter, Wurzeln und Rinden so wie mit andern Heilmitteln bekannt sind; sie unterscheiden sich aber von jenen durch die Ansprüche auf höhere Wissenschaft die sie machen, und durch die Unverschämtheit womit sie die Leichtgläubigen hintergehen. Es thut mir Leid gestehen zu müssen, daß sie, in ihrem Beruf, den Rang über den rechtschaffnen Aerzten haben. Sie geben vor daß manche Krankheiten durch gewöhnliche Mittel nicht geheilt werden könnten, und daß auch zur Behandlung von manchen die Fähigkeiten gewöhnlicher Aerzte nicht hinreichten. Wenn ein Uebel, sagen sie, durch Hexerey verursacht worden sey, so müßten kräftigere Mittel angewandt und Maaßregeln genommen werden, die Bosheit desjenigen der den unglücklichen Kranken behext hat, zu vereitlen. Dieß könne nur durch die Entfernung oder die Vernichtung der schädlichen oder tödtlichen Substanz, welche der Zauberer in den Kranken hineingebracht hat, bewirkt werden, oder im Fall es ein böser Geist seyn sollte, müsse man ihn fesseln oder austreiben oder ihn in eine entfernte Gegend verbannen von wo er nie wieder zurückkehren könne.

Wenn es dem Beschwörer gelungen ist, seinen Patienten zu überreden, daß seine Krankheit von der Art ist, daß kein gewöhnlicher Arzt ihm Hülfe zu verschaffen vermag, so wird er ihn weiter davon zu überzeugen suchen, daß es nöthig sey ihn "recht stark" zu machen d. i. ihm einen ansehnlichen Lohn zu geben, welcher, wird er sagen, ihm als einem Manne

welcher

welcher so schwere Dinge ausrichten könne, von Rechtswegen gebühre. Wenn der Kranke welcher Hülfe sucht, reich ist, so wird der Doctor, was auch immer die Krankheit seyn möge, nicht ermangeln, sie der Macht der Zauberey zuzuschreiben, und sich selbst, als die einzige Person die in einem so schwierigen verwickelten Falle, Hülfe leisten könne, zu empfehlen. Der arme Kranke, will er dieses großen Mannes Rath und Hülfe erlangen, muß ihm auf der Stelle sein Honorar geben, welches gewöhnlich entweder in einem hübschen Pferde, einer guten Büchse, einer beträchtlichen Menge Wampum, oder einem guten Vorrath Waaren besteht. Wenn dieser Lohn hinlänglich gesichert ist, und nicht eher, schickt sich der Doctor an, das schwierige Unternehmen worauf er sich eingelassen hat zu vollführen, dem Anschein nach mit solcher Anstrengung als ob er darauf ausginge einen Berg von der Stelle zu bewegen. Er wirft seine Augen rund um sich herum, Aufmerksamkeit zu erregen, nimmt ernsthafte und wichtige Mienen an, scheint in Gedanken und Nachsinnen verloren, und genießt eine Zeitlang die Bewunderung der Zuschauer. Endlich fängt er sein Werk an. Mit einem furchtbaren Gewande angethan, nähert er sich dem Kranken, unter mancherley Verzerrungen und Gebärden, und verrichtet neben und über ihm alle mögliche Gaukeleyen welche ihm nur seine Einbildungskraft eingiebt. Er haucht ihn an, bläst ihm in den Mund, sprützt ihm einige von ihm verfertigte Arzeneyen ins Gesicht, in den Mund und die Nase; er rasselt mit seinem Kürbis voll trockner Bohnen oder Kiesel, zieht hervor und drehet in der Hand herum eine Mannichfaltigkeit

tigkeit von Stäbchen und Bündelchen, aus welchen er das passende Heilmittel herauszusuchen scheint, und begleitet dieß alles mit den fürchterlichsten Gesticulationen, wodurch er, wie er sagt, sich bemüht den Geist, oder die Krankheit wegzuschrecken, und fährt auf diese Weise fort bis er ganz erschöpft und außer Athem ist, worauf er sich wegbeziebt um den Erfolg abzuwarten.

Die Besuche des Beschwörers werden, wenn es der Patient begehrt, von Zeit zu Zeit wiederholt; doch nicht ohne daß für jeden Besuch ein abermaliges Honorar vorausbezahlt worden. Dieß geht fort, bis das Vermögen des Kranken gänzlich erschöpft ist, oder bis er beschließt einen andern Doctor rufen zu lassen, bey welchem aufs neue mit dem Bezahlen der Sporteln angefangen werden muß, wie bey seinem Vorgänger.

Wenn endlich die Kunst der Beschwörer-Zunft, nach wiederholten Versuchen, wirkungslos befunden wird, so wird der Patient für unheilbar erklärt. Die Doctoren werden sagen, er habe sich zu spät an sie gewandt; er sey ihrer Vorschrift nicht pünctlich gefolgt; oder zuweilen auch, er wäre von einem der größten Meister in der Kunst behext worden, und wenn nicht ein Kunstverständiger mit höherer Weisheit begabt gefunden werden könne, so wäre für ihn nichts übrig als zu sterben oder in Schmerzen die keine Macht lindern könne, hinzuquälen.

So treiben diese Beschwörer ihren Betrug, und bereichern sich auf Unkosten der Thoren und Leichtgläubi-

gläubigen. Ich habe Fälle gekannt, wo sie einen Kranken für völlig geheilt und außer aller Gefahr erklärten, der gleichwol wenige Tage darauf an seiner Krankheit starb; und auf der andern Seite sind mir auch Fälle vorgekommen, wo der Patient genas, nachdem er für unheilbar erklärt, und zum Sterben verurtheilt worden war. In den letzteren Fällen aber hatte der Kranke so viel Verstand gehabt, sich an die rechtschaffnen Aerzte des einen oder des andern Geschlechts zu wenden, und hatte durch die ihm gegebnen Arzneyen Hülfe gefunden.

Als ich einst durch die Straße eines großen Indianischen Dorfs am Muskingum ging, und den Chief Gelelemend, den wir Killbuck nannten, bey mir hatte, kam plötzlich einer von jenen Beschwörern, in seinem vollständigen Anzuge, aus dem nächsten Hause. Dieser Anblick, mir damals noch neu, erschreckte mich so sehr daß ich sogleich auf die andre Seite des Chief flog, der meine Unruhe und meine schnellen Schritte bemerkte, und mich fragte was mir fehle, und wofür ich das was vor mir wäre hielte? Nach seinem Aeußern, antwortete ich, möchte ich es für einen Bär oder ein ähnliches reißendes Thier halten, was es nach seinem Innern ist, weiß ich nicht, glaube aber beynahe es ist der böse Geist. Mein Freund Killbuck lächelte, und versetzte: Nein, nein! es ist ein Mann den du wohl kennest, es ist unser Doctor. Ein Doctor, sagte ich, wie! kann sich denn ein menschliches Wesen so umgestalten, daß man es für einen Bär der auf den Hinterfüßen geht und Hörner auf dem Kopfe hat, halten sollte! . . . Der Beschwörer drinnen, im

An-

Anzuge, hörte was zwischen uns gesprochen wurde, und fing an, uns einige von seinen seltsamen Grimassen vorzumachen, vermuthlich in der Absicht mich zu belustigen, da er bemerkte daß ich mit großem Erstaunen nicht ohne Beymischung von Furcht, auf ihn sah; je mehr er aber in seiner Darstellung weiter ging, desto ungewisser wurde ich, ob es ein menschliches Wesen oder ein Bär wäre, denn er ahmte diesem Thier in größter Vollkommenheit nach so wie ich es oft auf den Hinterfüßen gehen sah. Der Chief wiederholte indessen seine Versicherung daß dieß Wesen der Doctor wäre, der einen von seinen Patienten besuchte welcher behext worden. Ein Gespräch entstand hierauf zwischen uns, welches ich hier, so gut ich es mir erinnern kann in denselben Worten anführen will:

Heckew. Warum aber geht der Mann in einem solchen Anzuge? wird sein Patient nicht tödtlich erschrecken wenn er ihn ins Haus treten sieht.

Killb. Nein, nein! Die Krankheit, der böse Geist wird dadurch weggeschreckt werden, der Kranke aber weiß wohl, daß er ohne die kräftigsten Mittel keine Hülfe finden kann, sondern durch den bösen Willen irgend eines schlechten Menschen hingeopfert werden wird. Aber sage mir bedienen sich eure Doctoren in hartnäckigen und besorglichen Fällen nicht auch kräftiger Mittel um ihren Patienten Hülfe zu schaffen?

H. So viel ich weiß, giebt es keine Fälle, wo Hexerey als die Ursache der Krankheit angegeben würde, unsre

unsre Aerzte haben folglich nichts damit zu thun; und wenn sie auch zu Zeiten kräftige Mittel anwenden müssen, so kleiden sie sich doch nicht aus, wie wilde Thiere, um wie du sagst die Krankheit wegzuschrecken. Wenn unsre Aerzte das thäten, so würden sie bald von ihren Patienten verlassen werden, sie würden kein Brod haben, sie würden sich nicht erhalten können.

K. Unsre Doctoren sind die reichsten Leute die wir unter uns haben, — ihnen fehlt nichts — schöne Pferde, schöne Kleider, Wampumgürtel und Schnüre in Ueberfluß, silberne Arm- und Brustplatten in Menge, und alles haben sie!

H. Auch unsre Aerzte haben sehr schöne Pferde und Wagen, schöne Häuser, schöne Kleider, Ueberfluß an guten Lebensmitteln und Weinen, und Geld genug außerdem! Sie werden als Männer von Stande und Erziehung betrachtet, und würden euren Doctor, wie er da angekleidet ist, nicht in ihre Gesellschaft kommen lassen.

K. Du mußt, mein Freund, bedenken daß die Fälle verschieden sind; hätten die weißen Leute Zauberer unter sich wie die Indianer haben, so würden sie es nöthig finden unsre Verfahren anzunehmen und sich unsrer Mittel zu bedienen eben wie es unsre Doctoren thun. Sie würden es nöthig finden die fürchterlichen Wirkungen der Hexerey zu vernichten oder ihnen entgegen zu arbeiten.

H. Die Zauberer von denen du sprichst haben ihr Wesen blos in deiner Einbildungskraft; mache dich

von

von dieser Einbildung los, und du wirst weiter nichts von ihnen hören.

Der Anzug den dieser Beschwörer anhatte, bestand aus einem einzigen Kleide oder Ueberzug von einem oder mehr Bärenfellen verfertigt, kohlschwarz und so gut an einander genähet und gepaßt daß man den Menschen darin durchaus nirgend gewahr wurde. Der ganze Kopf des Bären, mit Einschluß des Mauls, der Nase, der Zähne, der Ohren u. s. w. zeigte sich gerade so als bey dem lebenden Thier; eben dieß war der Fall bey den Beinen mit langen Klauen, diesem war nun noch ein ungeheures Paar Hörner auf dem Kopf hinzugefügt und von hinten ein gewaltiger haariger Schweif, der sich, wenn der Doctor ging, wie auf Springfedern bewegte. Unten wo die Hände waren, befanden sich zwey ausgeschnittne Löcher, dem Auge aber nicht sichtbar, weil sie mit dem langen Haar bedeckt wurden, durch diese Oeffnungen steckte und regierte er die Werkzeuge die er bey sich hatte, und er sah durch zwey Löcher in welchen Gläser angebracht waren. Das Ganze gewährte einen sehr seltsamen Anblick, nicht jeder aber dürfte ihn aushalten.

Es giebt Beschwörer von einer andern Art, meistentheils alte Männer und Weiber, welche zwar nicht unter die Doctoren oder Aerzte gerechnet werden, aber doch ihren Unterhalt durch ihre Ansprüche auf übernatürliche Kenntnisse finden. Einige geben vor daß sie in trocknem Wetter Regen verschaffen könnten, wenn man es verlangte; andre bereiten Mittelchen, welche

welche sie ungeschickten Jägern verkaufen, damit sie Glück haben mögen, noch andre verfertigen Liebestränke für solche verheirathete Personen, die einander entweder nicht lieb haben, oder glauben daß sie es nicht können.

Wenn man sich an einen dieser Beschwörer wendet, um bey trockner Jahrszeit Regen herab zu bringen, so muß er zuförderst ein Geschenk bekommen. Dieß Geschenk legen die Weiber zusammen, von welchen man voraussetzt daß sie als Bearbeiterinnen des Bodens, hiebey am meisten interessirt seyn werden, die Männer pflegen ihnen indessen verstohlner Weise etwas zuzustecken um ihre Sammlung zu unterstützen, welche in Wampumkorallen, in Tabak, in silbernen Brustspangen und einem zubereiteten Hirschfell um Schuh daraus zu machen besteht. Wenn es dem Beschwörer mit seinem Versuche nicht glückt, so fehlt es ihm nie an einer Entschuldigung; entweder sind die Winde wider einander, der trockne Wind ist zu stark für den feuchten oder den Südwind; oder man hat ihn nicht stark genug gemacht (d. h. nicht hinlänglich bezahlt) um den Nordwind zu zwingen dem Südwinde, der den Regen bringen soll, zu weichen; oder endlich, er müsse mehr Zeit haben den großen Geist anzurufen, ihm bey dieser wichtigen Gelegenheit beyzustehen.

Im Sommer des Jahrs 1799 fand in der Gegend um den Muskingum eine außerordentliche Dürre Statt; so daß, alle Gewächse, selbst das Gras und die Blätter auf den Bäumen zu vergehen schienen;

da

da wandten sich die Weiber an einen alten Mann mit Namen Chenos, vom Delaware gebürtig, daß er Regen herabbringen möge, und beschenkten ihn zu dem Ende ansehnlich. Der erste Versuch mislang, man beschenkte ihn zum zweyten Male, und es traf sich, daß ich ihn eines Morgens, da ich meiner Geschäffte wegen über die Stelle ging wo er in Arbeit war, und ihn wohl kannte, geradezu fragte: was er machen wollte? "Ich bin gedungen worden sagte er, ein schweres Tagewerk zu verrichten!" — Welches denn? — Ey, Regen vom Himmel herabzubringen! — Wer hat dich denn dazu gedungen? — Die Weiber im Dorfe; siehest du nicht wie nöthig der Regen ist, und daß das Korn und Alles zu Grunde geht? — Aber kannst du denn Regen machen? — Ja wohl! und das sollst du heute diesen Tag noch sehen! —

Er hatte schon ein Viereck von etwa 5 Fuß auf jeder Seite, mit Stangen und Baumrinden eingeschlossen, man hätte es mit einem Einfang für Ferkel etwa von 3 Fuß Höhe, vergleichen können, und nun fing er an, mit gen Himmel und gegen Norden gekehrtem Gesicht, etwas zu murmeln, darauf verschloß er die Oeffnung welche er an der Nordseite (des Vierecks) gelassen hatte mit Baumrinde, und wandte sich in derselben Haltung und immer einige Worte murmelnd, nach Süden hin, als ob er ein höheres Wesen anriefe, und nachdem er die Baumrinde an der südwestlichen Ecke durchschnitten hatte, so daß eine Oeffnung von 2 Fuß entstand, sprach er: "nun werden wir Regen genug bekommen!" Als er den Fluß hinab, das Geräusch von Setzstangen welche

gegen

gegen ein Kanoe schlugen, vernahm, fragte er mich was das wäre? Ich sagte ihm, es wären unsre Indianer, welche den Fluß hinaufführen um ein Buschnetz zum Fischen zu machen *). "Laßt sie doch wieder zu Hause gehen, sprach er, sage ihnen dieß wäre kein Tag zum Fischfange geschickt"! Ich sagte, er möge sie näher kommen lassen, und selbst zu ihnen reden wenn er Lust hätte. Dieß geschah, und er sagte ihnen, daß sie nur nicht ans Fischen denken möchten, weil ein heftiger Regen kommen, und sie ganz durchnässen würde. Das thut nichts, Vater, antworteten sie halb scherzend, gieb uns nur Regen, und wir wollen uns mit Freuden durchweichen lassen! Sie fuhren darauf weiter, und ich ging nach dem Dorfe Goschachking. Hier erwähnte ich des Umstands gegen den Chief, und sagte zugleich, daß ich es für unmöglich hielte daß es jetzt regnen würde, weil der Himmel so heiter wäre wie er seit beynahe 5 Wochen immer gewesen, und nichts eine Veränderung in der Atmosphäre ankündigte. Der Chief antwortete: "Chenos weiß sehr wohl was er thut; er kann zu aller Zeit vorhersagen, was für Wetter werden wird; er macht Morgens und Abends seine Beobachtungen an dem Flusse oder an etwas in demselben." Nachmittags um 3 Uhr kehrte ich von dem erwähnten Dorfe zurück, der Himmel blieb wie zuvor bis etwa 4 Uhr, wo sich auf einmal die Luft bezog, und es anfing zu regnen, ohne Gewitter ohne Wind, auch mehrere Stunden hinter-

*) Die Fische werden durch Büsche an einem über den Fluß gezogenen Seil gegen einen Damm, in welchen man nur eine kleine Oeffnung gelassen hat, getrieben und da leicht gefangen. S. Loskiel S. 122.

Digitized by Google

hintereinander zu regnen fortfuhr, bis der Boden ganz durchweicht war.

Ich halte dafür daß dieser Mann, wie Andre die ich gekannt habe, ein sorgfältiger Beobachter der Witterung war, und daß er an dem Tage seine Vorhersagung auf einige von ihm am Himmel oder im Wasser beobachtete Zeichen gründete, von denen er durch Erfahrung wußte daß sie Vorboten des Regens wären; die leichtgläubige Menge ermangelte indessen nicht, sie seiner übermenschlichen Macht zuzuschreiben.

Die Mittelchen um einem ungeschickten Jäger Glück zu verschaffen sind in einem Läppchen Tuch eingebunden, und müssen, während der Jagd auf der Haut getragen werden. Die Mischungen wodurch zwischen Mann und Frau Liebe erregt werden soll, müssen dem frostigen Theil des Paars verstohlner Weise im Essen oder im Getränk beygebracht werden.

Zwey-

Digitized by Google

Zweyunddreyßigstes Kapitel.

Aberglauben.

So groß und mächtig der Indianer zu seyn glaubt, so fest und unerschrocken er auch wirklich ist — da er jeder Jahrszeit und jeder Witterung trotzt, keine Gefahren achtet, Hunger, Durst und Kälte erduldet, und gern die Stärke seines Charakters selbst unter solchen Qualen, an welche unsre kleinlichere Natur nicht ohne Schaudern nur denken kann, an den Tag legt — so hat doch dieser Herr der Schöpfung, der sein Leben in stetem Kampfe mit wilden Thieren und Menschen hinbringt, und stolz auf seine Unabhängigkeit mit Hochgefühl an seine Brust schlägt und ausruft: ich bin ein Mann! so hat doch der Nord-Amerikanische Indianer eine schwache Seite, wodurch er auf eine gleiche Stufe mit dem allerfurchtsamsten und schüchternsten Geschöpf herabsinkt, nämlich eine kindische Furcht vor einer verborgenen und unbekannten Gewalt, welche, es sey denn daß er sich hinlänglich ermannet um sie zu überwinden, auf einmal den Helden in einen Feigherzigen verwandelt. Es ist unglaublich welchen Einfluß der Glaube des Indianers an Zauberkraft auf sein Gemüth

müth hat. Sie sind nicht mehr dieselben Menschen, in demselben Augenblick wo ihre Einbildungskraft von dem Gedanken ergriffen wird, daß sie behext sind. Ihre Phantasie ist alsdann beständig thätig die schrecklichsten und niederschlagendsten Bilder zu schaffen. Sie sehen sich an als Schlachtopfer der boshaften Künste einer verächtlichen unbekannten Hand; eines Menschen der es nicht gewagt haben würde in rechtmäßigem Kampfe ihnen gegenüber zu treten, als solche die eines elenden unrühmlichen Todes dahin sterben müssen, eines Todes, welchem sie den Marterpfahl mit allen seinen Schrecken würden vorgezogen haben. Keine Erzählung, keine Sage, kein Andenken von ihrem Muth und ihrer heldenmüthigen Tapferkeit, wird nun mit ihrem Tode auf die Nachwelt kommen, man wird glauben, sie hätten kein bessres Schicksal verdient. Und — ein schrecklicher Gedanke für einen Indianer! — und dieser Tod wird auf immer ungerächet bleiben, vergebens werden die Freunde, die Verwandten, die Stammesgenossen den Mörder suchen, sie werden ihn suchen, wenn er vielleicht mitten unter ihnen ist, unbemerkt und ungekannt, lächelnd über ihre ohnmächtige Wuth, und in Ruhe ein neues Opfer für seine höllnischen Künste auswählend.

Von dieser außerordentlichen Macht ihrer Zauberer, von den Ursachen wodurch sie entsteht, von der Art wie sie erlangt wird, haben die Indianer, wie man leicht vermuthet, keine recht deutliche Vorstellung. Alles was sie sagen können ist dieß, daß der Zauberer sich einer tödtlichen Substanz (deadening substance) bedient, welche er fortsendet und der Person, welche er "treffen" will, beybringt, durch die Luft,

Luft, vermittelst des Windes, oder seines eignen Athems, oder welche er auch auf eine Weise welche sie weder begreifen noch beschreiben können, ihr anthut oder auf sie wirft. Die auf solche Weise "getroffne" Person, wird sogleich von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen, sie wird niedergeschlagen, der Appetit verläßt sie, sie schläft unruhig, sie schwindet und magert ab, oder wird von einer Krankheit befallen, und sie stirbt endlich als ein unglückliches Schlachtopfer der Geschäfftigkeit — ihrer Einbildungskraft!

Von dieser Art sind ihre Vorstellungen und zugleich die traurigen Wirkungen jener Furcht vor einer übernatürlichen Macht, von welcher sie sich einbilden, daß sie unter ihnen sey und Einfluß habe. Daß sie einander vermittelst giftiger Wurzeln und Pflanzen, das Leben nehmen können, ist zuverläßig wahr, hiebey aber findet keine Hexerey Statt. Jenes Vorurtheil also, welches sie quält, kann nur ihrer äußersten Unwissenheit und Leichtgläubigkeit zugeschrieben werden. Ich war einst in Bekanntschaft mit einem weißen Mann, einem feinen und genauen Beobachter, der lange unter den Indianern gelebt hatte, und da er auch mit einer Indianerfamilie verwandt war, sich in der günstigsten Lage befand, über diesen Punct genau unterrichtet zu werden. Er erzählte mir, daß er Mittel gefunden hätte, das Vertrauen eines ihrer ausgezeichnetsten Zauberer zu gewinnen, der ihm offenherzig gestand daß sein Geheimniß darin bestände, Furcht und Argwohn zu erregen und bey der Menge einen festen Glauben an seine magischen Kräfte zu unterhalten; denn sagte er, "so weit geht bey man-

chen die Leichtgläubigkeit, daß wenn ich nur ein bischen Wolle von meiner Decke zupfe, und sie zwischen meinen Fingern zu einem kleinen Kügelchen, nicht größer als eine Bohne, zusammenrolle, man schon deswegen glaubt, daß ich in der Zauberkunst sehr erfahren bin, und man nimmt sogleich an, daß ich die tödtende Substanz verfertige, womit ich den einen oder den andern zu treffen denke, da ich doch alsdann kaum einmal weiß, was ich mit den Fingern vornahm; und sollte ich in demselben Augenblick meine Augen nach irgend einem Menschen werfen, oder ihn nur eben von der Seite anblicken, so wäre dieß genug daß er selbst glaubte, er sey das ausersehene Schlachtopfer; er ist von dem Augenblick an, in der That, getroffen, und wenn er nicht Stärke genug hat, den Gedanken zu unterdrücken, oder sein Gemüth davon abzuziehen, oder ihn als eine bloße Einbildung zu erkennen, so wird er unter dem so veranlaßten Schrecken erliegen, und zuletzt umkommen, in der That nicht durch Hexerey, sondern durch seine eigne Thorheit und Leichtgläubigkeit."

Menschen aber von so vieler Geistesstärke, daß sie den tiefgewurzelten Glauben an eingebildete übernatürliche Kräfte, sollten überwinden können, finden sich nicht oft. Vergebens sucht man sie durch Gründe davon zu überzeugen, daß diese Kräfte nicht wirklich vorhanden sind, und daß nichts als Täuschung dabey Statt finde. Der Versuch ist von verständigen weißen Leuten mehrmals gemacht worden, aber immer ohne Erfolg. Die folgende Anekdote wird zeigen wie wenig Hoffnung man haben könne, sie je zu einem vernünftigeren Denken hierüber zu bringen:

Etwa

Etwa um das Jahr 1776 faßte ein Handelsmann, der zu den Quäkern gehörte, Namens John Anderson, und den die Indianer, den ehrlichen Quäker Handelsmann nannten, nach vergeblichen Versuchen die Leute von der Nichtigkeit der Zauberey zu überzeugen, den kühnen, und ich möchte sagen, den gewagten Entschluß, ihre Zauberer auf die Probe zu stellen, und sie zu der äußersten Anstrengung ihrer angeblichen übernatürlichen Kräfte herauszufordern. Er begehrte, daß zwey jener Zauberer nach einander an verschiedenen Tagen zu ihm geführt werden möchten, denen es freystehen solle, ihre Künste an seiner Person zu versuchen, um ihm in Gegenwart der Chiefs und der angesehensten Personen des Orts, so viel Böses als sie nur könnten, durch Zaubermittel anzuthun. Die Indianer versuchten zuerst ihn von einem so gefährlichen Experiment abzurathen; er bestand aber darauf, und zuletzt willigten sie in sein Begehren. Ein Beschwörer wurde herbeygeführt, der auch erklärte, er wäre völlig im Stande das was man verlangte zu leisten, aber er könne es nicht über sich erhalten den Versuch zu machen. Anderson, sagte er, wäre ein so guter ehrlicher Mann, wäre so sehr sein und aller Indianer Freund, daß er nicht daran denken könne, ihm irgend ein Leid zuzufügen. Er übte seine Kunst immer nur an schlechten Menschen, und an solchen die ihn beleidigt hätten, der große Mannitto solle ihn behüten, daß er von derselben zu einem so bösen Zweck, als wozu man ihn nun aufgefordert habe, Gebrauch machte. Die Indianer fanden diese Entschuldigung vollkommen angemessen und entfernten sich, mehr wie je von der Geschicklichkeit ihres

Beschwörers überzeugt, den sie nun auch wegen seiner gewissenhaften Bedenklichkeiten hochachteten.

Der andre der am folgenden Tage hergeführt wurde, war von einem andern Gepräge. Er war ein Erz-Zauberer, dessen Ruf weit umher verbreitet war, und den man sowol seiner Macht als seiner boshaften Gemüthsart wegen sehr fürchtete. Alles wurde wieder angewandt um Hrn. Anderson davon abzurathen sich wie man es ansah, einem gewissen Untergange Preis zu geben, er blieb indessen fest entschlossen, nur machte er die Bedingung daß der Zauberer etwa 12 Fuß von ihm entfernt bleiben, keine Waffen auch kein Gift, oder sonst etwas Bekanntes womit man tödten könne bey sich haben, auch während seiner Arbeit nicht aufstehen oder sich ihm näheren solle. Dieß alles wurde bewilligt, und der Zauberer rühmte sich dabey, daß er ausrichten könne was er wolle selbst in einer Entfernung von 100 Meilen. Die versprochne Belohnung wurde auch herbeygebracht und vor aller Augen hingelegt, und nun sollte das Experiment anheben.

Als die Zuschauer alle versammelt waren, nahm der Zauberer, in dem furchtbarsten Anzuge den er nur hatte erdenken können, seinen Sitz ein. Anderson stand unerschüttert vor ihm in der verabredeten Entfernung. Der Zauberer fing damit an, daß er mit den Fingern auf seiner Decke arbeitete, indem er von Zeit zu Zeit ein wenig Wolle aus derselben zupfte darauf hauchte, und sie dann in kleine Rollen von der Größe einer Bohne zusammenrollte, wobey er alle die seltsamen Gaukeleyen vornahm, denen die bezaubernde Kraft gewöhnlich zugeschrieben wird.

Dieß

Dieß blieb indessen ohne Wirkung, Anderson blieb kalt und ruhig, und rief dem Gegner von Zeit zu Zeit zu, sich recht tüchtig anzustrengen. Dieser machte die gräßlichsten Gebärden, und that sein Möglichstes den ehrlichen Quäker zu schrecken, doch vergebens. Zuletzt, da aller Augen auf diesen braven Mann gerichtet waren, um zu sehen was der Zauberer ausrichtete, und da nichts erfolgte, sah dieser furchtbare Mann sich genöthigt, die Sache aufzugeben, und führte als seine Entschuldigung an: die weißen Leute äßen zu viel gesalzne Speisen; Salz habe eine zurücktreibende Kraft, wodurch die mächtige unsichtbare Substanz die er gebrauchte, auf ihn selbst zurückwirke; die Indianer die nur wenig Salz äßen hätten oft die Gewalt jener Substanz gefühlt, die weißen Leute wären aber durch die große Menge Salz die sie genössen, dagegen geschützt.

Die Betrügerey war in diesem Falle klar und sichtbar genug, doch nicht für die Indianer, welche den Ausspruch des Zauberers über die schützende Kraft des Salzes vollkommen gelten ließen, und nicht davon abgingen, daß ohne dieses Präservativ Hr. Anderson nicht besser davon gekommen seyn würde, wie Andre welche von jenem Manne wären bezaubert und hingeopfert worden.

Hr. Anderson selbst hat mir diese Geschichte erzählt, und man sieht daraus, daß abergläubige Vorstellungen bey den Indianern zu tief eingewurzelt sind, als daß man hoffen dürfte sie durch irgend ein Mittel bey ihnen auszurotten *).

*) Folgender Auszug aus der Zeitung, welche zu Détroit herauskommt, zeigt, daß die abergläubige Vorstellung der

der Indianer von der Macht der Zauberey, noch immer in voller Kraft bleibt, selbst bey denen die in der Nähe der Weißen leben und steten Umgang mit ihnen haben:

"Aus der Détroit Gazette vom 17ten Aug. 1818."

Am 22ten v. M. Abends wurde ein Indianer von dem Stamm Wyandot von einigen seiner Verwandten unweit der Mündung des Huron in den See Erie ermordet. Die Umstände sind kürzlich diese: "Zwey Wyandots, wohnhaft zu Malden, und Verwandte des Erschlagenen wurden vom Capitain Johnny, einem Indianer wohnhaft am Huron-Flusse und auch einem Verwandten, benachrichtigt: ein Shawana Indianer habe durch die Hexerey einer alten Indianerinn und ihres Sohnes Mike, seinen Tod gefunden, und es würde daher, um die Rache des Stammes Shawana abzuwenden, nothwendig seyn, sie zu tödten. — Weiter auch: daß der Tod des Walk-in-the-Water der im vorigen Junius starb, durch die Hexerey eben der alten Frau wäre verursacht worden. — Es wurde demnach beschlossen, die alte Frau und ihren Sohn zu ermorden — letzteres wurde am 22sten vollbracht, die alte Frau aber war nicht zu Hause . . . am andren Tage wollten die Mörder die alte Frau überreden mit ihnen in den Wald zu gehen, wurden aber von zwey Herren B. und W. entdeckt, die durch ihre Anstrengungen der Frau das Leben retteten, und einen von den Indianern zur Haft brachten, der andre entkam durch schnellen Lauf.

"Bey dem Verhör des zur Haft gebrachten Indianers, ergab sich, daß die alte Frau kurz nach dem Tode des Shawana-Indianers, in die Hütte desselben gekommen war, und mit hohnsprechender Stimme gerufen hatte: Shawana Mann! wo bist du? du, der meiner spottete! du dachtest du würdest ewig leben — nun bist du weg und ich bin hier — komm! warum kommst du nicht? u. s. w. Man sagt von ihr, daß sie sich ungefähr derselben Worte in der Hütte des Walk-in-the-Water bediente, kurz nachdem derselbe gestorben war.

Digitized by Google

Dreyunddreyßigstes Kapitel.

Geistige Weihe (initiation) der Knaben.

Ich weiß einem abergläubigen Gebrauch welcher unter den Indianern sehr gemein, und in der That unter den Völkerschaften die ich kennen gelernt habe, allgemein üblich ist, keinen bessern Namen zu geben als den obigen. Sie bringen das Gemüth eines Knaben, durch ein gewisses Verfahren, welches ich sogleich näher beschreiben werde, in einen Zustand der Ueberspannung wodurch Träume und Visionen erzeugt werden; vermittelst welcher der Knabe von gewissen Geistern oder unbekannten Urhebern, Anweisungen in Beziehung auf seinen Lebenswandel bekommen, und belehrt werden soll was seine Bestimmung sey und was für Großthaten er in dem folgenden Laufe seines Lebens verrichten werde.

Wenn ein Knabe auf solche Weise eingeweihet werden soll, so unterwirft man ihn einer abwechselnden Ordnung des Medicinirens und des Fastens, daß er nämlich entweder durchaus keine Nahrung zu sich nehmen, oder die angreifendsten und ekelhaftesten Arzneyen verschlucken muß, zwischendurch läßt man ihn auch Decocte von einer berauschenden Art trinken,

bis

bis sein Gemüth hinlänglich verwirrt und erschüttert ist, daß er Gesichte sieht oder zu sehen glaubt und außerordentliche Träume hat, auf welche er freilich zuvor ist vorbereitet worden. Er wird sich dann einbilden daß er durch die Luft fliege, unter der Erde fortgehe, von einem Bergrücken über das dazwischen liegende Thal hin auf den andern trete, daß er Riesen und Ungeheuer bekämpfe, und ganze Schaaren mit einem einzigen Arm besiege. Dann hat er Zusammenkünfte mit dem Mannitto oder mit Geistern, die ihm sagen was er war, ehe er geboren wurde, und was er nach seinem Tode seyn werde. Das Schicksal seines Lebens wird ihm vollkommen enthüllt, die Geister sagen ihm was sein künftiger Beruf seyn werde, ob er ein tapfrer Krieger, oder ein gewaltiger Jäger, ein Doctor, ein Beschwörer oder ein Prophet seyn werde.

Ist ein Knabe so eingeweihet, so giebt man ihm einen Namen, übereinstimmend mit den Gesichten die er gesehen hat und dem Schicksal welchem er wie man glaubt entgegengeht. Der Knabe welcher alles was ihm in dem Zustande seiner Exaltation begegnet ist für wirklich hält, tritt mit hoher Meynung von sich selbst in die Welt und fühlt sich mit Muth zu den kühnsten Unternehmungen entflammt.

Der Glaube an die Wahrheit dieser Visionen ist allgemein unter den Indianern. Ich habe mit mehreren ihrer Alten, die durch ihre Tapferkeit höchst ausgezeichnet gewesen waren, gesprochen, und habe sie gefragt ob sie ihre Großthaten natürlichen oder über-

übernatürlichen Ursachen zuschreiben? und sie haben einer wie der andre geantwortet, daß sie, vorher wissend was sie thun könnten, dieses demnach auch thaten. Wenn ich weiter fragte: woher sie denn wußten, was sie thun könnten? so ermangelten sie nie, sich auf die Träume und Gesichte zu beziehen welche sie im Zustande der Uebersspannung hatten, auf die Weise wie ich oben erwähnt habe.

Ich fand es beständig vergebens sie in Ansehung dieses Puncts aus dem Irrthum zu ziehen. Sie waren immer darauf gefaßt Beyspiele anzuführen, um zu zeigen, daß die Träume die sie hatten nicht die Wirkung einer erhitzten Einbildungskraft waren, sondern ihnen durch Mitwirkung eines Mannitto eingegeben wurden. Sie wußten mehrere Fälle anzuführen, wo tapfre Männer, zufolge solcher Träume ehedem ihren Feind mit dem Tamahican *) in der Hand kühn angegriffen und nicht um sich gesehen hätten, wie groß die Zahl der Feinde wäre, sondern gerade zu gegangen wären und alles vor sich zu Boden gestreckt hätten; einige, sagten sie, wären in den Französischen Kriegen in Englische Häuser voll von Menschen eingedrungen und hätten sie alle, ehe sie nur Zeit gehabt hätten sich umzusehen, todt auf einen Haufen hingestreckt. Eine solche Stärke, Macht und Unerschrokkenheit, wurde ihnen in ihren außerordentlichen Träumen eingeflößt, welcher nichts widerstehen konnte.

Wenn sie hiebey in ihren Erzählungen stehen blieben, so möchte ich vielleicht die Sitte, Knaben in einen

*) Die Streitart, (war-hatchet) denn aus tamahican haben wir tomohawk gemacht.

einen Zustand der Ueberspannung, zu versetzen, wie eine Art von Kriegsschule oder als Vorübung betrachten, wobey die Absicht wäre, ihnen mehr als gewöhnlichen Muth einzuflößen und sie zu unerschrocknen Kriegern zu bilden. Bey einigen bringt es wirklich diese Wirkung hervor, welche in dem Glauben, daß sie unter dem unmittelbaren Schutze himmlischer Mächte stehen, alle Gefahren verachten und erstaunliche Heldenthaten vollbringen. Man muß indessen bemerken, daß nicht alle, welche man auf solche Weise einweihet, für eine kriegerische Laufbahn bestimmt sind, und daß verschiedne durch ihre Träume erfahren, daß sie Aerzte, Beschwörer oder sonst etwas im bürgerlichen Leben werden sollen; es ist aber zum Erstaunen, was für eine Menge abergläubiger Vorstellungen den arglosen jugendlichen Gemüthern vermittelst dieser Träume eingeflößt werden, welche wenigstens nicht dazu dienen können gute Krieger oder Jäger zu bilden. Es giebt sogar einige, welche auf diesem Wege angeleitet werden an die Seelenwandrung zu glauben.

Ich gab mir einmal viel Mühe, einen sehr verständigen Indianer, der von allen die ihn kannten, selbst unter den Weißen sehr geachtet wurde, von diesen Meinungen abzubringen. Alles aber was ich sagen oder geltend machen konnte, war nicht im Stande, ihn zu überzeugen, daß zur Zeit seiner Weihe (wie ich es nenne) sein Gemüth im Zustande einer vorübergehenden Verwirrung gewesen wäre. Er bezeugt, daß er eine deutliche Erinnerung von den Träumen und Gesichten habe, die ihm damals vorgekommen

men wären, und daß er sich versichert hielte, sie rührten von der Wirksamkeit himmlischer Geister her. Er behauptete seltsame Dinge von seinem eignen übernatürlichen Wissen, welches er nicht blos zur Zeit seiner Weihe, sondern zu andern Zeiten, ja selbst vor seiner Geburt erlangt habe. Er sagte, er wisse, daß er zwey Generationen (Menschenalter) hindurch gelebt habe, daß er zweymal gestorben sey, und zum dritten Male geboren worden wäre, um während der Dauer des jetztlebenden Geschlechts fortzuleben, worauf er sterben und nie wieder in dieß Land kommen werde. Er erinnere sich recht gut, was die Weiber vorher verkündigt hätten, als er noch in Mutterleibe war; einige hätten vorhergesagt er würde ein Knabe, andre er würde ein Mädchen werden; er habe ihre Gespräche ganz deutlich vernommen, und könnte genau wiederholen alles was sie gesagt hätten. Es würde zu weitläuftig seyn, alle die überspannten Geschichten gleiches Schlages, welche dieser sonst verständige Indianer von sich selbst erzählte, anzuführen — er erzählte sie aber in einem Tone und auf eine Weise, welche die innigste Ueberzeugung zu erkennen gaben, und in meinem Gemüth keinen Zweifel übrig ließen, daß er nicht die Absicht hatte andre zu täuschen, sondern daß er selbst der Getäuschte war.

Ich habe verschiedene andre Indianer gekannt, die festiglich glaubten, daß sie vermittelst jener Visionen wüßten, was aus ihnen werden würde, wenn sie stürben, wie ihre Seelen ihre Körper verlassen, und ihre Wohnung in denen noch ungeborner Kinder nehmen würden; kurz es giebt nichts, was so über-

überspannt und außerordentlich wäre, daß sie es sich nicht einbilden, und dem sie nicht, wenn es sich einmal ihrer Einbildungskraft bemächtigt hat, vollen Glauben beymessen sollten. Hierin leisten ihnen nicht wenig Vorschub gewisse allgemeine abergläubige Vorstellungen, welche einen Theil ihres Traditions-Glaubens ausmachen, und dessen ich in dem folgenden Kapitel gedenken werde.

Anmerkung. Diese und die übrigen Betrüger (deren im 22sten Kap. erwähnt worden) suchen, wenn sie alt werden, ihre Kunst andern beyzubringen. Sie wählen sich dazu gemeiniglich Knaben von 12 bis 14 Jahren, die sie durch Geistererscheinungen, welche sie selbst listig veranstalten, zu betrügen wissen. Daher kommen die Erzählungen von außerordentlichen Begebenheiten, die solchen Knaben begegnet sind, wenn sie im Busch allein und in Furcht waren. . . . . .

Loskiel I. Absch. 3. S. 61.

Vierunddreyßigstes Kapitel.

Indianische Fabellehre.

Die Indianer betrachten die Erde als ihre allgemeine Mutter *). Sie glauben, daß sie im Schooße derselben erschaffen wurden, wo sie lange Zeit ihre Wohnung hatten, ehe sie zum Leben auf der Oberfläche der Erde kamen. Sie sagen, daß der große, gute und allmächtige Geist, als er sie erschuf, ungezweifelt Willens war sie zu gehöriger Zeit in den Genuß alles des Guten zu setzen, was er für sie auf der Erde bereitet hatte; er ordnete es aber weislich also, daß ihr erster Aufenthalt innerhalb derselben seyn sollte, so wie auch das Kind gebildet wird und sein erstes Wachsthum erlangt, im Schooße seiner leiblichen Mutter. Die bemerkenswerthe Analogie, welche dieser fabelhafte Bericht, zwischen der Entstehung des ganzen Geschlechts und des einzelnen Menschen annimt, scheint demselben auf das Lob sinnreicher Erfindung Ansprüche zu geben — doch zweifle ich, ob ihm dieses zu Theil werden wird, da diese Erzählung

*) Sie (die Indianer) legen sich eine Benennung bey, welche — Erdgeborne (nés du sol) bezeichnet, in ihrer Sprache Metokthoniaké. Volney II. 438.

lung nicht ägyptischen oder indischen Ursprungs ist, sondern — von ungebildeten Amerikanern kommt.

Die Indianischen Mythologen sind in Hinsicht auf die Gestalt, in welcher die Menschen während ihres Aufenthalts in dem Schooße der Erde anwesend waren, nicht ganz einig. Einige behaupten, daß sie daselbst in menschlicher Gestalt lebten, während andre, was besser zusammenstimmt dafür streiten, daß sie sich daselbst in der Gestalt gewisser Landthiere wie etwa das Erdschwein, das Kaninchen und die Schildkröte, befanden. Dieß war der Stand ihrer Vorbereitung, bis es ihnen vergönnt wurde herauf zu kommen und ihre Stelle auf dieser, Insel *) als Herren der übrigen Schöpfung einzunehmen.

Unter den Delawaren sagen die vom Stamm Minsi oder Wolf, daß sie anfangs in der Erde unter einem See wohnten, und aus diesem unangenehmen Aufenthalt glücklich herausgeholfen wurden, dadurch, daß einer ihrer Leute eine Oeffnung entdeckte, durch welche er auf die Oberfläche hinaufstieg; als er hier umherging fand er einen Hirsch, welchen er mit sich in seine unterirdische Wohnung nahm. Hier wurde der Hirsch gegessen, und er und seine Gefährten fanden das Fleisch so gut, daß sie einmüthig beschlossen, ihr finsteres Haus zu verlassen, und sich dahin zu begeben, wo sie das Licht des Himmels und solch vortreffliches Wildpret in Menge genießen könnten **).

Die

*) Die Indianer nennen das feste Land von Amerika, eine Insel, und glauben, daß es rund um (was auch der Fall seyn dürfte) von Wasser umgeben ist.

**) Die Delawaren behaupten, der Himmel sey von Menschen bewohnt und von daher wären die Indianer auf die

Die andern beyden Stämme, die Unamis oder Schildkröte und die Unalachtigos oder Welschehahn, haben sehr ähnliche Vorstellungen, verwerfen aber die Geschichte von dem See, welche dem Stamm Minsi eigenthümlich zu seyn scheint.

Diese Meinungen müssen unter den Indianern in Nord-Amerika überhaupt sehr verbreitet seyn, da man findet, daß sie auch unter den Irokesen herrschend sind, also unter einer Nation, welche den Delawaren gerade entgegensteht und sich durch die gänzliche Verschiedenheit ihrer Sprache wesentlich von denselben unterscheidet. Ueber diesen Gegenstand bitte ich einen Auszug aus den handschriftlichen Bemerkungen des sel. Pyrläus, den ich immer mit Achtung anführe, da er ein Mann von großer Wahrheitsliebe und auch mit der Sprache der 6 Nationen wohl bekannt war, hier einschalten zu dürfen. Die Nachricht, welche er darin von den Traditionen jenes Volkes über ihre ursprüngliche Existenz giebt, wurde von ihm im Jahre 1743 aufgesetzt nach der Aussage eines achtbaren Mohawk Chief mit Namen Sganarady, der am Mohawk Flusse wohnte:

Auszug: "Traditio. Daß sie in der Erde gewohnt hätten, wo es finster war und keine Sonne schien. Wie

die Erde gekommen. Eine schwangere Frau sey von ihrem Manne verstoßen und vom Himmel herunter geworfen worden, und von den Zwillingen die sie geboren, sey das Land bevölkert worden. Nach der Erzählung der Nantikoks aber hätten sich sieben Indianer auf einmal an der See sitzend befunden, und selbst nicht gewußt, ob sie auf derselben Stelle erst erschaffen worden, oder ob sie über die See oder sonst woher gekommen wären. Diese hätten sich hernach vermehrt und das Land bevölkert. Loskiel S. 31. 32.

Wie wol sie auf die Jagd gingen, aßen sie Mäuse welche sie mit den Händen fingen. Ganawagahha (einer von ihnen) fand durch Zufall eine Oeffnung, durch welche man auf die Erde kommen konnte; er stieg hinauf, und da er auf der Erde umher ging fand er einen Hirch, welchen er mit sich nahm; sowol wegen des wohlschmeckenden Fleisches, als wegen der günstigen Beschreibung die er ihnen von dem Lande oben, auf der Erde, ihrer Mutter, gab, schlossen sie, daß es für sie alle das beste seyn würde, sich hinauf zu begeben, demnach thaten sie dieß, und fingen sogleich an Welschkorn zu pflanzen u. s. w. Der Nocharauorsul d. i. Erdschwein (ground-hog) *) wollte indessen nicht herauskommen, sondern blieb in der Erde wie vorhin." So weit Pyrläus.

Aus diesen Sagen der Irokesen, und denen der Delawaren und Mahikander scheint zu folgen, daß sie ihre Zahl für sehr klein müssen gehalten haben, als sie in der Erde wohnten; — vielleicht nicht mehr als eine Familie von jedem Stamm, — und daß die Sitte ihre Stämme nach gewissen besondern Thieren zu benennen sehr alt muß gewesen seyn. Das Erdschwein sagen die Mohawks wollte nicht herauskommen. — Wer war dieß Schwein? Vielleicht ehemals der Name eines ihrer Stämme, auf den diese Fabel sich bezog.

Wie lächerlich diese Geschichten auch seyn mögen, der Glaube der Indianer an dieselben ist unerschütterlich. Als ich zu Tuscorawas am Muskingum wohnte, sagten mir einige Indianer, daß es gewisse Thiere gäbe, welche die Indianer nicht äßen, und zu diesen gehöre das Kaninchen und das Erdschwein; denn, sagten sie, es

*) Grunddachs — Ursus meles Schreb...? Lostiel.

es könnte doch seyn, daß sie mit denselben verwandt wären! Es ist mir auch noch aus meinem Knaben-Alter erinnerlich, daß die Indianer die damals Bethlehem zahlreich, ja selbst bey Hunderten besuchten, mich warnten ja kein Kaninchen zu essen. Ich habe auch gefunden daß die Indianer, aus einem ähnlichen Grunde, der Klapperschlange große Achtung bewiesen, welche sie ihren Großvater nannten und durchaus nicht tödten wollten. Eines Tages als ich mit einem etwas bejahrten Indianer am Ufer des Muskingum spatzieren ging, sahe ich eine große Klapperschlange queer über den Weg liegen, und ich wollte sie todtschlagen. Der Indianer aber wehrte mir sogleich, denn sagte er, die Klapperschlange ist Großvater der Indianer, und ist hier absichtlich hingesetzt uns zu schützen, und uns durch ihre Klapper von drohender Gefahr zu benachrichtigen, denn wenn sie klappert so ist dieß so viel als: "sieh um dich!" Wenn wir nun, setzte er hinzu, eine von ihnen tödten würden, so würden es die übrigen bald erfahren, und die ganze Gattung würde gegen uns aufstehen und uns beißen. Als ich dagegen bemerkte, daß die weißen Leute sich nicht fürchteten Klapperschlangen zu tödten, fragte er, ob denn noch kein Weißer von einer solchen Schlange wäre gebissen worden, und da ich dieß natürlich bejahete, fuhr er fort, dieß habt ihr euch selbst zuzuschreiben. Sie sind sehr gefährliche Feinde, hüte dich sie in unsrem Lande zu reizen, wie ihr in eurem Lande gethan habt, sie und ihre Großkinder leben hier in gutem Einverständnisse, und man thut einander gegenseitig nichts zu leide. Diese älteren Meynungen verlieren sich aber größtentheils bey der jetzi-

gen Generation, und gegenwärtig tödten die Indianer die Klapperschlange ohne Umstände, wo sie sie nur finden.

Daß die Indianer, sich von den ältesten Zeiten her, als gewissermaaßen mit einigen Thieren in Verbindung stehend betrachtet haben, erhellet aus verschiedenen Gewohnheiten welche noch immer unter ihnen sind erhalten worden, und aus den Namen welche sie sowol im Ganzen als im Einzelnen angenommen haben. Zwar könnten die von Thieren entlehnten Namen welche die verschiedenen Stämme führen, als bloße Abzeichen, oder "als Wappen" wie sie Pyrläus nennt, angesehen werden, wenn man indessen auf die Gründe achtet welche sie für diese Benennungen anführen, so läßt sich die Idee einer vermeynten Verwandtschaft (family connexion) leicht bemerken. Der Stamm Schildkröte macht unter den Lenape auf einen Vorrang oder eine Hoheit über die andern Anspruch, weil ihre Verwandtinn die große Schildkröte, ein fabelhaftes Ungeheuer, der Atlas ihrer Mythologie, nach ihren Sagen, diese große Insel auf ihrem Rücken trägt, und auch weil sie ein Amphibium ist und sowol im Wasser als auf dem Lande leben kann, was keinem von den Häuptern der übrigen Stämme gegeben ist. Das Verdienst des Welschenhahns nach welchem der zweyte Stamm benannt worden besteht darin, daß er in einerley Gegend bleibt und sich beständig unter ihnen oder in ihrer Nähe aufhält. Der Wolf hingegen, nach welchem der dritte Stamm benannt worden, ist seiner Natur nach ein Wanderer, der von einem Ort zum andern läuft seine Nahrung zu suchen; dennoch betrachten

trachten sie ihn als ihren Wohlthäter, weil er es war durch den die Indianer aus dem Innern der Erde heraufkamen. Er war es, glauben sie, der nach der Bestimmung des großen Geistes den Hirsch tödtete, den der Monsey fand welcher zuerst den Weg zur Oberfläche der Erde entdeckte, und welcher sie reizte aus ihrer feuchten und dunklen Wohnung herauszukommen. Aus diesem Grunde müsse der Wolf geehrt und sein Name auf immer unter ihnen erhalten werden. So lauten ihre Sagen, wie sie mir vor mehr als 50 Jahren von einem bejahrten Mann dieses Stammes sind erzählt worden.

Uebrigens dienen diese von Thieren entlehnte Namen allerdings als Abzeichen oder Wappen. Der Krieger vom Stamme Schildkröte zeichnet entweder mit Kohle oder mit Farbe, hie und da an den Bäumen neben dem Kriegspfade das ganze Thier eine Flinte tragend deren Mündung nach vorn hingerichtet ist, und wenn er an dem Orte, wo er einen Streich gegen den Feind ausgeführt hat, ein Zeichen zurücklassen will, so wird es die Zeichnung einer Schildkröte seyn. Die vom Stamme Welschhahn, zeichnen nur einen Fuß dieses Vogels, und der Stamm Wolf zuweilen einen ganzen Wolf mit einem in die Höhe gehobenen Bein um als Hand zu dienen, in welcher er auch eine Flinte mit vorwärts gekehrter Mündung trägt. Sie bedienen sich indessen nicht immer des Namens Wolf wenn sie von ihrem Stamme reden, sondern nennen sich P'duk-sit, d. i. Rundfuß (round-foot) weil das Thier einen runden Fuß hat wie der Hund.

Die Indianer zeichnen in müssigen Stunden die verschiednen Abzeichen ihrer Stämme an die Thüren ihrer Häuser, damit die Vorübergehenden wissen mögen zu welchem Stamme der Bewohner gehöre. Diese Zeichen dienen ihnen auch zu Unterschriften der Verträge und Urkunden. Sie sind eben so stolz auf ihre Abstammung von der Schildkröte, dem Welschhahn und dem Wolf, wie die Adeligen in Europa auf ihre Abstammung von den alten Baronen unter der Lehnsverfassung; und wenn Kinder aus gemischten Ehen der verschiedenen Stämme entspringen, so wird ihre Genealogie durch Ueberlieferung sorgfältig in der Familie erhalten, damit sie wissen mögen, zu welchem Stamme sie gehören.

Ich habe oft über die seltsame Verbindung, welche der Indianer sich zwischen der menschlichen und der thierischen Schöpfung zu denken scheint, nachgedacht. Ungeachtet sie stolz auf die Vorzüge sind die sie vor den Thieren haben, und diese als vom großen Geist zu ihrem Gebrauch erschaffen betrachten, so scheinen sie doch den Unterschied zwischen sich und der thierischen Schöpfung, und die Herrschaft welche sie über dieselbe ausüben, mehr ihrer überlegenen körperlichen Stärke und Geschicklichkeit, als ihren unsterblichen Seelen zuzuschreiben. Alle Wesen denen der Schöpfer das Vermögen zu fliegen oder sich frey zu bewegen verlieh, betrachten sie gewissermaaßen als eine große Gesellschaft, an deren Spitze sie stehen, die sie freilich bestimmt sind zu regieren, zwischen welcher und ihnen aber doch genaue Bande des Zusammenhangs und der Verwandtschaft Statt finden dürften, oder wenigstens im Anfange der Zeit Statt fanden.

Nach

Nach ihren Meynungen sind sie also in der That nur die Ersten unter den Gleichen (primi inter pares) die rechtmäßigen und erblichen Oberherren über das Geschlecht aller Lebendigen, zu welchem sie selbst als Mitbestandtheil gehören. Daher deuten die Beugungen der Hauptwörter welche bey uns das Geschlecht derselben bestimmen, in ihren Sprachen nicht das männliche oder weibliche Geschlecht an, wie bey uns, sondern das Lebendige und das Leblose.

Sie gehen in der That so weit, Bäume und Pflanzen mit in die Classe der Lebendigen einzuschließen. Von ihrer Geisterwelt, welches der Ort ist wohin sie nach dem Tode zu gehen glauben, schließen sie andre Lebendige nicht aus.

Ich finde es schwierig mich über diesen verworrnen Gegenstand deutlich auszudrücken, die Indianer selbst, verstehen ihn vielleicht nur unvollkommen, weil unter ihnen keine Metaphysiker sind um ihre unbestimmten Begriffe zu zergliedern, und sie vielleicht noch mehr zu verwirren. Ich kann indessen das was ich gesagt habe durch einige charakteristische Anekdoten erläutern, und will dieß Kapitel damit schließen.

Ich habe schon bemerkt, daß die Indianer alle reißenden Thiere unter die Zahl ihrer Feinde rechnen. Dieß ist keinesweges ein blos metaphorischer oder figürlicher Ausdruck, sondern wird im buchstäblichen Sinne gebraucht, wie aus dem Folgenden erhellen wird:

Ein Delawarischer Jäger schoß einmal einen gewaltigen Bär, und zerschmetterte ihm das Rückgrat. Das Thier stürzte, und fing an ein äußerst klagendes

Ge-

Geschrey zu erheben. Der Jäger anstatt noch einen Schuß auf ihn zu thun, trat ganz nahe zu ihm hin, und redete ihn in diesen Worten an: Höre Bär, du bist eine feige Memme — wärest du ein Krieger wie du vorgiebst, so würdest du nicht weinen und heulen wie ein altes Weib — du weißt Bär, mein Stamm und dein Stamm haben Krieg mit einander, und daß dein Stamm den ersten Angriff gemacht hat *). Ihr habt erfahren daß euch die Indianer zu mächtig sind, und nun schleicht ihr im Walde umher, und stehlt ihre Schweine . . . Hättest du mich überwunden, so würde ich wie ein braver Krieger gestorben seyn — du aber beschimpfest deinen Stamm durch dein feigherziges Betragen. Ich war bey dieser seltsamen Strafrede gegenwärtig, und nachdem der Jäger das Thier getödtet hatte, fragte ich ihn, wie er sich einbilden könnte daß der Bär ihn verstände? O sagte er, der Bär verstand mich sehr gut, hast du nicht bemerkt wie beschämt er aussah als ich ihm die Wahrheit sagte?

Ein ander Mal war ich Zeuge von einem ähnlichen Auftritt zwischen den Wasserfällen des Ohio und dem Flusse Wabash. Auch in diesem Fall wurde ein angeschossner Bär, welcher erbärmlich schrie, von dem

*) Dieß ist vermuthlich eine Anspielung auf die Sage von einer äußerst grimmigen Art Bären, der nackte Bär (the naked bear) genannt. Diese Bären sagen die Indianer, fanden sich ehedem, aber wurden von ihren Vorfahren gänzlich ausgerottet. Der letzte wurde im Staate New-York an einer Stelle welche Hoosink (d. i. Becken oder genauer Kessel) heißt, getödtet.

Digitized by Google

dem Jäger, er hieß William Wells *), angeredet, und wegen seines feigherzigen Betragens ausgeschimpft. Wäre ich in die Gewalt meines Feindes gerathen, sagte der Jäger, so würde ich meiner Nation keine solche Schande gemacht haben, sondern würde wie ein wahrer Krieger entschlossen und standhaft gestorben seyn.

Diese Anekdoten werden dem Leser Anleitung geben über die seltsamen Begriffe, um welcher willen ich sie anführte, weiter nachzudenken und sich dieselben zu erklären.

*) Ein junger weißer Mann, der als Knabe von einem Stamm der Wabasch Indianer zu Gefangnen gemacht und erzogen worden war, auch alle ihre Begriffe eingesogen hatte; derselbe von welchem Mr. de Volney redet in seinem vortrefflichen Werke: View of the Soil and Climate of the United States.

Suppl. N. VI. p. 536.

Philadelphia Edition 1804.

(Pariser Ausgabe. Th. II. S. 427 ff.)

Digitized by Google

Fünfunddreyßigstes Kapitel.

Wahnsinn und Selbstmord.

Wahnsinn ist unter den Indianern nicht häufig, doch habe ich verschiedene gekannt die an Verstandesverwirrung litten. Personen dieser Art werden immer als Gegenstände des Mitleidens betrachtet. Sie zu verlachen oder zu verspotten würde als ein Verbrechen angesehen werden, noch mehr aber sie zu beleidigen oder zu plagen. Die Nation oder Farbe des Unglücklichen macht hier keinen Unterschied, die Menschenliebe der Indianer erstreckt sich auf alle, und in einem so bedauernswürdigen Falle wird kein Unterschied gemacht.

Um die Zeit da der Indianische Krieg im Jahr 1763 ausbrach, wurde ein jüdischer Handelsmann mit Namen Chapman, der den Fluß Détroit mit einer Ladung Waaren hinauffuhr, von einigen Indianern aus der Chippewäer Nation, gefangen genommen und zum Tode bestimmt. Ein Franzose, durch Freundschaft und Menschenliebe bewogen, fand Mittel den Gefangnen zu stehlen, und hielt ihn eine Zeitlang so verborgen, daß ungeachtet der sorgfältigsten

sten Nachsuchung der Ort seines Aufenthalts nicht entdeckt wurde. Zuletzt wurde indessen der arme Mann von einigen falschen Freunden verrathen und kam wieder in die Gewalt der Indianer, die ihn mit sich auf die andere Seite des Flusses nahmen um ihn zu martern und zu verbrennen. Als er an den Pfeiler gebunden und das Feuer neben ihm angezündet war, wurde sein Durst, von der Hitze, ganz unerträglich, und er bat um etwas zu trinken. Es ist eine Gewohnheit bey den Indianern, ehe ein Gefangner zu Tode gebracht wird, ihm wie sie es nennen: seine letzte Mahlzeit zu geben; es wurde ihm also ein Napf voll Suppe oder Brühe gebracht. Begierig seinen Durst zu löschen, führte er den Napf sogleich zu Munde, und da die Flüssigkeit darin sehr heiß war, verbrannte er sich die Lippen auf eine schreckliche Weise. Der Mensch war von äußerst heftiger Gemüthsart, und warf daher den Napf in dem Augenblick da er sich verbrannt fühlte, mit allem was sich darin befand, dem Manne der ihm denselben zugereicht hatte, ins Gesicht. — Er ist toll! er ist wahnsinnig! ertönte es hierauf von allen Seiten. Die Umstehenden betrachteten diese Handlung als eine Folge des Wahnsinns, er wurde augenblicklich losgebunden, und man ließ ihn gehen wohin er wollte. Diese Thatsache war allen Einwohnern zu Detroit wohl bekannt, ich hörte sie zuerst von diesen und nachher bestätigte sie mir Hr. Chapman selbst, der sich dort als ein Kaufmann niedergelassen hatte.

Selbstmord wird von den Indianern weder als eine heldenmüthige noch als eine feigherzige That betrach-

trachtet, auch wird sie bey ihnen weder gelobt noch getadelt. Sie betrachten diesen Ausbruch der Verzweiflung als Folge einer Geisteszerrüttung, und derjenige der sich selbst vernichtet, ist für sie ein Gegenstand des Mitleidens. Solche Fälle kommen nicht häufig vor *). Zwischen den Jahren 1771 und 1780 genessen vier Indianer von meiner Bekanntschaft, die Wurzel des Mayapfels, welches in solchen Fällen das gewöhnliche ist, in der Absicht sich zu vergiften, was auch bey ihnen allen, einen ausgenommen, dadurch bewirkt wurde. Zwey von ihnen waren junge Leute, denen in ihrer Liebe eine Täuschung wiederfahren war, die Mädchen nämlich die sie sich erwählet hatten, waren anders Sinnes geworden, und heiratheten andre Liebhaber. Die beyden andern waren verheirathete Personen und ihre Geschichte, als Gemälde Indianischer Sitten wird vielleicht nicht für uninteressant gehalten werden.

Einer von diesen unglücklichen Menschen war von vortrefflichem Charakter, geehrt und geachtet von allen die ihn kannten. Er hatte eine Frau, die er sehr liebte, nebst zwey Kindern, und sie lebten, ungefähr eine halbe Meile von meiner Wohnung entfernt, sehr glücklich mit einander. Er besuchte mich oft, und ich hatte ihn gern bey mir. Wenn es mir vorkam, als ob er zu lange wegbliebe, so ging ich nach

*) Selbstmord ist unter ihnen nicht selten; sie tödten sich aus Lebensüberdruß; zuweilen wegen Kränkung in der Liebschaft oder aus Erbitterung über eine große Beleidigung die sie nicht abwehren können.

Volney II. 452.

Digitized by Google

nach dem äußerst reizenden Orte hin, den er zu seiner Wohnung gewählt hatte. Ich fand die Familie immer heiter, gesellig und glücklich, bis kurze Zeit vor der unglücklichen Catastrophe, wo ich einen Zug tiefer Melancholie in dem Gesichte meines Freundes bemerkte, wovon ich nachher die Ursache erfuhr. Seine Frau hatte die Besuche eines andern Mannes angenommen; er sah voraus, daß er bald gezwungen seyn würde sich von ihr zu scheiden, und ihn schauderte wenn er daran dachte, daß er dann auch von seinen beyden liebenswürdigen Kindern sich würde trennen müssen; denn es ist Indianische Sitte im Fall einer Ehescheidung, daß die Kinder bey der Mutter bleiben, bis sie das gehörige Alter haben, für sich selbst wählen zu können. Eine Hoffnung blieb ihm indessen noch übrig. Die Zeit des Zuckerkochens war nahe, und sie dachten in kurzem nach ihrem Zucker-Lagerplatz aufzubrechen, wohin, wie er sich schmeichelte, der Störer seines Friedens, der etwa 10 Meilen weit davon entfernt wohnte, seiner Frau nicht folgen würde. Er hoffte vergebens, denn kaum waren sie 14 Tage in ihrem neuen Aufenthalt, so fand er beym Zurückkommen von einer Morgenjagd den unwillkommnen Gast in seinem Hause in traulichem Gespräch mit seinem treulosen Weibe. Dieß war mehr als er ertragen konnte. Ohne ein einziges Wort zu sagen, nahm er ein großes Stück von seinem eingekochten Zucker, und kam damit in mein Haus, etwa 8 Meilen weit von seinem damaligen Aufenthalt. Es war Sonntag, etwa 10 Uhr Morgens als er in mein Haus trat; der Kummer malte sich lebhaft auf seinem männlichen Gesicht, er trat auf mich zu und

bot

bot mir den Zucker mit dieſen Worten: mein Freund, du haſt mir oftmals eine gute Pfeife Tabak vorgeſetzt, und ich habe dir noch nichts zu Gefallen gethan. Nimm dieß als eine Erkenntlichkeit für deine Güte und als einen Beweis daß ich dein Freund bin." Mehr ſagte er nicht, ſondern drückte meine Hand mit ſeinen beyden Händen aufs herzlichſte zum Lebewohl und kehrte in ſein Lager zurück. Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags kam ein Läufer durch die Stadt, um in einem Dorfe zwey Meilen weiter, ſeinen Tod bekannt zu machen, und gab mir Nachricht von dem entſetzlichen Eräugniß. Er war gleich nach ſeiner Rückkehr, eine kurze Zeit in ſeiner Hütte geblieben und hatte ſich der letzten Liebkoſungen ſeiner geliebten unſchuldigen Kinder erfreuet, hatte ſich dann auf einige Entfernung wegbegeben, hatte die tödtliche Wurzel gegeſſen, und ehe ihm noch von einigen Perſonen, die ihn vom andern Ufer des Fluſſes taumelnd geſehen hatten, Gegenmittel beygebracht werden konnten, war er auf dem Punct des Verſcheidens, und alle Hülfe war vergebens.

Der letzte deſſen ich zu erwähnen habe, war auch ein verheiratheter Mann, hatte aber keine Kinder. Er hatte glücklich mit ſeiner Frau gelebt, bis ſie eines Tages in heftigen Zorn gerieth, und ſich gegen ihn einer ſo beleidigenden Sprache bediente, daß er es nicht ertragen konnte. Zu hochherzig als daß er mit einem Weibe hätte zanken ſollen, beſchloß er ſie dadurch zu beſtrafen, daß er ſich ſelbſt das Leben nähme. Glücklicherweiſe wurde er in dem erſten Anfall der Zuckungen bemerkt,

und

und in ein Haus gebracht wo ein starkes Brechmittel in lau warmem Wasser verdünnt, wie ich es schon beschrieben habe, ihm mit Gewalt die Kehle hinab gegossen wurde. Er wurde nach einiger Zeit wieder hergestellt, wurde aber nie wieder der starke gesunde Mann, der er vorhin gewesen war; seine Frau indessen wurde durch diese verzweifelte Handlung gewarnt, und betrug sich nachher fortwährend besser.

Sechs-

Sechsunddreyßigstes Kapitel.

Trunkenheit.

Indem ich über diesen Gegenstand schreibe, kann ich dem Eindruck eines niederschlagenden Gefühls nicht wiederstehen; welches durch die sich mir aufdrängende Vergleichung dessen, was die Indianer waren, ehe Europäer in dieß Land kamen, mit dem was sie seitdem durch Theilnahme an unsern Lastern geworden sind, bey mir erregt wird. Durch ihren Umgang mit uns haben sie viel von dem ursprünglichen Charakter, wodurch sie sich ehedem auszeichneten, und dessen Zeichnung der Gegenstand dieser Schrift ist, verloren, und die Veränderung welche Statt gefunden hat, war keinesweges zum Bessern. Ich bin keiner von den überspannten Schwärmern, die es versuchen möchten, die Welt zu überreden, daß ein Leben im Stande der Wildheit, einem civilisirten Zustande, vorzuziehen sey; ich überlasse es aber jedem Unparteiischen zu entscheiden, ob nicht der Zustand des gesunden nüchternen Indianers, der sein Wild durch Wald und Thal verfolgt, unendlich viel besser sey als der des weißen Trunkenbolds an

welchem

welchem nichts Gesundes mehr ist und der in Ausschweifungen und Lastern forttobt!

Ich habe vorhin schon angeführt, daß unsre Aboriginer behaupten, ehe die Europäer in dieser Gegend des Amerikanischen Continents landeten, wäre ihnen die schändliche Krankheit unbekannt gewesen, welche die Fortpflanzung in ihrer Quelle angreift. Mir ist nicht fremd, daß man gewöhnlich glaubt diese Seuche wäre der alten Welt von der neuen mitgetheilt worden. Ich weiß nicht auf welche Beweise diese Behauptung sich gründet, bin aber geneigt, den einstimmigen Versicherungen unsrer nördlichen Indianer zu glauben, daß nämlich diese Pest zuerst durch Auswandrer aus Europa zu ihnen gebracht wurde. Wie dem auch seyn möge, es ist eine bedauernswürdige Thatsache, daß die Ureinwohner anjetzt sehr allgemein davon angesteckt sind, und daß die indianische Bevölkerung des Landes ihrer zerstörenden Wirkung auf die sonst so starke und gesunde Leibesbeschaffenheit der Indianer nicht lange widerstehen kann, zumal da sich der Misbrauch starker Getränke welcher anjetzt so herrschend unter ihnen ist, zu jener Wirkung gesellet.

Ueber die Art und Weise, wie sie dieß letzte Laster angenommen haben, kann wol, denke ich, kein Zweifel Statt finden. Sie legen es uns auf das bestimmteste zur Last, daß wir die ersten waren die sie mit hitzigen geistigen Getränken bekannt machten, und alles mögliche anwandten um sie dahin zu bringen daß sie bis zum Uebermaaß trinken möchten. Es ist ganz zuverlässig daß die Processe des Brennens und Brauens den Indianern völlig unbekannt

sind,

Digitized by Google

sind, und daß sie unter sich keine andre berauschende Getränke haben, als die sie von uns bekommen. Die Mexikaner haben ihr Pulque und andre im Lande bereitete Getränke, welche berauschen, die Nord-Amerikanischen Indianer aber hatten, ehe das Verkehr mit uns anfing, durchaus nichts von der Art. Der Rauch des Amerikanischen Unkrauts, Tabak genannt, war das einzige Mittel welches damals bey ihnen gebräuchlich war, um ihre Lebensgeister auf kurze Zeit zu erheitern.

Ich habe in einem der vorigen Kapitel die seltsame Erzählung der Delawaren und Mahikander von der Scene, welche Statt fand, als die Holländer bey ihrer Landung auf der Insel New-York sie zuerst bewogen geistige Getränke zu kosten, schon erwähnt. Ich zweifle nicht daß sich diese Ueberlieferung auf eine Thatsache gründet. Sie wird allerdings sehr stark durch den Namen bestätigt, welchen jene Leute zufolge des erwähnten Abenteuers, damals der Insel gaben und welchen sie bis auf diesen Tag behalten hat. Sie nannten die Insel Manahachtanienk, welches im Delawarischen bedeutet: "die Insel wo wir alle trunken wurden." Wir haben diesen Namen in Manhattan umgestaltet, doch läßt sich jene Bedeutung wie auch jener Ursprung noch immer darin erkennen. Die letzte Sylbe welche wir weggelassen haben, ist nur eine Endigung und bezieht sich auf das Oertliche, bedeutet aber in diesem Worte so viel als: wo wir (where we). Wenig Indianische Sagen haben einen so guten Grund als diese.

Wie seit der Zeit das schreckliche Laster der Trunkenheit unter jenen armen Indianern um sich ge-

gegriffen habe, ist manchen christlichen Einwohnern unter uns hinlänglich bekannt. Wir können sicher rechnen daß Tausende durch den verderblichen Einfluß geistiger Getränke umgekommen sind. Der fürchterliche Krieg welcher im Jahr 1774 zwischen den Shawanos nebst einem Theil der Mingoes, und den Bewohnern Virginiens ausbrach, in welchem so manches Menschenleben weggerafft wurde, entstand durch die Folgen der Trunkenheit. Diese brachte Mordthaten hervor, auf welche persönliche Rache folgte, die sich in einen höchst grausamen und verderblichen Krieg endigte.

Die allgemeine Herrschaft dieses Lasters unter den Indianern hat in einem hohen Grade ihren Grund darin, daß gewissenlose weiße Handelsleute die Indianer bereden zu viel zu trinken, um sie in der Trunkenheit desto leichter betrügen, und ihr Pelzwerk um so eher für eine Kleinigkeit bekommen zu können. Innerhalb der letzten 50 Jahre sind mir einige Fälle bekannt worden, wo weiße Leute die Indianer zum Trinken gereizt, und nachdem sie trunken geworden, ermordet haben. Die Wirkungen, welche der Rausch bey den Indianern hervorbringt, sind fürchterlich. Mancher Todtschlag ist dadurch unter ihnen veranlaßt worden, außerdem daß manchen die Nasen abgebissen oder sonstige Verunstaltungen zugefügt worden sind, denn dieses sind die geringsten Folgen von den Streitigkeiten welche der Rausch unter ihnen hervorbringt. Wie manche mögen an Verkältungen und andern Krankheiten gestorben seyn, welche sie sich durch das Liegen auf kaltem Boden, und durch den Einfluß der Witterung der sie während

des Rausches ausgesetzt waren zugezogen haben. Andre haben ihr Leben unter marternden Gichtschmerzen, und schwindsüchtig hingeschleppt, bis der Tod sie von ihren Leiden erlöste.

Nachdenkende Indianer haben die schneidende Bemerkung gemacht, daß es auffallend wäre, wie Menschen die sich dafür ausgaben, daß sie an eine Lehre glaubten, die ihnen von dem großen Geiste selbst wäre offenbart worden; die sagten daß sie das Wort Gottes in ihren Häusern hätten, und darin die Gesetze und Gebote Gottes schriftlich aufgezeichnet fänden; darauf verfallen konnten ein beson *) zu bereiten, welches darauf berechnet wäre Menschen zu behexen und zu machen daß sie einer den andern umbrächten. Ich fragte einmal einen Indianer zu Pittsburg, den ich vorher noch nicht gesehen hatte, wer er wäre? Er antwortete in gebrochnem Englisch: mein Name ist Black-fish (Dintenfisch); wenn ich zu Hause bey meinem Volke bin, bin ich ein tüchtiger Kerl, und wenn ich hier bin, ein Schwein! Er meynte, daß er unter den weißen Leuten das Trinken nicht lassen könnte.

Ein Indianer zu Minisink in der Nähe des Sturzes (Water Gap) der Delaware geboren und erzogen, dem die Deutschen Bewohner der dortigen Gegend den Namen Cornelius Rosenbaum gegeben hatten, erzählte mir vor 50 Jahren, daß er einmal, im Zustande der Trunkenheit, seinen besten Indianischen Freund erschlagen habe, weil er ihn für seinen

ärgsten

*) Dieß Wort bedeutet starkes Getränk (liquor) und wird auch gebraucht um eine Arzeney zum Eintrinken, oder sonstigen zusammengesetzten Trank zu bezeichnen.

Digitized by Google

ärgsten erklärten Feind hielt. Er sagte daß die Täuschung der Sinne vollkommen war, und daß ihm, in seiner Trunkenheit, das Gesicht seines Freundes alle Gesichtszüge des Mannes, mit dem er in Feindschaft lebte, vor Augen stellte. Dieß machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er beschloß nie wieder einen Tropfen jenes Gifts zu trinken, dessen Erfinder niemand anders als der böse Geist seyn könne. Von der Zeit an bis zu seinem Tode 30 Jahre darauf, trank er nie wieder einen Tropfen Brandtewein, welchen er beständig "Teufelsblut" nannte, und hielt sich davon versichert daß der Teufel oder sonst einer von den ihm unterworfenen Geistern bey der Verfertigung desselben die Hand müsse geboten haben.

Auf meinen Reisen traf ich einmal auf einen Indianer nebst seinem Sohn, von welchen der erste, wiewol dem Trunke nicht eigentlich ergeben, dießmal doch mit einigen seiner Bekannten zuviel getrunken hatte und nun die Wirkung davon fühlte. Auf dem Wege den wir mit einander machten, hielt er einen jungen Baum der vom Feuer geschwärzt war und im Wege lag für eine Schlange, und machte einen Umweg, um, wie er sagte, ihr auszuweichen. Während der Nacht, wo wir zusammen campirten, wachte ich auf und sah den Indianer mit seiner Pfeife am Feuer sitzen, dem Anschein nach tief nachsinnend. Ich redete ihn an, und erfuhr daß er an die Schlange dächte, welche er am Tage zuvor auf dem Wege glaubte gesehen zu haben. Ich wiederholte meine Versicherung, und berief mich dabey auf seinen Sohn und zwey andere Indianer, daß es nichts anders als ein junger Baumstamm gewe-

sen wäre. Seltsam, rief darauf der Indianer aus, o seltsam! und ich hielt es für eine ungewöhnlich große Schlange, die sich bewegte als ob sie mich beißen wollte! Ich kann vonj meinem Erstaunen nicht zurückkommen, daß der Brandtewein den ich getrunken habe, und das war nicht viel, mich so sollte getäuscht haben! Nun aber glaub ich entdeckt zu haben, woher es kommt daß die Indianer einander so oft todtschlagen wenn sie betrunken sind. Sie wissen beynahe nicht was sie thun, ich habe dießmal ein Stück Holz für eine Schlange angesehen, so könnte ich ja ein ander Mal ein menschliches Wesen, ja selbst Einen von meiner Familie, für einen Bär oder für ein andres reißendes Thier halten und tödten. Kannst du mir sagen mein Freund, was in dem beson ist, welches so verwirrt, und die Dinge so umgestaltet? Ist es ein unsichtbarer Geist? — oder haben die weißen Leute auch Zauberer unter sich, die etwas in diesen Trank geben, wodurch er die Menschen irre macht? Trinken die weißen Leute auch von dem Brandtewein den sie den Indianern geben? Schlagen sie auch, wenn sie betrunken sind, andre Leute todt, oder beißen sie alsdann auch Nasen ab, wie die Indianer? Wer lehrte die weißen Leute ein so verderbliches Getränk bereiten!

Ich beantwortete alle diese Fragen, und mehrere andre die er an mich that, so gut ich konnte, worauf er fortfuhr: Nun, wenn der böse Geist, wie du sagst der Erfinder dieses Getränks nicht seyn kann, wenn es in einzelnen Fällen unter euch mäßig, wie eine Arzeney gebraucht wird, oder wenn eure Aerzte daraus oder durch Beymischung desselben, heilsame

besons zu bereiten verstehen, so muß ich dennoch glauben, daß der böse Geist etwas damit zu schaffen haben muß, wenn es so wirkt wie du an mir gesehen hast, er bringt vielleicht irgend etwas Schädliches, ohne Wissen derer die es verfertigen hinein, oder ihr habt Zauberer die es zu beheren verstehen. Denn der Teufel ist kein Freund der Indianer, weil sie ihn nicht verehren wie den guten Geist, und deswegen, glaub ich, bringt er in den beson etwas hinein, in der Absicht sie zu Grunde zu richten. — Ich sagte ihm hierauf, daß ich zwar nicht wisse was der Teufel mit dem Brandtewein anfinge, daß ich aber glaube er habe bey allem was böse ist, die Hand im Spiel. Wenn Indianer einander todtschlagen, oder die Nasen abbeißen, oder sonst ähnliche schlechte Dinge thun, so gefällt ihm das ohne Zweifel wohl, denn Gott selbst spricht: er ist ein Verderber und Mörder. Der Indianer versicherte, daß ihn künftig nichts wieder verführen solle, des Teufels beson zu trinken.

Die weißen Handelsleute, welche es ihrem Interesse gemäß finden, die Indianer zum Trunke zu verleiten, sagen durchgehends, daß die Indianer starke Getränke haben wollen, und sich auf keinen Handel einlassen wenn sie nicht versichert sind, daß sie diese bekommen werden. Ich leugne nicht daß mir solche Fälle vorgekommen sind; ich könnte aber dagegen auch mehrere aus eigner Erfahrung anführen, wo die Indianer sich nicht nur weigerten Brandtewein zu nehmen, sondern mehrere Tage lang allen Versuchen die man machte um sie zu bewegen, daß sie ihn nur kosten möchten, widerstanden — da sie so gut wie diejenigen welche ihn anboten, wohl einsahen,

daß

daß wenn sie nur einmal ihre Lippen daran setzten, sie unvermeidlich von ihrer Schwäche in diesem Puncte überwältigt und betrunken werden würden.

Ich kann vielleicht eine nicht unwahrscheinliche Ursache davon anführen warum die Indianer so viel von geistigen Getränken halten. Sie liegt, dünkt mich, darin, daß sie sich beynahe ganz allein von frischem Fleisch und frischem Gemüse nähren, welches ein Bedürfniß nach einem Reiz (a seasoning) im Magen erzeugt, besonders wenn sie, wie öfters der Fall ist, lange Zeit kein Salz bekommen können. Sie sind unter solchen Umständen eben so begierig nach sauren Sachen; Weinessig werden sie, wenn sie ihn haben können, in beträchtlicher Menge trinken, und sie machen sich nichts daraus 30 bis 40 Meilen weit zu gehen um Kranichbeeren zu suchen. Sie sammeln auch Holzäpfel, wilde Trauben, und andre saure und selbst bitterschmeckende Früchte, als Ersatz für das mangelnde Salz, sie pflegen auch im Frühjahr solche Bäume deren Rinde säuerlich ist, abzuschälen, und lecken mit großer Begier an der Rinde. Wenn sie nach langer Entbehrung Salz bekommen, so können sie wol einen Eßlöffel voll auf einmal davon verschlucken, nach welchem, wie sie sagen, sie und ihre Pferde gleichen Hunger haben.

Die Indianer fühlen sehr wohl den Zustand von Erniedrigung in welchen sie durch den Misbrauch starker Getränke sind gebracht worden, und sie reden davon nie, ohne den Weißen Vorwürfe zu machen daß sie sie zu dieser lasterhaften Gewohnheit verleitet haben. Ich könnte mit leichter Mühe beweisen wie schuldig die Weißen in dieser Hinsicht sind, wenn ich

ich eine Menge von den Anekdoten erzählen wollte die ich lieber der Vergessenheit zu übergeben wünsche. Die folgende Anekdote wird hinreichen die unedlen Handelsleute zu widerlegen, die den Vorwurf von sich ab und auf die armen betrogenen Indianer hinzuwälzen versuchen möchten.

Als ein Indianer von der Susquehannah im Jahr 1769 mit seinen Söhnen zu Bethlehem angekommen war um sein Pelzwerk abzusetzen, so wurde er von einem Handelsmann aus der benachbarten Stadt auf folgende Weise angeredet. "Nun, Thomas, ich glaube in der That du bist ein Herrnhuter geworden! Ein Herrnhuter, antwortete der Indianer, warum denkst du das? Weil du, versetzte jener, sonst zu uns zu kommen pflegtest deine Häute und dein Pelzwerk los zu werden, und nun verhandelst du sie an die Herrnhuter. So! fuhr der Indianer fort, nun verstehe ich dich, und weiß was du meynst. Nun höre mich! Siehe mein Freund, wenn ich hierher komme um meine Häute und mein Pelzwerk zu verkaufen, so sind die Leute freundlich geben mir gutes Essen in Ueberfluß, und bezahlen mich in Geld oder andern Dingen die ich nöthig habe, und kein Mensch sagt mir etwas von Rum trinken, auch frage ich nicht danach. Komme ich an euren Ort mit meiner Waare, so rufen mir alle zu: Komm Thomas! hier ist Rum, laß ihn dir gut schmecken, es wird dir nicht schaden. Dieß geschieht alles um mich zu betrügen. Habt ihr denn alles von mir erhalten was ihr haben wollt, so nennt ihr mich ein besoffnes Schwein, und werft mich aus dem Zimmer. Siehe das ist die Weise wie ihr die Indianer betrügt, wenn

sie

sie kommen mit euch zu handlen. So wisset nun, wenn ihr mich wieder in eure Stadt kommen sehet, daß ihr zu einander sagen möget: Da kommt ja Thomas wieder, er ist kein Herrnhuter mehr, denn er kommt zu uns, um sich betrunken machen zu lassen, um geprellt, um aus dem Hause geworfen, um ein besoffnes Schwein genannt zu werden!"

Anmerkungen. 64) Der verderbliche Handel der Indianer ist der Rumhandel. Zu Friedenszeiten, und sonderlich wenn die Indianer ihre Opferfeste begehen, findet man fast immer Europäische Rumhändler unter ihnen, die aus schändlicher Gewinnsucht die Thorheit der Indianer misbrauchen. Denn wenn dieselben einmal ins Saufen kommen, so ist ihnen alles feil und nichts so lieb, daß sie es nicht für Rum weggeben sollten. . . . Ein Rumhändler zu Shomoko an der Susquehanna bot den Indianern seinen Rum feil, indem er einem jeden freystellte den Rum durch einen Strohhalm, den er in das Faß gesteckt hatte, unentgeldlich zu kosten — ein Indianer trat zweymal herzu, kehrte aber immer wieder um, zum drittenmal kostete er den Rum durch den Strohhalm, und nun fing er an zu kaufen, erst für Wampum, dann für seine wollne Decke, dann für seine gezogene Büchse und so fort bis er durchaus nichts mehr wegzugeben hatte. — Schmerz und Reue über den Verlust ihrer unentbehrlichsten Sachen haben sie schon mehrmals bewogen, die Landes-Regierung der Europäer feierlich zu ersuchen, daß den Rumhändlern verboten werden möchte, Rum in ihr Land zu bringen. (Ein Indianer der ein Fäßchen Rum zu Pittsburg gekauft und nach Goschgoschünk unter die Indianer gebracht hatte, in der Absicht es da auszuschenken, hörte das Evangelium, wurde von seinem unselig-Zustand überzeugt, entschloß sich ein andres Leben zu führen,

führen, und brachte das Fäßchen Rum wieder an den Kaufmann nach Pittsburg zurück. Loskiel S. 567.) Aber solche Verbote fruchten wenig; denn wenn auch die Europäischen Rumhändler eine Zeitlang wegbleiben, so suchen die Indianer sie auf und viele von ihnen, sonderlich Weibsleute, treiben selbst einen Rumhandel. Eben so wenig haben die oft wiederholten Beschlüsse ihrer Oberhäupter und Rathsmänner, daß niemand mehr starkes Getränk in ihre Dörfer bringen solle, dem Uebel Einhalt thun können. Gemeiniglich sündigen die Gesetzgeber selbst zuerst dawider, oder es fehlt doch den übrigen nicht an listigen Ränken, sich Rum zu verschaffen. Sie stellen z. B. ein Rum-Opfer an, wozu nichts als Rum genommen werden darf, und weil es als eine gottesdienstliche Handlung angesehen wird, so müssen die Oberhäupter es zulassen, daß Rum geholt wird.

Loskiel I. 8. 128.

65) Nach Herr Long ist der Rum (die Wilden scheinen ihn Seuttapwabo zu nennen S. 113 auch feuriges Wasser (fiery water) bey dem Verkehr mit den Indianern ganz unentbehrlich. Die Handelsleute vermischen den Rum mit einer gewissen Quantität Wasser, was eine allgemein angenommene Sitte genannt wird. (S. 56. 133.) unter besondern Umständen aber auch mit Opium — ich habe, sagt Herr Long (S. 112) Laudanum immer sehr nützlich gefunden und halte es für einen wesentlich nöthigen Artikel in dem Handel mit den Wilden, weil es das einzige Mittel ist — sie in ihrem trunkenen Muthe zu bändigen und einem Handelsmanne Ruhe zu verschaffen. Einmal gab Long einer Frau, die nicht zur Ruhe zu bringen war, in einem Glase Rum 40 Tropfen Spanische Fliegentinktur (tincture of cantharides) neben so viel Tropfen Laudanum zu trinken. Sie trank es hinunter, und fing an zu taumeln, forderte aber noch mehr Rum, worauf

geflüchtet) wurde im höchsten Grade critisch — Hr. Long glaubte indessen, man müsse keine Furcht verrathen, aber auch keine Feindseligkeiten anfangen, wiewol mehrere geladene Gewehre in Bereitschaft gehalten wurden. Die Wilden kamen also einzeln näher und traten in das Haus, hier hatte aber Hr. Long ein Fäßchen Pulver, aus welchem er den einen Boden ausgeschlagen hatte offen hingesetzt, und rief nun den Indianern unerschrocken zu: "wer unter euch alten Weibern ist ein braver Kerl — wir hier wollen heute alle sterben!" Indem er dieß sagte richtete er ein Pistol mit aufgespanntem Hahn auf das geöffnete Pulverfäßchen. Sogleich liefen alle Indianer zum Hause hinaus indem sie schrien: "der Herr des Lebens hat dem Biber (Long) viel Kraft und Muth verliehen!" Die Weiber flüchteten über das Wasser, und das Haus wurde verlassen. Nachher kehrten noch einige Weiber zurück, da man sich aber mit ihnen gar nicht einließ, so nahmen sie ihre Todten weg, und die Gefahr war für das Mal glücklich abgewendet. (S. 63 f.)

Etwas auffallend ist es, wenn Hr. Long (S. 78.) erwähnt, man müsse zuweilen auf die betrunkenen Wilden tüchtig losschlagen, um sich Ruhe von ihnen zu verschaffen, und sie ertrügen dieß auch ohne sich hinterher zu rächen. — Wie es zu Zeiten den betrunkenen Wilden ergehen mag, läßt sich einigermaaßen aus einer Erzählung beurtheilen, welche Hr. Long S. 146 ff. anführt, die ihm aber von Andern mitgetheilt wurde. Ein Englischer Handelsmann Ramsay wurde nebst seinem Sohn (oder Bruder) von einer Rotte sehr wilder Indianer von der Nation Poes (in der Gegend des Mississippi) auf dem Wege nach St. Joseph, als er eben ans Land steigen wollte um mit ihnen zu handeln, gefangen genommen. Einige Indianer gingen nämlich bis an den Hals ins Wasser und hoben ihn nebst seinem Sohn aus dem Kanoe, die übrigen Leute flüchteten.

ten. Nachdem die Wilden das Boot in welchem Herr Ramsay gekommen war geplündert, und so viel Rum herausgenommen hatten als sie glaubten trinken zu können, wollten sie Hrn. Ramsay nach Indianer Sitte verbrennen, ließen jedoch den Sohn frey aber bewachten ihn genau. Der Verurtheilte zeigte Indianische Kaltblütigkeit, hielt die ihm vorgesetzte Mahlzeit von Hundefleisch in Bärenfett gekocht, und bat darauf als er an den Pfahl gebunden worden war, daß er erst noch eine Rede an seine Ueberwinder halten dürfe. In dieser Rede pries er sich glücklich, daß er nun bald in ein andres Land gehen würde, wo er bessere Indianer antreffen, und vortheilhafteren Handel würde treiben können als unter ihnen u. s. w. Zwischendurch aber forderte er seinen Sohn auf, den Indianern tüchtig einzuschenken. Es dauerte nicht lange so waren sie alle völlig betrunken, nun ließ Hr. Ramsay sich von seinem Sohn losschneiden, goß den Betrunkenen noch mehr Rum ein, und schnitt ihnen darauf sämtlich den Hals ab. Die Befreyeten erreichten nun, in ihrem Kanoe, die übrigen Reisegefährten und endlich das Fort Michillimacinac, doch wagte es Hr. Ramsay nachher nie wieder, sich in jene Gegenden zu begeben.

66) Von den zu Post Vincennes versammelten Wilden aus der Gegend der obern Wabash sagt Volney (II. 425), daß sie von früh Morgens an in den Straßen umherschweiften, in der alleinigen Absicht sich Brandtewein (Rum?) zu verschaffen. Erst verkauften sie dafür die Felle von ihrer Jagd, dann ihre Kostbarkeiten, darauf ihre Kleidungsstücke, endlich baten sie darum wie Bettler, und hörten nicht auf zu trinken, bis sie aller ihrer Sinne völlig beraubt waren. Mitunter veranlaßte dieß lächerliche Auftritte, wenn sie das Trinkgefäß mit beyden Händen hielten und wie die Affen tranken, oder über-

Digitized by Google

überlaut schrien, oder mit den Weibern scherzten, manchmal aber war es auch ein niederschlagender Anblick zu sehen, wie sie allen Verstand verloren, wüthend oder wie blödsinnig wurden, in den Staub oder in den Koth wie todt hinfielen, um da bis zum folgenden Morgen zu schlafen. — Ich ging des Morgens nie aus ohne sie Dutzendweise in den Straßen und auf den Wegen in der Nähe des Dorfs sich im buchstäblichen Sinn mit den Schweinen wälzen zu sehen. Es war noch glücklich genug, wenn es ohne Streitigkeiten und Schlägereyen mit Messern und Streitäxten abging, wodurch in gewöhnlichen Jahren, zehn Mordthaten jährlich hervorgebracht werden.

Sieben-

Siebenunddreyßigstes Kapitel.

Leichenbegängnisse.

Ich glaube daß keine hinlänglich genaue Nachricht von der Art, wie die Nord-Amerikanischen Indianer ihre Todten bestatten, bis jetzt ist gegeben worden. Capitain Carver berichtet, daß die Nadowessier, unter welchen er sich aufhielt, die dabey üblichen Ceremonien geheim hielten, und ihm keine Gelegenheit geben wollten denselben beyzuwohnen. Loskiel, wiewol er seine Nachrichten aus den Tagebüchern unserer Missionäre schöpfte, hat doch etwas oberflächlich hiervon gehandelt. Ich laufe deswegen nicht leicht Gefahr bey der Beschreibung dessen, was ich gesehen habe, nur zu wiederholen, und hoffe daß die besondern Umstände, welche ich jetzt angeben werde, nicht für uninteressant werden gehalten werden.

Es ist bekannt genug daß die Indianer für das Andenken der Verstorbenen große Achtung hegen, und die Ueberreste derselben mit angemessener Feierlichkeit zur Erde bestatten. Diese Feierlichkeiten sind indessen nicht in allen Fällen dieselben, sondern sind verschieden nach den Umständen und den Verhältnissen

des

des Verstorbenen; denn hoher Rang und Reichthum empfangen auch nach dem Tode noch besondre Auszeichnungen, unter Wilden eben so wol, wie unter gebildeten Völkern. Dieß läßt sich leicht erklären. Wenn ein vornehmer Chief stirbt, so wird sein Tod als ein National-Verlust betrachtet; es müssen sich also natürlich in den öffentlichen Beweisen der Trauer alle vereinigen. Der reiche Mann auf der andern Seite hatte im Leben zahlreiche Freunde, die ihn im nämlichen Augenblick wo er zum letzten Male athmet, mit Anstand nicht verlassen können; überdieß bietet sein Vermögen die Mittel zu einer reichlichen Bewirthung bey dem Leichenbegängniß dar, an welcher, wie man leicht denken kann, manche sehr gern Theil nehmen. So finden sich also Unterschiede in den gesellschaftlichen Verhältnissen, auch im Stande der Natur, wo Gleichheit, wenn sie sich irgendwo findet, am allerersten scheint angetroffen werden zu müssen. Obgleich der Erdboden und die Erzeugnisse desselben allen Indianern insgemein zukommen, so ist es doch einem jeden vergönnt, sich den Ertrag seiner Betriebsamkeit zu Gute zu machen, welches Reichthum hervorbringt; und wiewol es in ihrer gesellschaftlichen Verfassung keinen erblichen oder durch Wahl ertheilten Rang giebt, so nehmen doch, da Muth und Talente zur Macht führen, diejenigen denen man jene Eigenschaften allgemein zugesteht, ihren Platz über den andern, und der Unterschied des Rangs wird dadurch begründet. Staatsmänner und Weltweise mögen über diese Thatsachen ihre Vernunft nach Belieben sprechen lassen, die Beschreibungen welche ich gebe sind aus der Natur ge-

genommen, und ich überlasse es Männern von größeren Fähigkeiten als die meinigen, die gehörigen Folgerungen aus denselben abzuleiten.

Bey dem Tode eines Chief oder Oberhaupts vom ersten Range, ertönt das Dorf von einem Ende bis zum andern von dem lauten Wehklagen der Weiber, unter denen diejenigen die neben der Leiche sitzen sich durch das durchdringende ihres Geschreys und den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Schmerzes auszeichnen. Diese Trauerscene bey dem todten Körper dauert bey Tag und Nacht fort, bis er beerdigt worden ist, und die Klageweiber werden von Zeit zu Zeit von andern abgelöst.

Diese Ehrenbezeugungen "der Trauerklage bey der Leiche," werden allen erwiesen, dem Armen und Geringen, wie dem Reichen, Angesehenen und Mächtigen; der Unterschied besteht allein in der Zahl der Trauernden, indem der nicht ausgezeichnete geringe Indianer deren nur wenige außer seinen nächsten Verwandten und Freunden, und zuweilen nur diese allein hat. Frauen (ungeachtet alles dessen was man von ihrer angeblich bedrückten Lage und ihrer Herabwürdigung zu dem Rang der Sklavinnen gesagt hat) werden nach ihrem Tode mit nicht geringerer Achtung behandelt als die Männer, und die größten Ehrenbezeugungen werden den Ueberresten der Frauen berühmter Krieger oder ergrauter Oberhäupter erwiesen, vorzüglich wenn sie selbst von einer angesehenen Familie abstammen, was bey den Indianern, so seltsam es scheinen mag, keinesweges etwas gleichgültiges ist, denn sie ehren gern das Verdienst ihrer großen Männer in ihren Angehörigen. Ich war im Jahr 1762

bey dem Leichenbegängniß einer Frau von höchstem Rang und Ansehn, der Frau des tapfern Delawarischen Chief Shingask; und da ihr bey der Beerdigung alle bey solchen Gelegenheiten übliche Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, so bin ich gewiß, eine nähere Beschreibung der Ceremonien wird nicht unwillkommen seyn.

In dem Augenblicke da sie verschied, wurde ihr Tod durch besonders dazu bestellte Frauen im Dorfe bekannt gemacht. Diese gingen durch die Straßen und riefen: Sie ist nicht mehr! Sie ist nicht mehr! Der Ort verwandelte sich mit einem Mal in eine allgemeine Trauerscene. Geschrey und Wehklagen hörte man von allen Seiten; es war in der That der Ausdruck des allgemeinen Gefühls wegen eines allgemeinen Verlustes.

Der Tag ging auf diese Weise unter Schmerz und Betrübniß hin. Am folgenden Morgen zwischen 9 und 10 Uhr, kamen 2 Rathmänner, dem Herrn Thomas Calhoon, dem Indianer-Handelsmann und mir anzuzeigen, daß wir ersucht würden dem Leichenbegängniß, welches bald Statt finden würde, beyzuwohnen und dabey behülflich zu seyn. Wir begaben uns demzufolge nach dem Hause der Verstorbenen, wo wir die Leiche antrafen, im Sarge liegend, (den Sarg hatte der Tischler des Hrn. Calhoon verfertigt) und nach Indianischem Geschmack aufs prächtigste angekleidet und geschmückt. Ihre Gewänder, sämmtlich neu, waren mit Reihen silberner Spangen (broaches)*) besetzt

*) Es sind runde Schnallen mit einer Zunge, welche die Indianer an ihre Hemder (Shirts) besten. Die Handelsleute nennen sie broaches Brust- oder Tuchnadeln.

besetzt, jede Reihe stieß an die andre. Auf den Aermeln ihres neuen Falten-Hemdes waren breite silberne Armplatten (spangles) von der Schulter bis auf das Handgelenk herab, befestigt; an dem Gelenke waren Binden welche eine Art von Handschuhen bildeten, und welche von Wampum auf dieselbe Weise verfertigt waren wie die Gürtel, deren sie sich bedienen wenn sie Reden halten.

Ihr langes glattes Haar wurde von breiten Silberreifen zusammengehalten, ein Reif am andern, doch nicht alle von gleicher Größe, sondern vom Haupte abwärts kleiner werdend und endlich in eine Spitze auslaufend. Um den Hals hingen fünf breite Wampumgürtel an den Enden zusammengebunden, von welchen der innerste der kürzere war, die übrigen aber etwas länger so daß der äußerste bis unter die Brust herabging. Ihre scharlachrothe Beinbekleidung war mit verschieden farbigen Bändern verziert, welche darauf genähet, und an ihren Rändern mit kleinen Korallen auch von verschiedener Farbe besetzt waren. Ihre Fußbekleidung war mit stark ins Auge fallenden Figuren verziert, welche auf dem Leder von gefärbten Stachelschweinkielen gestickt waren, an dem obern Rande der Schuhe oder Fußbekleidung um die Enkel herum, war eine Menge kleiner runder silberner Glöckchen, von der Größe einer Flintenkugel befestigt. Alle diese Dinge, nebst der rothen Schminke, geschmackvoll aufgelegt, wie beym höchsten Putz, schmückten ihre Person auf eine solche Weise, daß in dieser Art vielleicht nichts darüber gehen konnte.

Nachdem die Zuschauer sich entfernt hatten, wurden vielerley Sachen aus dem Hause herbeygetragen

und in den Sarg gelegt, wo Platz für dieselben zu finden war; unter diesen war ein neues Hemd, eine zubereitete Hirschhaut zu Schuhen, eine Scheere, Nähnadeln, Zwirn, ein Messer, ein zinnernes Becken nebst Löffel, ein Becher und andre ähnliche Dinge, nebst einer Menge Spielsachen und andrer Kleinigkeiten, welche sie im Leben lieb hatte. Darauf ward der Deckel auf dem Sarge mit drey Riemen befestigt, und drey hübsche runde Stäbe, fünf oder sechs Fuß lang wurden queer darübergelegt, nahe bey einander, und einer in der Mitte, welche auch mit Riemen aus gegerbter Elennhaut befestigt wurden; weiter wurde ein kleines Bündelchen mit rother Schminke, nebst einem Stückchen Flannel womit man sie auflegt, in den Sarg geworfen, nämlich durch ein am Kopfende desselben angebrachtes Loch. Diese Oeffnung sagen die Indianer, wird für den Geist des Verstorbenen gemacht, damit er nach Belieben ein- und ausgehen könne, bis er den Ort seines künftigen Aufenthalts gefunden hat.

Nachdem alles in Ordnung war, wurden die Träger ersucht sich auf ihre Plätze zu begeben. Hr. Calhoon und ich wurden an den ersten Stab gestellt, zwey Frauen bey den mittleren, und zwey Männer bey den untersten Stab. Jetzt machten sich mehrere Frauen, aus einem etwa 30 Ellen weit entfernten Hause auf den Weg, und trugen große Kessel, Schüsseln, Löffel und getrocknetes Elennfleisch in Körben, nach dem Begräbnißplatze hin; zugleich wurde uns das Zeichen gegeben, uns mit der Leiche in Bewegung zu setzen, worauf die Weiber welche die Hauptleidtragenden vorstellten die Luft mit ihrem durch-

Digitized by Google

durchdringenden Klaggeschrey erfüllten. Die Ordnung des Zuges war folgende: zuerst ein Führer oder Wegweiser von dem Hause bis an den Begräbnißplatz; darauf die Leiche, gleich hinter derselben Shingask der Ehemann der Verstorbenen; diesem folgten die angesehensten Kriegs-Obersten und Rathmänner der Nation, und hinter diesen Männer von allerley Rang und Stand. Hiernächst kamen Weiber und Kinder, und zuletzt zwey starke Männer welche Ballen mit Europäischen Manufacturwaaren auf dem Rücken trugen. Die Hauptleidtragenden von Seiten der Frauen, welche nicht mit in der Reihe gingen, nahmen ihren eignen Weg, etwa 15 bis 20 Ellen rechter Hand von uns, aber immer in gleicher Linie mit der Leiche. Da wir die Leiche eine Entfernung von etwa 200 Ellen zu tragen hatten, und der Sarg niedrig zwischen den Trägern schwebte, mußten wir auf dem Wege mehrmals ruhen, und wenn wir standen, machten auch alle übrigen Halt, bis wir uns wieder in Bewegung setzten.

Als wir bey dem Grabe angekommen waren, mußten wir Halt machen, der Deckel des Sarges wurde wieder abgenommen, und der Körper lag zur Schau. Jetzt ordnete sich das ganze Gefolge in einen halbmondförmigen Kreis an der Südseite des Grabes und setzte sich dann auf den Boden nieder. Innerhalb dieses Kreises war ein gemeinschaftlicher Sitz für Hrn. Calhoon und mich bereitet, während der trostlose Shingask sich, ohne jemand bey sich zu haben, etwas weiter weg begab, wo man ihn mit gegen die Erde gebognem Haupte weinen sah. Die Frauen vom Trauergefolge setzten sich ohne Ordnung

zu

zu einander, zwischen niedrigem Gesträuch welches sich in der Entfernung von etwa 15 Ellen an der Ostseite des Grabes befand.

In dieser Haltung blieben wir länger als zwey Stunden; kein Laut wurde irgendwoher gehört, wiewol die Zahl des Gefolges sehr beträchtlich war; auch stand Niemand von seinem Sitz auf um die Leiche zu sehen, welche mit einem reinen weißen Laken leicht überdeckt worden war.. Alle schienen in tiefem Nachdenken und in feierlicher Trauer zu seyn. Seufzer und Schluchzen hörte man zu Zeiten von der Seite der Weiber, aber so ausgestoßen, daß es die Versammlung nicht beunruhigte; vielmehr schien dadurch die Traurigkeit, auf eine für die Umstände schickliche Art, unterhalten zu werden. Dieß war der Eindruck den diese lange Stille auf uns machte.

Endlich, etwa um 1 Uhr Nachmittags, traten 6 Männer vor, um den Deckel auf den Sarg zu legen und die Leiche in das Grab zu senken, als plötzlich drey von den Trauerweibern von ihren Sitzen aufsprangen, sich zwischen die Männer und den Sarg drängten, und der Verstorbnen laut zuriefen: "aufzustehen und mit ihnen zu gehen, sie aber nicht zu verlassen." Sie umfaßten sogar ihre Arme und ihre Füße; zuerst sah es aus als ob sie ihr liebkosen wollten, nachher schienen sie stärker zu ziehen, als ob sie die Absicht hätten mit dem Körper davon zu laufen, während sie beständig schrien: "stehe auf, stehe auf! Komm mit uns! Verlaß uns nicht! Entferne dich nicht!" Zuletzt begaben sie sich weg, indem sie an ihren Kleidern rissen, ihr Haar zerrauften, und unter allen Aeußerungen der wildesten Verzweiflung laut schrien

schrien und klagten. Nachdem sie sich auf die Erde nieder gesetzt hatten, fuhren sie auf dieselbe Weise fort zu schreien, zu schluchzen, an dem Grase und dem Gesträuch zu reißen, gerade als ob sie ganz außer sich wären und nicht wüßten was sie thäten.

Sobald die Weiber das, was ihnen bey der Ceremonie zukam, verrichtet hatten, welches etwa 15 Minuten dauerte, traten die 6 Männer welche sie in ihrem Geschäfft unterbrochen hatten, und die einige Fuß weit von der Leiche stehen geblieben waren, aufs neue vor und thaten was sie sollten. Sie ließen den Sarg in die Gruft hinab und legten zwey Stäbe, etwa 4 Zoll im Durchmesser, welche abgeschält worden waren, der Länge nach und dicht neben einander über das Grab, worauf sie weggingen. Darauf näherte sich der Wittwer mit äußerst langsamen Schritten, und als er das Grab erreichte, ging er auf den Stäben über dasselbe hin, und dann wie zuvor weiter fort in eine große angrenzende Wiese, welche hier anfing.

Als der verwittwete Chief so weit weg war, daß er nicht mehr hören konnte was am Grabe geschah, wurde ein bemalter hölzerner Pfosten, auf welchem verschiedene Figuren als Sinnbilder von den Lebensumständen der Verstorbenen, und daß sie die Frau eines tapfern Kriegers gewesen wäre, gezeichnet waren, von zwey Männern herbey gebracht und einem dritten, einem Mann von Ansehen, übergeben, welcher ihn auf die Weise aufstellte, daß er am obern Ende des Grabes, auf dem Sarge ruhte, indem er sehr sorgfältig Acht gab, daß ein gewisser Theil der Zeichnung gerade gegen Osten oder Sonnenaufgang gerich-

gerichtet seyn möchte, darauf hielt er das Holz aufrecht und in der gehörigen Richtung, während einige Frauen das Grab mit Schaufeln zuwarfen, und nachdem sie trocknes Laub und Baumrinde darüber gelegt hatten, so daß von der frischen Erde nichts zu sehen war, gingen sie weg, worauf einige Männer das Grab mit vorher zugerichtetem Holzwerk etwa 4 Fuß hoch einfaßten, um es gegen das Eindringen wilder Thiere zu schützen.

Da nun das Ganze vollendet war, was etwa eine Stunde dauerte, so hoffte Hr. Calhoon und ich, daß es uns würde verstattet werden zu Hause zu gehen, wonach uns verlangte zumal da wir ein Gewitter von Westen her schnell heraufziehen sahen; die Indianer aber, unsre Absicht muthmaaßend, traten alsbald mit Stangen und Decken hervor und verfertigten in wenig Augenblicken ein Obdach für uns.

Das Ungewitter, wenn gleich von kurzer Dauer, war fürchterlich! Das Wasser floß in Strömen; doch hatten Alle Mittel gefunden sich zu schützen während der Regen anhielt, und da wir auf Wiesengrunde waren, so hatten wir nicht zu fürchten, daß Bäume vom Sturme ausgerissen, auf uns fallen möchten. Unser Aufenthalt sah nun aus wie ein Dorf, oder vielmehr wie ein Feldlager, so groß war die Zahl der Schutzdächer welche man errichtet hatte.

Glücklicherweise hatte der Wittwer dieß Lager noch zu rechter Zeit erreicht, und da jetzt der Sturm vorüber war, so wurde nun ein jeder mit den Speisen bedient, welche in einiger Entfernung vom Grabe waren zubereitet worden. Nach geendigter Mahlzeit,

wurden

wurden die Kaufmannswaaren, welche von beyden Männern, die den Zug beschlossen, waren herbey getragen worden, in kleinere Spenden gesondert, und an alle Anwesende vertheilt. Keiner, vom ältesten bis zum jüngsten, wurde übergangen, sondern jeder bekam von der reichlichen Spendung sein Theil. Blos der Unterschied wurde gemacht, daß diejenigen welche das meiste zu thun gehabt hatten, auch Geschenke von größerem Werth bekamen, und wir mochten es wol leiden daß die Klageweiber gut belohnt wurden, weil sie wirklich schwere Arbeit hatten verrichten müssen. Sachen von geringem Werth, wie Knie- und Schnürbänder, Nadeln, Korallen und dergl. wurden den jüngern Mädchen geschenkt, die älteren bekamen Scheeren, Nadeln und Zwirn, und ein paar Ellen seidnes Band. Die Knaben erhielten ein Messer, eine Maultrommel, eine Pfrieme oder sonst etwas von gleichem Werth. Einige von den Erwachsenen wurden mit einem neuen Anzug, bestehend in einer wollnen Decke, einem Hemde, in Beinkleidern und Kamaschen, das Ganze etwa 8 Thaler werth, beschenkt. Die Weiber, nämlich die, welche besondre Dienste bey dem Leichenbegängniß geleistet hatten, erhielten eine wollne Decke, Faltenhemder und Unterkleider, zusammen etwa 10 bis 12 Thaler werth. Hr. Calhoon und ich bekamen jeder eine Halsbinde und ein Paar Kamaschen zum Geschenk. Die Waaren welche bey dieser Gelegenheit vertheilt wurden schätzte Hr. Calhoon auf 200 Thaler (Dollars) an Werth, der größte Theil derselben war an dem Morgen in seinem Magazin ausgenommen worden.

Nach-

Nachdem wir nun auf diese Weise mehr als 6 Stunden lang gewissermaaßen gefangen gehalten worden waren, hatte das Leichenbegängniß ein Ende, und Hr. C. ging mit mir und den Uebrigen zu Hause. Beym Eintritt der Dämmerung wurde ein Kessel voll zubereiteter Speisen nach dem Grabe hingebracht und auf demselben niedergesetzt, und hiemit drey Wochen lang jeden Abend fortgefahren, nach Verlauf welcher Zeit man dafür hielt daß die Abgeschiedene ihren Aufenthalt werde gefunden haben. Während dieser Zeit hörte man auch noch das Wehklagen der Klageweiber an jedem Abend, doch nicht so laut und so heftig als vorhin.

So habe ich, nach Bemerkungen die ich damals aufsetzte, die Feierlichkeiten beschrieben welche bey den Delawaren Statt finden, wenn eine Person von hohem Rang und Ansehen unter ihnen mit Tode abgeht. Die Leichenbegängnisse von geringeren Personen werden mit weniger Pomp und Unkosten vollzogen. Wenn die Erben des Verstorbenen nicht das Vermögen haben, Klageweiber miethen zu können, so übernehmen ihre nächsten Verwandtinnen und Freundinnen diesen Dienst. Aber "die Trauerklage bey der Leiche" ist etwas unerläßliches.

Es ist allgemeine Sitte, bey dem Tode eines Indianers, wie auch immer sein Rang oder seine Umstände seyn mögen, eine Menge von Sachen die dem Verstorbenen gehörten, in seinen Sarg oder sein Grab zu legen, damit er sie bey der Hand habe im Fall er ihrer bedürfte. Ich habe gesehen, daß man eine Flasche Rum oder Brandtewein (whiskey) am Kopfende des Sarges niedersetzte, und hörte als Ursache davon

davon, der Verstorbene habe im Leben den Brandtewein geliebt, und würde wol gern einen Schluck nehmen wenn er auf seinem Wege nach der Geisterwelt sich ermüdet fühlen möchte.

Wenn ein Indianer in der Entfernung von seinem Wohnorte stirbt, so wendet man große Sorgfalt an, das Grab mit Balken und Blöcken die man darauf legt zu verwahren, damit die Wölfe nicht zu dem Leichnam kommen können; wenn die Zeit oder die Umstände dieß nicht zulassen z. B. wenn die Indianer auf Reisen sind, so wird der Körper in Baumrinde eingeschlossen, und so ins Grab gelegt. Wenn sich ein Sterbefall auf ihren Jagdlagerplätzen eräugnet, so machen sie eine Art von Sarg, so gut es gehen will, oder bedecken den todten Körper mit etwas, wodurch die Erde verhindert wird auf ihn einzusinken, und schließen das Grab mit einem Gehäge von Stangen ein.

Krieger, welche in der Schlacht fallen, werden wo möglich auf die Seite gebracht und begraben, damit der Feind ihre Scalphäute nicht bekommen, auch die Zahl der Erschlagenen nicht erfahren möge. In solchen Fällen werden sie einen alten Block (Baumstamm) aus seiner Lage verschieben, und an der Stelle ein Grab so tief ausgraben, daß wenn das Holz wieder in seine vorige Lage gebracht wird, der Körper nicht zu sehr davon möge gedrückt werden. Wird dabey etwas von der frischen Erde sichtbar, so bedecken sie die Stelle mit verfaultem Holz, mit Laub oder Gesträuch damit sie nicht entdeckt werden möge. Wenn sie nicht Zeit genug hiezu haben, oder die Zahl ihrer Todten sehr groß ist, so legen sie die Leichen

chen auf einander in einen Haufen zwischen dicken Blöcken, und bedecken sie mit verfaultem Holze oder mit irgend einer Art von Schutt. Sie lassen ihre Todten niemals, wenn sie es verhüten können, so liegen daß sie von wilden Thieren zerrissen und verzehrt werden könnten.

Wenn die Indianer von einer verstorbenen Person zu reden haben, so erwähnen sie niemals den Namen derselben, um dadurch nicht den Schmerz der Familie oder der Freunde zu erneuern. Sie sagen vielmehr: "der unser Rathmann, oder unser Chief war, die unsres Freundes Frau war;" oder sie deuten auf einen besondern Umstand hin wie z. B. daß der Verstorbene zu einer gewissen Zeit oder an einem gewissen Orte bey ihnen war, oder daß er irgend ein besondres Geschäfft verrichtete, oder diese und jene Worte sprach, deren sie sich alle erinnern, so daß ein jeder weiß wen man meynt. Ich habe oftmals mit Rührung diese bemerkenswerthe Feinheit beobachtet, welche ihren Herzen Ehre macht und beweist, daß sie von Natur für die zärtlichsten Gefühle empfänglich sind.

Anmerkungen. 67) Carver erwähnt eines gemeinschaftlichen Begräbnißplatzes der Nadowessier in der Nähe einer geräumigen Grotte (large cave) unweit des Missisippi, welche Grotte von den Einwohnern Wakon teebe d. i. Wohnung des großen Geistes genannt wird. Die Leichen derer, die in großer Entfernung von diesem Platze im Laufe des Jahrs sterben, werden im Winter in Häute gewickelt und auf einem hohen Gerüste oder in den Zweigen der Bäume aufbewahrt; im Sommer aber, wenn es nicht möglich ist die Leichen zu erhalten, wird das Fleisch ver-

verbrannt und werden blos die Gebeine aufgehoben, um darauf im Frühjahr, wo die einzelnen Stämme der Nation in der Nähe der genannten Grotte zusammen zu kommen pflegen, auf dem gemeinschaftlichen Begräbnißplatze des Volks, unter gewissen von Carver, weil man seine Gegenwart dabey nicht gern zu sehen schien, nicht beobachteten Feierlichkeiten begraben zu werden.

Carver führt noch an, daß die Indianer dem Tode (durch Krankheit oder Alter) mit größter Unerschrockenheit entgegen gehen. Der Sterbende redet seine Kinder an, und giebt ihnen heilsame Lehren, nimmt förmlich Abschied von seinen Freunden, und bestellt wie es bey seinem Leichenbegängnisse gehalten werden soll. Der Verstorbene wird nach Carver, nicht nur angekleidet und geschmückt wie im Leben, sondern die in der Mitte der Hütte zur Schau gestellte Leiche ward auch von den Verwandten und Freunden des Verstorbenen angeredet, und man hielt kurze Lobreden auf den Verstorbenen. — Zu den Aeußerungen des Schmerzes rechnet Carver auch, daß die Männer sich den oberen Arm, die Weiber die Schenkel häufig und bis aufs Blut mit Pfeilen oder scharfen Feuersteinen verwunden.

Carver 398 ff.

Daß ein Indianer durch den Ertrag seiner Jagd s. Kap. 42. wie auch durch den Verkauf von Ländereyen, in Kriegszeiten auch durch Geldgeschenke für geleistete Dienste, zu einem gewissen Reichthum muß gelangen können erhellet auch aus dem Obigen. Vergl. Long. S. 169. (Ueb.)

68) Long sagt von einem Chief Ogashy der von einem Indianer aus Rachsucht erschlagen wurde: sein ältester Sohn verbrannte ihn, und befestigte seine Gebeine an einer hohen Stange, weil er das Oberhaupt des Stammes (der Chippewäer?). Long S. 105. Vergl. S. 49.

Hecke-

Heckewelder führt von den Nantikoks (Nantikokes) an, daß sie ihre Todten an einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz zu bringen pflegen, sagt aber nichts vom Verbrennen, s. oben Kap. 4.

69) Loskiel bemerkt, daß bey dem Begraben darauf gesehen werde, daß der Kopf der Leiche immer nach Osten komme, wo auch der Pfosten aufgerichtet wird der zum Denkmahl dienen soll, und zugleich eine Art von Bilderschrift zu enthalten pflegt. "Die Sitte dem Verstorbenen seine liebsten Geräthschaften, auch Lebensmittel mit ins Grab zu geben, ist unter den Irokesen und Delawaren fast ganz abgekommen."

Loskiel I. 9. S. 155.

Acht:

Achtunddreyßigstes Kapitel.

Freundschaft.

Solche, die da glauben daß man sich auf die Freundschaft eines Indianers nicht verlassen könne, irren sich außerordentlich, und wissen sehr wenig von dem wahren Charakter dieser Naturmenschen. Es ist wahr, sie sind rachsüchtig gegen ihre Feinde, gegen solche die ihnen muthwillig Unrecht thun, die sie beleidigen, beschimpfen oder mit Verachtung behandeln; man kann sogar von ihnen sagen, daß die Leidenschaft der Rachsucht bey ihnen so heftig ist, daß sie keine Grenzen kennt; doch hat dieß seinen Grund nicht in einer schlechten oder boshaften Gemüthsart, sondern in der Heftigkeit des natürlichen Gefühls wenn ihm keine gesellschaftliche Einrichtungen entgegenwirken und es durch die Kraft der geoffenbarten Religion nicht beherrscht wird. Die zärtlichen und edleren Leidenschaften wirken nicht weniger mächtig auf sie, als die von entgegengesetzter Art, und sie sind eben so warm und aufrichtig in ihrer Freundschaft, als heftig und rachsüchtig in ihren Feindschaften. Ja, ich wage es zu behaupten, daß es solche unter ihnen giebt, die bey vor-

vorkommender Veranlassung ihr Leben für einen Freund hingeben würden. Ich könnte viele Seiten mit Beyspielen von Indianer-Treue und Freundschaft, nicht nur gegen einander, sondern gegen Männer von andern Nationen und andrer Farbe als sie selbst, anfüllen. Wie oft haben sie nicht, wenn Kriege zwischen ihnen und den Weißen ihrem Ausbruch nahe waren, solche von unsern Anbauern an der Grenze, welche sie für gutgesinnt gegen die Indianer hielten, unter der Hand benachrichtigt, daß gefahrvolle Zeiten bevorständen, und ihnen gerathen für ihre Sicherheit zu sorgen, ohne auf den Unwillen den solch ein Betragen bey ihrem eignen Volk erregen möchte, Rücksicht zu nehmen. Wie oft haben sie nicht solche Anbauer beschützt, und unter sicherem Geleit durch die gefährlichsten Gegenden geführt bis sie in Sicherheit waren! Wie oft haben sie nicht Mittel gefunden, einen Feind davon abzuhalten, "einen Streich zu führen" wie sie es nennen, d. h. zu rücksichtloser Ermordung der Weißen an der Grenze unerwartet aufzubrechen, bis ihre Freunde oder diejenigen die sie dafür hielten, außer aller Gefahr waren!

Diese Thatsachen sind allen die unter oder nahe bey Indianern gewohnt haben hinlänglich bekannt, und ich glaube es wird schwer seyn einen einzigen Fall zu finden, in welchem sie einen wirklichen Freund verrathen, oder im Augenblicke der Gefahr, wo sie im Stande waren ihn zu befreyen oder ihm zu helfen, verlassen hätten. Das Wort "Freund" klingt in dem Ohr eines Indianers nicht so vieldeutig und unbestimmt wie bey uns, es ist nicht blos ein Ausdruck der Höflichkeit oder des geselligen Lebens, sondern

zeigt

zeigt einen festen Entschluß an, der dadurch bezeichneten Person unter allen Umständen beyzustehen, und enthält zugleich eine Drohung gegen diejenigen, die es versuchen möchten ihr zu nahe zu treten. Das bloße Hinblicken auf zwey Personen, welche bekannte und erklärte Freunde sind, ist genug einen jeden davon abzuschrecken sich gegen die eine oder die andre eine Beleidigung zu erlauben. Wenn ein Indianer glaubt, daß er Ursache habe zu vermuthen, Jemand habe böse Absichten gegen seinen Freund, so braucht er nur mit Nachdruck zu sagen; "dieß ist mein Freund, und wenn jemand sich beygehen läßt ihn anzurühren, so will ich ihm thun was in meinem Gemüthe ist." Dieß ist so viel als ob er sagte, daß er zur Vertheidigung desselben auf Gefahr seines eignen Lebens entschlossen ist. Diese Sprache wird von den Indianern wohl verstanden, die es recht gut wissen daß sie mit einem feurigen Krieger zu kämpfen haben würden, wenn sie irgend etwas gegen seinen Freund unternehmen wollten. Hiedurch wird viel Blutvergießen verhütet; denn es ist bekannt genug daß ein Indianer seine Freundschaft nie vergebens zusichert. Manche weiße Leute und auch ich selbst haben sich ihres nachdrücklichen und zugleich edelmüthigen Schutzes zu erfreuen gehabt.

Als im Frühjahr 1774 ein Krieg zwischen den Virginiern und den verbundenen Shawanos und Mingoes, wegen der Mordthaten welche die ersteren an den letzteren verübt hatten ausbrach, und die erbitterten Freunde und Verwandten der Ermordeten beschlossen hatten, alle weißen Leute in ihrem Lande umzubringen, unternahm es der Shawano Chief

Silver-heels *) aus Freundschaft mehrere weiße Handelsleute nach Pittsburg einen Weg von beynahe 200 Meilen zu geleiten; wohl wissend daß er sein eignes Leben in Gefahr setzte auf den Fall daß ihm erbitterte Indianer oder umherschweifende Weiße auf dem Wege begegnen sollten, was in der That auf dem Rückwege der Fall war. Ich habe schon angeführt, wie er für diese edle Handlung der Freundschaft und der Selbstverleugnung ist belohnt worden.

Im Jahr 1779 traf der bekannte Girty mit seinen 9 mordsüchtigen Mingoern den Missionär Zeisberger auf dem Wege von Goschacking nach Gnadenhütten. Ihre Absicht war den würdigen Mann gefangen zu nehmen, und wenn sie ihn nicht lebendig ergreifen könnten, ihn zu ermorden und seinen Scalp nach Detroit zu bringen. Sie waren auf dem Punct sich seiner zu bemächtigen, als zwey junge muthige Delawaren, durch göttliche Fügung, gerade in dem critischen Augenblicke, denselben Weg daher kamen, und sich unverzüglich als Vertheidiger des würdigen Missionär, mit Gefahr ihres Lebens, darstellten. Ihr entschlossnes Benehmen hatte den gewünschten Erfolg, und sein Leben wurde gerettet. Seine Befreyer erklärten nachher, daß sie keinen andern Grund gehabt hätten sich auf solche Weise für ihn zu wagen als den, daß er ein Freund ihres Volks wäre, und sie ihn für einen guten Mann hielten.

Doch warum sollte ich von andern reden, da mir selbst die Wohlthat des Schutzes und der Freundschaft von

*) Derselbe, von welchem in 21sten Kap. unter Nr. 1. die Rede ist.

von Indianern ist zu Theil geworden! Im Jahr 1777, während des Revolutionskrieges, als mehrere Indianer-Stämme sich auf die Seite der Engländer geschlagen hatten, und Tod und Verwüstung auf unsern nicht beschützten Grenzen verbreiteten, beschloß ich, etwas gewagt, eine Reise ins Land zu machen um meine Freunde zu besuchen. Capitain White Eyes, der Indianische Held dessen Charakter ich bereits beschrieben habe *), wohnte damals 17 Meilen weit von mir entfernt. Sobald er von meinem Entschlusse hörte eilte er sogleich mit seinem Freunde Capitain Wingenund (dessen ich sogleich näher zu erwähnen Veranlassung haben werde) und mit einigen seiner jungen Leute herbey in der Absicht mich nach Pittsburg zu geleiten, indem er sagte: er wolle nicht zulassen daß ich, während die Krieger von Sandusky umherschwärmten, ohne eine hinlängliche Bedeckung und ohne ihn an meiner Seite zu haben, reisen sollte. Wir reisten mit einander ab. Eines Tages entdeckten unsre Kundschafter eine verdächtige Spur. White Eyes der vor mir auf ritt fragte mich, ob ich mich fürchtete? Ich antwortete — ich fürchtete mich nicht, so lange er bey mir wäre. — Recht so, versetzte er, ehe ich nicht todt zu deinen Füßen liege soll dir kein Mensch etwas zu Leide thun! Und selbst dann nicht, fügte Wingenund, der hinter mir ritt, hinzu, ehe das geschieht, muß auch ich überwunden seyn und neben unsrem Freunde Koguethagechton **) liegen. Ich glaubte

*) S. Kap. 15. oben.

**) Der Indianische Namen des Capitain White Eyes (Weißauge).

glaubte ihnen damals und glaube noch jetzt daß sie würden Wort gehalten haben, wäre es darauf angekommen. Eben so zeigte sich ein andrer Indianischer Freund im Frühjahr 1781. Hinter einem Block in dem Gebüsch wo er verborgen lag, erspähete er einen feindlichen Indianer in demselben Augenblick, wo dieser seine Flinte auf mich anlegte. Schnell wie der Blitz sprang er zwischen uns, und setzte sich selbst der Kugel aus, die gerade abgefeuert werden sollte. Der Feind feuerte indessen nicht, aus Furcht den Indianer zu treffen, der mich also mit seinem Leibe glücklich schützte, und mit Gefahr seines eignen Lebens das meinige rettete. Auf gleiche Weise rettete Cap. White Eyes im Jahr 1774 das Leben des Friedensboten David Duncan und ich könnte noch mehrere ganz ähnliche Handlungen anführen. Hr. Zeisberger ist mit mir völlig der Meynung, daß man den Indianern den Ruhm einer treuen Anhänglichkeit und einer aufrichtigen Freundschaft unmöglich absprechen kann. Die Meynung ist nicht daß dieß Gefühl gerade bey Allen zu dieser Höhe des Heldenmuths sich erheben werde, gewiß aber ist es daß Manche unter ihnen gefunden werden, deren starke Zuneigung und männlicher Stolz sie bewegen werden ihr Leben in der Vertheidigung ihrer Freunde zu wagen. In der That, kein Indianer würde ohne Erröthen den Vorwurf ertragen, daß er sich als einen Feigherzigen zeigte, als die Freundschaft gegen diesen oder jenen, deren er sich rühmte, auf die Probe gestellt wurde, und daß er sich scheuete sein eignes Leben zu wagen, so lange noch eine Möglichkeit da war das Leben des Mannes zu retten, den er lieb zu haben versicherte.

Es

Es ist nicht wahr, wie einige angegeben haben, daß die Freundschaft eines Indianers mit Geschenken erkauft werden müsse, und daß sie nur so lange fortdaure als Geschenke reichlich gespendet werden. Im Gegentheil, ihre Zuneigung ist durchaus uneigennützig. Ich gebe zu daß sie mit Vergnügen ein Geschenk von Freundes Hand annehmen; sie betrachten Geschenke als Beweise des Wohlwollens derer die sie geben. Sie können, ihrer Meynung nach, von keinem Feinde kommen, und wer sich freundlich gegen sie erweist, muß sie auch lieben. Für sie sind Verbindlichkeiten gegen den Freund keine Last, es macht ihnen Freude sie anzuerkennen, und was für Fehler ihnen auch immer eigen seyn mögen, Undankbarkeit ist keiner derselben.

Die Freundschaft eines Indianers erwirbt man in der That sehr leicht, vorausgesetzt daß man sie mit Aufrichtigkeit suche. Wer sie aber erlangen will, bey dem muß es feststehen, sie auf den Fuß einer völligen Gleichheit zu behandeln. Sie sind sehr argwöhnisch in Ansehung der Weißen, von welchen sie glauben, daß sie sich als Wesen höherer Art betrachten möchten, und sie nur zu oft mit grober und unverdienter Verachtung behandlen. Dieß verzeihen sie sehr selten, da sie sich hingegen geschmeichelt fühlen, wenn ein weißer Mann es nicht verschmäht sie als Kinder eines und desselben Schöpfers zu behandlen. Sowol Vernunft als Menschenliebe vereinigen sich uns diese Art des Betragens zu lehren, aber es thut mir Leid zu sagen, daß Vernunft und Menschenliebe in diesen Fällen zu wenig in Betracht gezogen werden. Ich hoffe man wird mir erlauben über diesen

Ge-

Gegenstand ein wenig weitläuftiger zu werden; vielleicht dürfte es einst einigen Weißen zu Gute kommen.

Die Indianer sind, wie ich bereits bemerkt habe, vortreffliche Mienenkenner. Wenn sie auch die Sprache nicht verstehen, so werden sie ziemlich richtig diejenigen die sie verachten, von denen die edlere Gefühle gegen sie hegen, an den Mienen oder an den Gesichtszügen unterscheiden. Dieß prägt sich ihnen ein. und sie behalten diesen Eindruck auf immer. Was müssen also diejenigen von den Indianern erwarten, auf den Fall daß sie durch einen Krieg oder durch andre Umstände in ihre Gewalt gerathen sollten, die sich, aus dem Grunde daß die Indianer ihre Sprache nicht verstehen, selbst in Gegenwart derselben nicht scheuen, sie Hunde, schwarzes Teufelsvolk u. s. w. zu nennen? Manche weiße Leute haben dadurch, daß sie auf solche Weise die Gefühle der Indianer verwundeten, ihr Leben eingebüßt. Dahingegen sind manche andre, durch den guten Eindruck den sie durch ihr Benehmen auf die Indianer gemacht hatten, lange nachher, selbst mitten im Kriege, als Freunde von ihnen behandelt worden. Der Indianer hält sich hiebey immer an seinen Grundsatz: Gutes kann nicht vom Bösen kommen, noch Böses vom Guten, wer sich also gut und freundlich gegen sie zeigt, den halten sie für gut, "der gute Geist in ihm treibt ihn an, sagen sie, so zu handeln" — behandelt sie jemand unfreundlich oder schlecht, so schreiben sie dieß seinem schlechten Herzen zu, "dem bösen Geist" der in ihm wirkt und er ist ihnen deswegen ein schlechter oder böser Mensch. Zwar hat sie das Betragen der Europäer gegen sie seit den letzten 50 bis 60 Jahren über-

überzeugt, daß auch der Böse sich gut stellen, und daß der böse Geist sich zuweilen unter dem Schein des guten verbergen könne. Daher scheuen sie sich nicht die Weißen überhaupt eine falsche betrügerische Rasse von Menschen zu nennen, doch geben sie allerdings Ausnahmen zu, und wenn ein Weißer nur gewöhnliche Menschenliebe in seinem Betragen gegen sie an den Tag legt, so ist es noch immer leicht, Zugang zu ihrem arglosen Herzen zu finden.

Bis jetzt habe ich nur gezeigt wie stark, aber noch nicht wie beständig die Zuneigungen der Indianer sind; und wenn gleich in der Geschichte, welche ich erzählen werde, ein Freund gezwungen wurde seinen Freund jämmerlich umkommen zu sehen, ohne es in seiner Gewalt zu haben ihn von dem fürchterlichsten Tode, welchen Rachsucht und Grausamkeit nur zu geben vermochten, zu retten, so wird man darum nicht weniger erstaunen, ihn in seinen freundschaftlichen Gesinnungen verharren zu sehen, unter Umständen, welche insbesondre für einen Indianer ganz besonders dazu geeignet waren, nicht nur alle jene Gesinnungen auszulöschen, sondern sie in Haß und Rachsucht zu verwandlen.

Nach der schon oft erwähnten grausamen Ermordung der christl. Indianer am Muskingumflusse im Jahr 1782 durch einen Haufen Banditen unter Befehl eines gewissen Williamson, begab sich eben diese Bande nicht lange darauf nach Sandusky, wohin sich der Ueberrest jener unglücklichen Gemeine geflüchtet hatte, in der Absicht auch diese ohne Unterschied zu ermorden. Die Vorsehung hatte es aber so gefügt, daß sie diesen Ort, wo sie, nachdem ihre Lehrer von ihnen

ihnen genommen, die auf Befehl des Britischen Gouvernements nach Detroit waren geführt worden, keine Sicherheit mehr zu finden hoffen konnten, zuvor schon verlassen hatten. Die Mörder, als sie nichts wie ledige Hütten fanden, wandten sich nach den Dörfern der feindseeligen (im Krieg gegen die Weißen begriffnen) Indianer hin, wo sie wider Erwarten wüthend angegriffen wurden. Williamson und seine Bande benutzten eine finstre Nacht und liefen davon, und dieser ganze Haufen entkam, ausgenommen der Obrist Crawford und noch Einer, welche von den Indianern zu Gefangnen gemacht, und im Triumph in das Dorf geführt wurden, wo ersterer zum Martertode verurtheilt, auch auf das allergrausamste hingeopfert, der andre aber, auf Anforderung der Shawanos, diesen zugeschickt wurde um seine Strafe zu empfangen.

Als nun die Hinrichtung des unglücklichen Crawford Statt finden sollte, erinnerte sich dieser, daß der vorhin erwähnte Delawarische Chief Wingenund in bessern Zeiten sein Freund gewesen wäre. Er hatte ihn mehrmals in seinem Hause bewirthet und ihm die Beweise von Aufmerksamkeit gegeben, welche den armen verachteten Indianern so wohl thun. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf und er bat daß Wingenund, der in einiger Entfernung von dem Dorfe wohnte, herbeygerufen werden möchte. Dieß wurde zugestanden, der Chief folgte dem Ruf wiewol mit innerm Widerstreben, aber doch ohne zu zögern, und stellte sich ein.

Winge-

Wingenund, dessen Name in der Lenape Sprache so viel als der Vielgeliebte bedeutet, und der diesen Namen den vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens verdankte, hatte sich entfernt gehalten, um das Schicksal seines schuldigen Freundes, welches abzuwenden er nicht vermochte, im Stillen zu betrauren. Jetzt waren die Augen seiner erbitterten Landsleute auf ihn geheftet, er war ein Indianer und ein Delaware, konnte er die Partey eines Anführers der Mörder seines Volks nehmen? konnte er sich gänzlich von den Gefühlen ehemaliger Vertraulichkeit losmachen? seine Lage war eben so peinlich als schwierig, und er näherte sich dem Obrist Crawford und wartete schweigend auf das, was dieser ihm zu sagen haben möchte, und es fand nun das folgende Gespräch zwischen ihnen Statt:

Crawf. Erinnerst du dich meiner noch Wingenund?

Wing. Ich glaube, ja! bist du nicht Obrist Crawford?

Cr. Der bin ich. Wie geht es dir? Ich freue mich dich zu sehen Capitain!

W. (verlegen) So! ja, freilich . . .

Cr. Erinnerst du dich der Freundschaft welche beständig zwischen uns Statt fand, und daß wir uns immer freueten einander zu sehen?

W. Ich erinnre mich alles dessen; ich erinnre mich daß wir manche Bowle Punsch mit einander getrunken haben; ich erinnre mich auch andrer Gefälligkeiten die du mir erwiesen hast.

Cr. Dann hoffe ich, daß dieselbe Freundschaft noch zwischen uns Statt findet.

W.

W. Sie würde natürlich noch dieselbe seyn, wenn du an deinem rechten Orte wärest und nicht hier.

Cr. Und warum nicht hier Capitain? Ich hoffte du würdest einen Freund zur Zeit der Noth nicht verlassen! Jetzt ist es Zeit dich ernstlich für mich zu verwenden, wie ich es thun würde, wenn du an meiner Stelle wärest.

W. Obrister! Du hast dich in eine Lage gebracht, welche es mir und andern deiner Freunde unmöglich macht, irgend etwas für dich zu thun.

Cr. Wie so, Capitain?

W. Dadurch daß du dich zu dem fluchwürdigen Menschen, Williamson und zu seiner Bande gesellet hast; zu einem Manne der ganz kürzlich erst jene Anzahl von christlichen Indianern ermordet hat, welche er als Freunde kannte; von denen er wußte daß sie sich nicht widersetzen wollten, deren einziges Geschäfft war zu beten.

Cr. Wingenund, ich versichre dir, wäre ich damals bey ihm gewesen, es wäre nicht geschehen; nicht blos ich allein, sondern alle deine Freunde und alle gute Menschen, wo sie nur sind, misbilligen solche Handlungen.

W. Das mag seyn; aber diese Freunde und guten Menschen hielten ihn doch nicht ab, nochmals auszuziehen, um auch den Ueberrest jener harmlosen aber einfältigen Indianer umzubringen.

Ich sage einfältigen, weil sie den Weißen mehr glaubten als uns, wir hatten es ihnen oft gesagt, daß sie noch einmal von den Leuten die sich ihre

Freunde

Freunde nannten so behandelt werden würden. Wir sagten ihnen, daß man sich auf das was die weißen Leute sagten nicht verlassen könne. . . .

Cr. Es thut mir leid dich so sprechen zu hören; was aber Williamson's zweytes Unternehmen betrift, so zog ich, nachdem es bekannt wurde er habe es beschlossen, mit ihm aus, um neue Mordthaten zu verhüten.

W. Obrister, dieß würden die Indianer nicht glauben, auch wenn ich es ihnen sagen wollte.

C. Und warum nicht?

W. Weil es ja nicht in deiner Macht gewesen seyn würde zu verhindern, was er zu thun Lust hatte.

C. Nicht in meiner Macht? Sind christliche Indianer (moravians) getödtet worden, seitdem ich mit ihm auszog?

W. Nein; aber ihr ginget zuerst auf ihre Stadt los, und da ihr sie leer und verlassen fandet, wandtet ihr euch auf den Weg nach uns zu! Hättet ihr blos Krieger aufsuchen wollen, würdet ihr nicht dorthin gegangen seyn. Unsre Kundschafter beobachteten euch genau. Sie sahen euch als ihr euch am andern Ufer des Ohio versammeltet; sie sahen euch über den Fluß setzen; sie sahen wo ihr euch des Nachts lagertet; sie sahen euch vom Wege ausbiegen und nach dem verlassnen Bruderorte gehen; sie wußten daß ihr von eurem Wege abwichet; eure Schritte wurden beständig bewacht und man ließ euch ruhig fortgehen, bis ihr den Ort erreichtet wo ihr angegriffen wurdet.

Cr.

Cr. Was denkt man mit mir anzufangen, kannst du es mir sagen!

W. Ich sage es dir mit Betrübniß Colonel! Da Williamson mit seiner ganzen feigen Schaar, vor dem Pfeifen der Kugeln unsrer Krieger in der Nacht davon gelaufen ist, weil er wol merkte daß er nicht mit dem Brüdervolk (Moravians) zu thun hatte, sondern mit Männern welche fechten konnten, mit solchen aber wollte er nichts zu thun haben, da er, sage ich, entkommen ist, und sie dich gefangen genommen haben, so werden sie für ihn Rache an dir nehmen.

Cr. Ist keine Möglichkeit dieß zu verhüten? Kannst du kein Mittel erdenken mich zu befreyen? du sollst wohl belohnt werden, mein Freund, wenn du mir hilfst mein Leben zu retten.

W. Wäre Williamson mit dir gefangen genommen, so würde es mir und einigen Freunden vielleicht gelungen seyn, auf den Grund dessen was du mir gesagt hast, dich zu retten, wie aber die Sachen jetzt stehen, würde keiner es wagen sich für dich zu verwenden. Selbst der König von England, käme er hier mit allen seinen Schätzen, könnte diesen Zweck nicht erreichen. Das Blut der unschuldigen Brüder, mehr als die Hälfte Weiber und Kinder, schreiet laut um Rache. Die Verwandten der Erschlagenen die unter uns sind fordern Rache und stehen bereit sie zu nehmen, die Nation der sie angehören dringt auf Rache. Die Shawanos unsre Großkinder, haben deinen Mitgefangnen verlangt, und werden Rache an ihm nehmen. Alle

mit

mit uns verbundne Völkerschaften rufen: Rache! Rache! Da die Christen, welche ihr umbringen wolltet geflohen sind, anstatt ihre Brüder zu rächen, so nimmt die Nation die Beleidigung auf, und die Nation selbst ist verbunden Rache zu nehmen.

Cr. So scheint denn mein Schicksal entschieden zu seyn und ich muß mich anschicken dem Tode in seiner gräßlichsten Gestalt entgegen zu gehen.

W. Ja, Colonel! Ich beklage es, kann aber nichts für dich thun. Hättest du an dem Indianischen Grundsatze festgehalten, daß so wie Gutes und Böses nicht in dem nämlichen Herzen zusammen wohnen kann, so auch ein guter Mann nicht in böse Gesellschaft sich begeben müsse; so würdest du nicht in dieser mitleidswürdigen Lage seyn. Du siehst nun, da es zu spät ist, nachdem Williamson dich verlassen hat, was für ein schlechter Mensch er seyn müsse. Es bleibt dir jetzt nichts übrig als deinem Schicksal wie ein braver Mann entgegen zu gehen. Lebe wohl Colonel Crawford! Sie kommen *); ich begebe mich in die Einsamkeit.

Achtungswürdige Indianer haben mir versichert daß beym Schlusse dieser Unterredung, welche mir von Wingenund selbst, wie auch von andern ist erzählt worden, beyde er und Crawford in einen Strom von Thränen ausbrachen, sie nahmen darauf einen gefühlvollen Abschied von einander, und der Chief verbarg sich sogleich in dem Gebüsch, wie die Indianer es ausdrücken, oder in seiner eignen Sprache;

*) In dem Augenblick näherte sich das Volk mit Jauchzen und Gekreisch ihn zu martern und zu Tode zu bringen.

Neununddreyßigstes Kapitel.

Prediger und Propheten.

Es gab eine Zeit wo die Prediger und Propheten der Indianer, durch eine zweckdienliche Anwendung des unbeschränkten Einflusses, welchen der Aberglaube des Volks ihnen verschaffte, einen so allgemeinen Geist des Widerstandes gegen die Anmaaßungen der Europäer würden haben erregen können, daß die Indianer dadurch im Stande gewesen seyn würden, den auf sie Eindringenden mit Ruhm wenigstens die Spitze zu bieten, und vielleicht den ungestörten Besitz ihres Landes wieder zu erlangen. Anstatt den naheliegenden, durch Natur und Vernunft ihnen angewiesenen Weg einzuschlagen; anstatt sich wie eine einzige Nation zur Vertheidigung ihrer natürlichen Rechte zu vereinigen, liehen sie den hinterlistigen Einflüsterungen ihrer Feinde das Ohr, welche die Kunst, unnatürliche Trennungen unter ihnen zu befördern, nur zu gut verstanden. Nicht eher als bis Canada, nach wiederholten Anstrengungen, durch die vereinten Waffen Großbritaniens und seiner Colonien, den Franzosen durch endliche Eroberung war abgenommen worden,

fingen

fingen sie an ihre verzweifelte Lage einzusehen, da dieser ganze nördliche Theil des festen Landes sich im Besitz einer einzigen großen und mächtigen Nation befand, gegen welche jeder Versuch des Widerstandes vergebens war. Um diese Zeit aber machten ihre Propheten, durch ehrsüchtige Bewegungsgründe angetrieben, den Anfang mit ihren Bemühungen, die Indianer durch ihre Beredsamkeit zu einem Gefühl ihrer Unabhängigkeit zurückzuführen, und unter ihnen einen ächten Nationalgeist zu erzeugen; es war aber zu spät. Die einzige vernünftige Auskunft, welche für sie übrig blieb, ihre gänzliche Vernichtung abzuwenden, war diese: die Religion und die Sitten ihrer Eroberer anzunehmen, und das Leben der Wilden gegen die Vortheile der gesittesten Gesellschaft zu vertauschen. Nur wenige von ihnen sahen dieß jedoch ein, vergebens wurden Missionäre zu ihnen geschickt, die unter den größten Mühseeligkeiten und Gefahren sich befleißigten, ihr Unglück durch die Tröstungen der christl. Religion zu mildern, und ihnen den Weg zum gegenwärtigen und künftigen Heil anzuweisen. Im Ganzen genommen folgten nur Wenige der Fahne Christi, und diese Wenigen wurden von ihren Freunden oder denen, die es wenigstens hätten seyn sollen, wie von ihren Feinden verfolgt. Unter den Hindernissen welche die Missionäre zu bekämpfen hatten, war der Widerstand, welchen ihnen die Wahrsager der Indianischen Völkerschaften entgegenstellten, keins von den geringsten.

Ich habe Mehrere von diesen Predigern und Propheten, während meines Aufenthalts in dem Indianerlande gekannt, und habe hinlängliche Gelegenheit

gehabt die Mittel kennen zu lernen, durch welche sie auf ihre Zuhörer zu wirken suchten. Ich werde mich begnügen hier nur einige der merkwürdigsten unter ihnen anzuführen.

Im Jahr 1762 lebte ein berühmter Prediger von der Nation der Delawaren, welcher zu Cayahaga in der Nähe des See Erie wohnte, und unter den Indianern im Lande umherreiste. Er suchte sie zu überreden, daß er von dem großen Geiste wäre bestellt worden, sie über das was ihm wohlgefällig wäre zu belehren, und ihnen die Uebertretungen anzuweisen, wodurch sie sich sein Misfallen zugezogen hätten, so wie auch die Mittel, wodurch sie seine Gunst für die Zukunft wieder erlangen könnten. Er hatte, seiner Angabe nach, zufolge der Anweisung des großen Geistes, eine Art von Landkarte auf einem Stück beynahe wie Pergament bereitetem Hirschleder gezeichnet, welche er "das große Buch oder die Schrift" nannte. Diese, sagte er, wäre er befehligt worden den Indianern zu zeigen, damit sie sehen möchten: die Lage in welche der Mannitto sie ursprünglich gesetzt, das Elend welches sie durch Vernachlässigung ihrer Pflicht über sich gebracht hätten, und den einzigen ihnen übrigen Weg das Verlorne wieder zu erlangen. Diese Landkarte hielt er vor sich hin wenn er predigte, wies häufig auf besondre Zeichen und Stellen auf derselben, und erklärte sie indem er fortredete.

Die Größe dieser Karte war etwa 15 Zoll ins Gevierte, vielleicht etwas mehr. Es fand sich auf derselben ein Viereck welches durch Linien von etwa 8 Zoll gebildet wurde, doch waren zwey von diesen

Linien

Linien nicht ganz ausgezogen sondern ließen in den Winkeln eine Oeffnung von etwa einem halben Zoll. Queer über die Linien des innern Vierecks waren viele andre Linien, etwa einen Zoll lang, gezogen, auch fanden sich daselbst noch andre Linien und Zeichen, welches alles bestimmt war, eine starke und unzugängliche Barriere vorzustellen, wodurch diejenigen die draußen wären, verhindert werden sollten in den innern Raum hineinzugehen, außer nur an der dazu bestimmten Stelle. Wurde die Karte nach seiner Anweisung gehalten, so lagen die nicht geschlossenen Winkel des Vierecks an der linken Seite, einander gerade entgegengesetzt, da der eine in der Richtung von Süd-Ost gen Süd, der nähere aber in der von Nord-Ost gen Norden lag. Wenn er nun die einzelnen Puncte dieser Karte erläuterte oder beschrieb, indem er mit dem Finger darauf hinwies, so nannte er den Raum innerhalb der Linien, "die himmlischen Gegenden" oder den Ort, welchen der große Geist den Indianern im künftigen Leben zur Wohnung bestimmt habe; den Raum welcher am südostl. Winkel offen gelassen worden war, nannte er den "Eingang" welcher für die Indianer bestimmt gewesen wäre um in jenen Himmel zu kommen, welcher aber jetzt im Besitz der weißen Leute wäre; der große Geist habe deßhalb seitdem einen andern "Eingang" an der entgegengesetzten Seite anbringen lassen, wo es aber beydes gefährlich und beschwerlich für sie wäre einzugehen, weil sich in dem Wege manche Hindernisse fänden und überdieß ein breiter zu einem Abgrunde in der Tiefe führender Graben da wäre, über welchen sie springen müßten; aber der böse Geist lauerte

an dieser Stelle beständig auf Indianer, und keiner, den er ergriffe, könne je wieder von ihm los kommen, sondern würde von ihm in sein Gebiet geführt, wo die äußerste Armuth herrschte; wo der Boden, wegen Mangel an Regen völlig ausgetrocknet wäre, keine Frucht zur Reife käme, das Wild weil es ihm an Weide fehlte beynahe verhungerte, und wo der böse Geist nach Wohlgefallen Menschen in Pferde und Hunde verwandelte, um darauf zu reiten oder sich von ihnen auf der Jagd oder wohin er sonst ginge, begleiten zu lassen.

Der Raum außerhalb dieses innern Vierecks, sollte das Land vorstellen, welches den Indianern wäre gegeben worden, um darin zu jagen, zu fischen und zu wohnen so lange sie in dieser Welt wären, die Ostseite dieses Raums führte den Namen: der Ocean, oder der große Salz-See. Indem nun der Prediger die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer hauptsächlich auf den südöstlichen Eingang richtete, pflegte er ihnen zu sagen: "Sehet hierher! Sehet was wir durch Nachlässigkeit und Ungehorsam verloren haben; durch Mangel an Dankbarkeit gegen den großen Geist; durch Vernachlässigung hinlänglicher Opfer; dadurch daß wir ein Volk von andrer Farbe als die unsrige, welches über den großen See zu uns gekommen ist, angesehen haben, als ob es ein Theil unsres Volkes wäre; dadurch daß wir zugegeben haben, daß diese Leute sich neben uns niedersetzten, und wir sie mit Gleichgültigkeit ansahen, da sie uns nicht nur unser Land wegnahmen, sondern auch diesen (auf die Karte weisend) hier diesen unsern Eingang, welcher in die

uns

uns bestimmten himmlischen Gegenden führte. In solch einen traurigen Zustand sind wir versetzt! Was ist nun zu thun, welches Mittel muß angewandt werden? Ich will es euch sagen meine Freunde! Hört, was mir der große Geist aufgetragen hat, euch bekannt zu machen! Ihr sollt opfern, auf die Weise wie ich euch zeigen werde; ihr sollt die Sitten welche ihr angenommen habt, seitdem die weißen Leute zu uns kamen, gänzlich ablegen; ihr sollt zu dem vorigen glücklichen Zustande zurückkehren, in welchem wir in Frieden und Ueberflusse lebten, und vor allen Dingen, ihr sollt euch gänzlich des Genusses ihres tödtlichen "beson's" enthalten, welchen sie uns aufgedrungen haben, um desto mehr zu gewinnen und unsre Anzahl zu vermindern. Dann wird der große Geist Glück zu unsern Waffen geben; dann wird er uns Stärke verleihen unsre Feinde zu überwinden, sie von hier wegzutreiben, und den Eingang zu den himmlischen Gegenden, welchen sie uns genommen haben, wieder zu erobern."

Dieß war überhaupt genommen der Inhalt seiner Vorträge. Nachdem er sich dann mehr oder weniger über die erwähnten Gegenstände ausgelassen hatte, pflegte er so zu schließen: "Und nun meine Freunde, damit dasjenige was ich euch gesagt habe eurem Gemüthe fest eingeprägt bleiben möge, und um das Andenken daran von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen, rathe ich euch, daß ihr wenigstens in jeder Familie, solch ein Buch oder solch eine Schrift wie diese, aufbewahren möget, welche ich auch für euch verfertigen will, wenn ihr mir den Preis dafür bringt, welches

nicht

nicht mehr ist als für das Stück eine Hirschbockhaut, oder zwey Hirschkuhhäute *)."

Der Preis wurde dann gebracht, und das Buch gekauft. In einigen von diesen Karten war der Umriß eines Hirsches oder eines Welschhahns, oder auch beyder Thiere in den "himmlischen Gegenden" angebracht, und gleichfalls in dem öden Gebiet des bösen Geistes, doch zeigten sich die an der ersten Stelle fett und schwer, da die in der letzteren, nur aus Haut und Knochen zu bestehen schienen.

Ich war auch wohl bekannt mit einem andern ausgezeichneten Prediger Namens Wangomend, vom Stamme Monsey. Er fing im Jahr 1766 an zu predigen, ungefähr eben so, wie der so eben erwähnte. Als Zeisberger zuerst in der Stadt Goschgoschink am Alleghenyfluß ankam, wurde dieser Indianische Prophet einer von seinen Zuhörern, da er aber fand daß die Lehre des Missionär mit der seinigen nicht übereinstimmte, wurde er sein Feind. Dieser Mann gab auch vor, daß er den Predigerberuf sich nicht selbst erwählt habe, sondern daß er dazu von dem großen und guten Geist sey angetrieben worden, damit er seinen Landsleuten, die auf dem Wege zu ihrem Untergange wären, lehren sollte, wie sie mit ihrem Gott versöhnt werden könnten. Er wollte seine Zuhörer glauben machen, daß er einmal so nahe zum Himmel wäre erhoben worden, daß er das Krähen der Hähne deutlich hätte hören können, und daß er zu einer andern Zeit von unsichtbaren Händen an einen Ort wäre getragen worden, wo es ihm gewährt wurde, einen

*) An Werth einen Thaler, Dollar.

Digitized by Google

einen Blick in die Himmel zu thun, deren es drey gäbe, einen für die Indianer, einen andrern für die Neger und noch einen andrern für die weißen Leute. Der für die Indianer, bemerkte er, wäre der seeligste von den 3 Himmeln, und der für die weißen Leute der am wenigsten seelige, denn sie würden gezüchtigt weil sie die Indianer so schlecht behandelten, und ihnen das Land abnähmen was Gott ihnen gegeben habe. Sie würden auch dafür gestraft daß sie aus den Negern Thiere machten, indem sie dieselben verkauften wie die Indianer Pferde und Hunde verkaufen, und sie unbarmherzig schlagen, wiewol sie eben so gut wie die übrigen Menschen von Gott erschaffen wären.

Die Neuheit dieser Visionen verschaffte ihm eine Zeitlang Zuhörer; er fand indessen zuletzt, daß die Indianer gegen seine Lehren gleichgültig wurden, zumal da er sie oftmals warnte das Gift nicht zu trinken welches ihnen von den weißen Leuten wäre zugeführt worden, welches seine Gemeinden jedoch sehr liebten. Darauf dachte er sich einen andern dem Volke gefälligeren und anziehenderen Stoff aus, und fing an gegen Hexerey und diejenigen die sich mit der schwarzen Kunst abgäben zu predigen. Hier hatte er alle Leidenschaften und Vortheile der armen Indianer auf seiner Seite, und es fehlte ihm nicht allgemeinen Beyfall zu finden, indem er erklärte daß die Hexenmeister die Oberhand bekämen, und die Nation zu Grunde richten würden, wenn sie in ihren Fortschritten nicht aufgehalten würden. Er reiste im Jahr 1775 nach Goschachking an den Gabeln des Muskingum um seine Angelegenheit dem großen Rath der Delawaren vorzulegen, und ihre Meynung darüber zu

ver-

vernehmen. Die erste Nachricht welche die Missionäre am Muskingum über diesen Gegenstand bekamen, enthielt dieß, daß die Chiefs anfänglich darüber einig wurden, jeder Zauberer und jede Zauberinn sollte zur Rechenschaft gezogen und mit dem Tode bestraft werden, daß sie indessen bey reiferer Ueberlegung gut gefunden hätten, zunächst die Zahl und die *Namen* derer auszumitteln von welchen man nicht nur wisse sondern auch vermuthe, daß sie sich mit der Zauberey abgäben, und daß Wangomend den Auftrag erhalten habe, diese Aufzählung ins Werk richten zu lassen. Er reiste demzufolge in Eile wieder in seine Heimath zurück, und fing bey seiner Ankunft daselbst sogleich an, sich seines Auftrags zu entledigen — siehe da aber, es zeigte sich, daß die Zahl der Schuldigen viel größer wäre als man anfangs glaubte, und er selbst kam in Gefahr seinen eignen Namen in das schwarze Buch eingetragen zu sehen. Hiedurch kühlte sich sein Eifer merklich ab, und als er zurückkam waren die Chiefs nicht länger aufgelegt, auf diesen gefährlichen Gegenstand einzugehen, weil sie mit Recht fürchteten es konne am Ende zu nichts als zum Verderben ihres Volks gereichen. Wangomend kehrte daher zu seiner vorigen Predigtweise wieder zurück, und empfahl seinen Zuhörern, sich von Sünden zu reinigen durch den Gebrauch gewisser Arzneyen, und durch das Darbringen häufiger, dem großen Geist geweiheter Opfer.

Der letzte dessen ich gedenken will, ist der Prophet und Krieger Tecumseh, der noch kürzlich unter uns so viel Aufsehen gemacht, und sein Leben in der Schlacht an der Thames, den 30. Septbr. 1813 in dem

dem muthmaaßlichen Alter von 45 Jahren verloren hat. Die besondern Umstände seiner kriegerischen Laufbahn sind aus den Journalen und Zeitungen bekannt genug *), und seine berüchtigte Anrede an den Britischen General Proctor, die er zu Amherstburg, nicht lange vor der erwähnten Schlacht aussprach, ist in Jedermanns Händen. Aber sein Charakter als Prophet, und die Mittel die er anwandte sich Ruf und Einfluß zu verschaffen, sind nicht so völlig und so im Einzelnen bekannt, wenn gleich im Allgemeinen zugestanden wird, daß er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit darin besaß, die Indianer vermittelst ihrer Leidenschaften zu leiten. Die Skizze, welche ich jetzt entwerfen werde, wird hinlänglich beweisen wie gegründet diese Meynung sey.

Nach den besten Nachrichten, die ich mir über diesen Mann zu verschaffen im Stande gewesen bin, war er seiner Nation nach ein Shawano, und fing seine Laufbahn als ein Prediger an, auf ähnliche Weise wie andre vor ihm. Er suchte den Gemüthern seiner Indianischen Zuhörer einzuprägen, daß sie ein von den Weißen unterschiedenes Volk wären, daß sie zu besondern Zwecken erschaffen und auf diesen Boden wären gesetzt worden, und daß es der Wille des höchsten Wesens wäre, sie sollten außer Verbindung mit Menschen von einer andern Farbe als ihre eigne leben. Er schilderte mit lebhaften Farben das Elend, welches sie sich dadurch zugezogen hätten daß sie den Weißen erlaubten unter ihnen zu wohnen, und drang darauf daß sie sich vereinigen und diese rechtvergessenen eingedrun-

*) S. Niles's Weekly Register. Vol. I. p. 141. etc.

gedrungenen Fremdlinge aus dem Lande jagen sollten. Er entdeckte indessen, daß diese sonst volksgefällige Materie keinen Eindruck mehr auf die Gemüther der muthlos gewordenen Indianer machte, und daß es unmöglich wäre sie zu überreden heftige Maaßregeln zur Hand zu nehmen um sich der weiteren Ausdehnung der Weißen zu widersetzen, viel weniger um einen Versuch zu wagen sie über den großen See zurückzutreiben. Er hatte längst bemerkt, daß seine Vorträge so oft er den Gegenstand der Zauberey berührte, seinen Zuhörern immer willkommen waren, deren Glaube an übernatürliche Kräfte, anstatt sich zu vermindern, immer mehr Feld zu gewinnen schien. Er wußte wohl daß es seinem Vorgänger Wangomend fehlgeschlagen war, durch Benutzung dieser Volksmeynungen Einfluß und Ansehen zu erlangen, dieß schreckte ihn jedoch nicht ab. Er bemühete sich indessen nicht wie jener um den Beystand des National-Conciliums, sondern beschloß, kühn zu versuchen was Muth und Talente ohne anderweitige Hülfe auszurichten vermochten. Es ist eine Sage unter den Indianern, daß Gott verordnet habe, der Mensch solle leben, "bis alle seine Zähne abgenutzt, seine Augen dunkel und seine Haare grau geworden wären." Dieß benutzte er schlau, um die Unwissenden zu überreden, daß die frühzeitigen Todesfälle, welche damals Statt fanden, einer natürlichen Ursache nicht könnten zugeschrieben werden, weil es Gottes Wille wäre, daß jeder Mensch bis zu einem hohen Alter leben sollte. Nachdem er sich so der Gemüther bemächtigt, und alles gehörig vorbereitet hatte, that er, was vor ihm kein Prediger zu thun gewagt hatte, er erklärte

der

der große Manntto habe ihn mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet, um zukünftige Dinge vorherzusagen, Geheimnisse zu entdecken, und auch mit Zuverlässigkeit diejenigen anzuweisen, sowol Männer als Weiber, welche die Künste der Zauberey vollkommen inne hätten, oder auch nur ein ganz weniges davon verständen. Seine dreisten Behauptungen fanden uneingeschränkten Glauben, und er bekam durch diese Mittel eine so unbegränzte Herrschaft über eine leichtgläubige Menge, daß er zuletzt nur nöthig hatte zu sprechen, oder nur zu winken, und der Scheiterhaufen wurde unverzüglich durch bereitwillige Scharfrichter in Bereitschaft gesetzt, um jeglichen zu Tode zu bringen den er nur gut fand zum Opfer zu bestimmen. Hier war ein weites Feld geöffnet zur Befriedigung der häßlichen Leidenschaften. Wer sich beleidigt glaubte, gab seinen Feind als einen Zauberer an; die geringste wirkliche oder angebliche Reizung der Empfindlichkeit, ja selbst eine geringe Bestechung konnte den unschuldigen Menschen auf den Scheiterhaufen oder unter den Tomahawk bringen, und niemand machte sich diese rasende Täuschung des Pöbels mehr zu Nutzen, als der große Prophet selbst. Da er nach allen Richtungen hin Kundschafter unterhielt, so wußte er sehr gut wer seine Freunde und wer seine Feinde wären, und wehe denen die ihm als zu den letzteren gehörig angezeigt oder nur verdächtig wurden! Der Tyrann durfte ihre Hinrichtung nur wollen, und niemand wagte es seinen Befehlen zu widersprechen, sondern alle waren willig sie zu vollziehen.

Unter der Zahl seiner Schlachtopfer war auch der ehrwürdige Chief aus den Wyandot mit Namen Sha-

Sha-tey-ya-ron-yah, von den Weißen Leatherlips genannt. Er war einer von denen die im August 1795 den Vertrag von Greenville im Namen des Stammes der Huronen mit unterzeichnete. Sein einziges Verbrechen war Rechtschaffenheit und der ehrenvolle Name welchen er sich erworben hatte. In einem Anfalle von Eifersucht befahl Tecumsch, daß er zu Tode gebracht werden solle, und seinem Befehl wurde nur zu bereitwillig Folge geleistet. Ich kann dieß Kapitel nicht besser als mit der Nachricht von seinem Tode beschließen, welche mir damals (im August 1810) von einem achtungswürdigen und menschenfreundlichen Einwohner in dem Staat Ohio zugeschickt wurde. Die Erzählung welche ich hier abschriftlich mittheile, war von folgendem Briefe begleitet:

"Werther Herr und Freund — Ich schließe eine unvollkommne Schilderung von der Hinrichtung eines unglücklichen Indianers hier ein. Nach Ihren wohlwollenden vieljährigen Bemühungen die Lage der Indianer zu verbessern, und nach dem Vertrauen welches diese in Sie setzen, halte ich mich versichert daß Sie im Stande seyn werden dem verderblichen Einfluß dieses Propheten bey diesen zu leichtgläubigen Menschen mit Erfolg entgegenzuwirken. Es ist eine Pflicht der Menschenliebe und der Aufmerksamkeit der Brüder-Gemeine wol werth. In der Anführung einiger Umstände könnte etwas unrichtiges seyn, ich habe sie indessen aus achtungswürdigen Quellen, aus Quellen denen meiner Meynung nach Vertrauen gebührt. Ich bin u. s. w."

Nach-

Nachricht von dem Tode des Chief Leather-lips (Lederlippe).

Dieser unglückliche Chief vom Stamme Seneca *), der sein 63stes Lebensjahr erreicht hatte, hatte seinen Lagerplatz (camp. Wohnsitz?) einige Meilen westlich von Worthington in dem District Franklinton aufgeschlagen. Zufolge seiner steten Anhänglichkeit an den Grundsätzen der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, hatte er ein Certificat von einem Beamten bekommen, zum Zeugniß seines untadelhaften Betragens. Dieser bejahrte Chief fiel in Verdacht bey dem Propheten, einem Mann von unruhigem störrigen Geist, der durch seine außerordentliche Gewandtheit, einen unbegränzten Einfluß über manche in den nördlichen und westlichen Indianerstämmen erhalten hat, indem sie von ihm dahin gebracht worden sind zu glauben, daß er mit übernatürlichem Wissen begabt worden sey und zukünftige Begebenheiten vorhersagen könne. Dieß ist derselbe Prophet, welcher vor einigen Jahren die Versammlung der Indianer zu Greenville veranlaßte, von welcher Zusammenkunft damals so viel gefürchtet wurde. Um nichts mehr von ihm (dem Chief) zu besorgen zu haben, gab er Befehl daß er unverzüglich zu Tode gebracht werden solle. Dieser Befehl wurde dem Chief Crane **) von den Sandusky stämmen zugestellt

*) Dieß scheint irrig zu seyn; Leatherlips war, wie oben ist erwähnt worden, ein Chief der Wyandots oder Huronen, und wird als solcher aufgeführt in dem Vertrage von Greenville, auch Wayne's Vertrag genannt, wo er einer von den Repräsentanten jener Nation war.

**) Sein Indianischer Name war Tar-hè; er war auch ein Wyandot oder Hurone, und Mitunterzeichner des Green-

gestellt, welcher sich sogleich mit 4 andern Indianern auf den Weg machte, den alten Leatherlips aufzusuchen. Vor etwa 3 Wochen machten sie seinen Lagerplatz ausfindig, und schickten sogleich seinen Bruder (der einer von ihrer Parthey war) mit einem Stück Baumrinde zu ihm, auf welchem sie ein Tomahawk, als Zeichen seines Todes, gezeichnet hatten. An demselben Tage sprach Crane öffentlich in den Niederlassungen der Weißen, von ihrer Absicht ihn zu tödten. Als sie sich in sein Lager begaben, wurden sie von 5 Weißen begleitet (unter welchen ein Friedensrichter war) die vermuthlich nur ihre Neugier befriedigen wollten. Bey ihrer Ankunft in seinem Wohnsitze benachrichtigten sie ihn von der Absicht ihrer Sendung, und daß er sich anschicken müsse seinem Schicksal entgegen zu gehen. Vergebens machte er Vorstellungen gegen die Grausamkeit des Urtheilsspruches; er sagte ihnen, er wäre ein alter Mann, und müsse bald sterben; daß sie, wenn sie seiner schonen wollten, sein Lager für sich haben sollten, und daß er weit jenseits des Missisippi gehen wolle, von wo man nie wieder etwas von ihm hören würde. Er berief sich auch darauf daß er ein rechtschaffner Mann wäre, und nichts begangen hätte, daß ihn ein so hartes Schicksal treffen sollte. Einer von den weißen Leuten bot auch sein Pferd an, um den alten Mann vor dem drohenden Ungewitter zu schützen. Alle diese Anerbietungen blieben ohne Wirkung; und da nun alle Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung ver-

Greenville Vertrags. Wie groß muß die Macht des Tecumsch gewesen seyn, daß er die Hinrichtung des Leatherlips einen Chief derselben Nation anvertraute.

verschwunden war, so schickte er sich an seinem Schicksal mit gehöriger Würde entgegen zu gehen. Während die Indianer sein Grab gruben, legte er seine besten Kleider die zum Kriegsschmuck gehörten an, setzte sich dann zu seinem Wildpret und erquickte sich. Sobald sein Grab fertig war, ging er dahin, knieete nieder und betete auf das brünstigste. Er nahm darauf einen gefühlvollen Abschied von den Indianern und von den anwesenden Weißen, und als er zu dem kam der sein Pferd zum Lösegeld für ihn angeboten hatte, so brach er, von Dankbarkeit durchdrungen, in einen Strom von Thränen aus, und sagte: sein Gott würde es ihm lohnen! Dieß war der einzige Augenblick in welchem irgend eine Veränderung in seinem Gesicht zu bemerken war. Crane geleitete ihn darauf zum Grabe hin, sie knieeten nieder, und Crane betete für ihn zum großen Geist. Der entscheidende Augenblick war nun gekommen, sie standen auf, gingen einige Schritte weiter, und setzten sich nieder auf die Erde. Der alte Chief bog sich vorwärts über, und stützte sein Gesicht auf seine Hand und die Hand auf sein Knie. Während er so saß, trat einer von den jungen Indianern hinzu, und versetzte ihm zwey Schläge mit dem Tomahawk. Einige Zeit lag er ohne Bewustseyn auf dem Boden, blos ein schwaches Athemholen zeigte noch etwas Leben. Die Indianer standen alle umher in feierlicher Stille; da er noch länger athmete als sie erwarteten, so riefen sie den Weißen zu, sie möchten Acht geben wie schwer ihm das Leben ausginge, und sagten er wäre eine Hexe — nicht gut! — Sie gaben ihm noch einen Schlag und endigten sein Daseyn. Er wurde darauf in

das

das Grab getragen, wo die letzte traurige Pflicht bald zu Ende gebracht war.

Anmerkungen. 70) Die Neigung der Indianer zum Aberglauben wird auch noch durch folgende Angaben bestätigt.

Etwa fünf Meilen von dem Ort wo der Ouisconsin sich mit dem Mississippi vereinigt, bemerkte ich die Ueberreste einer großen Stadt in einer sehr angenehmen Lage. Als ich die benachbarten Indianer um die Ursache befragte weswegen diese Stadt wäre verlassen worden, erfuhr ich, daß etwa vor 30 Jahren der große Geist auf einer Felsenpyramide, welche nicht weit davon entfernt nach Westen zu lag, erschienen sey und den Einwohnern warnend angezeigt habe, ihre Wohnungen zu verlassen, denn das Land auf welchem sie erbauet wären gehöre ihm, und er wolle es brauchen. Zum Beweise daß es wirklich der große Geist wäre der ihnen diesen Befehl ertheilte, sagte er ihnen ferner, auf den Felsen von wo er zu ihnen redete und von denen sie wußten daß sie kahl und unfruchtbar wären, würde sogleich Gras aufwachsen. Die Indianer gehorchten und bemerkten auch bald nachher, daß die wundersame Veränderung Statt gefunden hatte. Sie zeigten mir die Stelle, doch schien das Gras daselbst keinesweges durch ein Wunder zu wachsen; vielleicht war die ganze Sache eine List der Franzosen oder Spanier um irgend eine eigennützige Absicht zu erreichen. Carver 99.

71) Sobald der Donnersturm vorüber war, versammelten sich die Indianer um mich her, und sagten mir daß dieß Wetter ein Beweis von dem Zorn der bösen Geister wäre, welche sie fürchteten höchlich beleidigt zu haben. Ib. 86.

72) Einer von den Chippewäischen Chiefs erzählte mir einmal, daß einige von den Ihrigen einst nach der Insel Maurepas, im nordöstl. Theil des Lac Superior, wären ver-

verschlagen worden, und daß sie daselbst eine große Menge eines schweren glänzenden gelben Sandes gefunden hätten, welcher nach ihrer Beschreibung Goldstaub muß gewesen seyn. Eingenommen von dem schönen Anblick, versuchten sie es etwas davon in ihrem Kanoe mit sich zu nehmen, aber ein Geist von ungeheurer Größe, ihrer Angabe nach 60 Fuß hoch, schritt hinter ihnen her in das Wasser, und befahl ihnen, was sie weggenommen hatten wieder herauszugeben. Sie thaten dieß voll Furcht und Schrecken und nun wurde ihnen vergönnt unverhindert abzufahren. Seit der Zeit wagt sich kein Indianer, der hievon gehört hat, an diese von Geistern besuchte Küste. i d. 135.

73) An dem Eingange in den Lac Superior befindet sich ein hoher Felsen, der einige Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Menschen hat, und welchen die Chippewäer "Kitchee Mannittoo" oder den Herrn des Lebens (master of life) nennen (maitre de la vie ou Celui qui nous a fait. Volney). Hier halten sie alle an, um ihre Gaben zu opfern, welches geschieht indem sie Tabak ins Wasser werfen. Sie wollen hiemit dem Felsen, als dem Repräsentanten des höchsten Wesens ihrer Erkenntlichkeit bezeigen für die Wohlthaten die sie genießen, und opfern ihm freudig ihre Zierrathen und was ihnen sonst das liebste ist. Long 43.

74) Die Furcht vor bösen Geistern beschäftigt ihre (der Indianer) Gedanken fast beständig und quält sie am meisten. Ihre unerschrockensten Krieger sind in dieser Hinsicht, wie die Weiber und Kinder; ein Traum, eine Erscheinung während der Nacht in den Wäldern gesehen, ein unglückandeutendes Geschrey beunruhigen ihr leichtgläubiges und abergläubiges Gemüth auf gleiche Weise. Wie nun aber überall wo es Einfältige giebt, Schelme emporwachsen, so giebt es in jedem Stamme der Wilden einen Gaukler (jongleur) oder einen angeblichen

Zauberer der sichs zum Geschäfft macht, Träume auszulegen, und mit den Mannittos die Anliegen und Fragen eines jeden Gläubigen in Richtigkeit zu bringen. . . . Die Missionäre haben einen besondern Widerwillen gegen diese Jongleurs, die sie für Marktschreyer, Betrüger und Spitzbuben ausgeben, da die Jongleurs ihrer Seits die Missionäre neidische Wegvertreter nennen, und ihnen mit gleichen Gesinnungen vergelten. Ungeachtet ihrer Unterhaltungen mit den Geistern macht es sie sehr verlegen die Natur, die Gestalt und das Ansehen derselben zu erklären. Da sie keine Vorstellung von reinen Geistern haben, so denken sie sich die Mannitto's als körperliche Wesen, und doch leicht einher schwebend, als wahre Schatten und Manen nach der Weise der Alten. Zuweilen wählen sie und die Wilden einen besondern von ihnen aus, von dem sie glauben daß er in einem Baume, in einer Schlange, einem Felsen, einem Wasserfall wohne, und machen diesen zu ihrem Fetisch, wie die Neger in Afrika. Volney II. 512.

Digitized by Google

Vierzigstes Kapitel.

Kurze Nachricht von den Indianer Chiefs Tamanend und Tadeuskund.

Der Name Tamanend steht unter den Indianern in der höchsten Achtung. Von allen Chiefs und großen Männern, welche die Lenape Nation jemals hatte, ist er der erste. Ungeachtet mehrere fabelhafte Erzählungen von ihm unter den Weißen in Umlauf sind, so ist doch von seiner wahren Geschichte nur wenig bekannt. Die Unglücksfälle, welche seit der Ankunft der Europäer einige von den beliebtesten und geachtetsten Personen unter den Indianern betroffen haben, verhindern es, daß die Ueberlebenden sich dem Vergnügen überlassen, das Andenken ihrer Tugenden bey sich zurückzurufen. Kein Weißer, der auf ihr Gefühl Rücksicht nimmt, wird in der Unterhaltung mit ihnen Gegenstände dieser Art berühren.

Alles also was wir von Tamanend wissen ist dieß, daß er in alten Zeiten ein Chief unter den Delawaren, der nie seines gleichen hatte, gewesen ist. Er war mit Weisheit, Rechtschaffenheit, Klugheit, Menschenfreundlichkeit, Leutseeligkeit, Sanftmuth, Gast-

freyheit, kurz mit jeder guten und edeln Eigenschaft welche nur ein Mensch besitzen kann, reichlich ausgestattet. Man glaubte von ihm daß er mit dem großen und guten Geiste Umgang gehabt habe, denn alles was böse ist, war ihm fremd.

Als der Obrist George Morgan von Princetown in New-Jersey, um das Jahr 1776 von dem Congreß als Unterhändler zu den westlichen Indianern geschickt wurde, legten ihm die Delawaren, zur Ehre und zum Andenken ihres vormaligen Chief, den Namen Tamanend bey, denn sie sagten, dieser Herr besäße eben so viel Talent, Leutseeligkeit und Sanftmuth als vormals ihr verehrtes Oberhaupt und müsse daher nach demselben benannt werden.

Der Ruhm dieses Helden erstreckt sich so weit daß in Beziehung auf ihn, selbst unter den Weißen eine Menge von Legenden ist verbreitet worden, welche ich indessen nie von einem Indianer gehört habe, und deswegen für fabelhaft halte. In dem Revolutionskriege erhoben ihn seine schwärmerischen Verehrer zu einem Heiligen, und er wurde unter dem Namen St. Tammany als der Schutzpatron von Amerika aufgestellt. Sein Name wurde in manche Kalender eingetragen, und sein Fest alljährlich am ersten May gefeyert. An diesem Tage zog eine zahlreiche Gesellschaft seiner Anhänger in Procession durch die Straßen von Philadelphia, ihre Hüte waren mit Hirschschwänzen *) geschmückt; und sie begaben sich aus der Stadt nach einem hübschen Platze auf dem Lande, welchen sie Wigwam nannten, und wo sie, nach-

*) Diese sind einen Fuß lang. Loskiel.

nachdem ein langes Gespräch oder eine Indianische Rede gehalten, und die Calumet oder Friedens- und Freundschafts-pfeife gehörig geraucht worden waren, den Tag fröhlich und festlich hinbrachten. Nach dem Mittagsessen wurden auf dem Grasplatze vor dem Wigwam *) Indianische Tänze aufgeführt, die Calumet wurde abermals geraucht worauf die Gesellschaft auseinander ging. Diese Gesellschaft dauerte fort bis einige Jahre nach dem Frieden, wo der von Bürgersinn beseelte Eigenthümer des Wigwam, der diesen Platz jährlich zur Ehre seines Lieblings-Heiligen hergegeben hatte, durch Unglücksfälle zurückkam, so daß sein Vermögen, um seine Gläubiger zu befriedigen, verkauft und dieses ächt amerikanische Fest nicht länger mehr gefeyert wurde. Seit der Zeit sind zu Philadelphia, New-York, und ich glaube in noch andern Staaten des Bundes, andre Gesellschaften unter dem Namen des heiligen Tammany gebildet worden; da aber der Hauptzweck dieser Verbindungen sich auf Politik und politische Parteyen bezieht, so haben sie viel von dem Reiz verloren, welchen die ursprüngliche St. Tammany-Gesellschaft hatte, als welche nur zum Vergnügen und zu unschuldiger Zerstreuung gestiftet zu seyn schien. Diese politischen Verbindungen aber legen es darauf an Indianische Formen in ihrer Verfassung und bey ihren Versammlungen zu beobachten. Sie haben einen großen Sachem **) zum Präsiden-

ten

*) Wigwam oder wickwam bedeutet im Delawarischen ein Haus nik mein Haus, kik dein Haus, wikit sein Haus ꝛc. Heckew. Brief Nr. XIX.

**) Sachem (nach Volney Sôtchêm oder Sédjemore) ist einerley mit Sakima ein Chief, Oberhaupt. Heckew. Brief Nr. XIX.

Digitized by Google

ten, und ihre übrigen Beamten führen gleichfalls Indianische Titel. Sie versammlen sich an ihren Wigwam bey Sonnenuntergange in den Schnee-, Gras- und Blumen-Monaten. Ihre unterscheidende Benennung bleibt: die Tammany-Gesellschaft.

Tadeuskund oder Tedeuskung war der *letzte* Chief der Delawaren in diesen östlich von den Alleghenygebirgen gelegenen Gegenden. Sein Name ist berühmt in der Geschichte von Pensylvania vor Anfang der Revolution und vorzüglich kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1756. Ehe er zu der Stelle eines Chief erhoben wurde, hatte er sich als ein erfahrner Rathmann unter seiner Nation ausgezeichnet. Im Jahr 1749 trat er zu der christl. Indianergemeine über, und wurde, auf sein ernstliches Verlangen, im folgenden Jahr unter dem Namen Gideon getauft. Vorher kannte man ihn unter dem Namen Honest John (Johann Ehrlich). Nicht eher als im Jahr 1754 wurde er von seinem Volke aufgerufen ein militärisches Commando zu übernehmen. Die Franzosen suchten damals die Indianer, vorzüglich die Delawaren aufzuregen, ihnen in dem Kampfe gegen die Engländer beyzustehen; und sagten ihnen wenn sie dieselben so fort gehen ließen wie bisher, so *würden* sie bald keinen Fußbreit Landes mehr behalten. Es fehlte damals den Indianern an der Susquehannah und denen an den Gabeln (den Delawaren) an einem ausgezeichneten Manne zum Rathgeber und Führer, da ihr großer, guter, geliebter und friedlicher Chief Tademe (gewöhnlich Tattemi genannt) einige Zeit zuvor in den Niederlassungen an den Gabeln von einem unbesonnenen jungen Weißen war ermordet worden.

Digitized by Google

worden. Sie forderten daher den Tadeuskund auf, das Amt eines Chief zu übernehmen. Er nahm es an, und begab sich nach Wyoming wohin ihn manche von den Indianern aus der Gegend der Forks (Gabeln) nachfolgten.

Wie auch immer damals die Gesinnungen des Tadeuskund gegen die Engländer mögen gewesen seyn, schwierig war ohne Zweifel seine Lage, als Befehlshaber über ein erbittertes einem entgegengesetzten Interesse ganz ergebenes Volk, weswegen es ihm auch nicht immer mag gelungen seyn, die Wünsche unsrer Regierung, in der Ausdehnung wie er selbst es gern gethan hätte, zu erfüllen. Er that indessen viel um die Grausamkeiten des Feindes zu vermindern, in sofern er beständig ein Verkehr mit dem Gouverneur von Pennsylvania unterhielt und gelegenheitlich manche von dem Schauplatz des Krieges und des Mordens abzog, und sie an die von Seiten der Colonien bestellten Behörden, nach Easton oder Philadelphia wegen Friedensunterhandlungen, abschickte, wodurch manche Grausamkeiten verhütet wurden.

Seine häufigen Besuche bey dem Gouverneur und bey den sogenannten Quäkern, (welchen als bekannten Freunden der Indianer, er sehr zugethan war) erregten viel Argwohn bey seinem Volk, vorzüglich bey den Monseys, welche glaubten er suche zu Philadelphia unter der Hand etwas zum Nachtheil seines Volks auszurichten — aus diesem Grunde, und weil sie die Forsetzung des Krieges wünschten, wurden sie seine Feinde.

Nach der schwankenden Lage in welcher Tadeuskund sich befand, konnte man es leicht vorhersehen, daß

daß er ein vorzeitiges Ende nehmen würde. Von Seiten unsrer Regierung und der Engländer überhaupt trauete man ihm nicht, weil er nicht alles anwandte um sein Volk friedlich zu erhalten und es zu zwingen die Streitart niederzulegen; von seinem eignen Volk wurde er beschuldigt daß er sich von den Engländern habe bestechen lassen, oder mit ihnen einen geheimen blos für ihn selbst vortheilhaften Vertrag eingegangen sey, weil er nicht zugeben wollte, daß die Seinen über die Engländer herfielen und sie für empfangene Beleidigungen züchtigten, sondern sie immer aufforderte Frieden zu schließen; auf der andern Seite aber machten ihm die Fünf-Nationen (als Feinde der Delawaren und Bundesgenossen der Engländer) Vorwürfe daß er für die Sache welche sie selbst begünstigten zu viel thäte, sich selbst zu viel zu thun mache, und sich ein Ansehen anmaaße welches ihm als dem Anführer einer Weiberbande nicht zukomme, sondern allein den Fünf-Nationen. Um diesem getadelten Chief Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß hier das Geheimniß seines dem Anschein nach widersprechenden Benehmens enthüllt werden. Die Indianer die ihn am besten kannten, und das Wohl ihrer Nation damals sehr zu Herzen nahmen, sagen von ihm daß sein großes und einziges Ziel war, für die Lenni Lenape die Würde wieder zu erlangen, welche die Irokesen ihnen treuloser Weise entrissen hatten; daher die Bitterkeit der letzteren gegen ihn, ungeachtet er dieselbe Seite zu begünstigen schien welche auch sie unterstützten. Er hatte lange schon gehofft durch die Beweise seiner Zuneigung und Freundschaft gegen die Engländer, diese zu überzeugen daß seinem Volke

Volke Unrecht geschehen wäre, einem Volke welches damals noch mächtig genug war, um ein Bündniß mit demselben für die Engländer wünschenswürdig zu machen, hierin aber irrte er sich gar sehr. Niemand wollte sich darauf einlassen die Gründe der Uneinigkeit zwischen den Delawaren und Fünf-Nationen zu untersuchen, im Gegentheil wurden die letzteren unterstützt und über die andern emporgehoben. Dieß ungerechte, und zugleich unpolitische Verfahren, dessen ich schon früher umständlich erwähnt habe, reizte die Delawaren aufs äußerste und nahm sie gegen die Britische Regierung ein, welche ihnen kaum die Rechte einer unabhängigen Völkerschaft zugestehen wollte.

So von allen Seiten von Gegnern umringt, konnte Tadeuskund einem gewaltsamen, ihm schon längst zugedachten Tode nicht entgehen. Im Frühjahr 1763, als die Europäer Frieden geschlossen hatten die Indianer aber den Krieg noch fortsetzten, ist er, während er im Bette lag und schlief, mit seinem Hause zugleich verbrannt. Viele vermutheten und glaubten damals, daß dieß nicht durch einen unglücklichen Zufall geschehen, sondern mit Ueberlegung von seinen Feinden ausgeführt worden sey, und daß der Brandtewein den man damals nach Wyoming brachte, dazu bestimmt war ihn zum Trinken zu verleiten um dann desto leichter das Vorhaben ausführen zu können. Viele Indianer bezeugten daß das Haus von außen wäre in Brand gesteckt worden. Hauptsächlich hatte man die Mingoes in Verdacht, denen er besonders verhaßt war, und die seine Rache fürchteten, auf den Fall es ihm gelingen möchte mit den Engländern auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen. Auch sollen

jene

jene Indianer bey dem Zutragen des Brandteweins nicht unthätig gewesen seyn.

So lange Tadeuskund an der Spitze seines Volkes stand, wurde er oftmals durch den Titel: "König der Delawaren" ausgezeichnet. In so fern er mit Bothschaften von dem Feinde und an denselben ab und zu ging, nannten ihn verschiedene Leute: die Kriegstrompete. Seinem Aeußern nach, war er ein Mann von hohem und gefälligen Ansehen, besaß guten natürlichen Verstand, schnelles Fassungsvermögen, und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit Leichtigkeit. Er war etwas ehrgeizig, hielt viel von seinem Rang und seinen Fähigkeiten, mochte gern als der König des Landes betrachtet werden, und ein Gefolge bey sich haben wenn er in Geschäfften mit der Regierung nach Philadelphia ging. Seine schwächste Seite war die große Neigung zu starken Getränken, der Versuchung dazu konnte er nicht leicht widerstehen, und trank zuweilen unmäßig. Diese unglückliche Neigung trug auch wie man glaubt, zu seinem schrecklichen und unzeitigen Ende mit bey.

Ein-

Einundvierzigstes Kapitel.

Zeitrechnung, astronomische und geographische Kenntnisse.

Die Indianer rechnen nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten. Sie sagen: "nach diesem oder jenem Ort ist es so und so viel Nächte Reisens." — "Ich werde nach so viel Nächten wieder heimkehren u. s. w." Zuweilen weisen sie nach dem Himmel und sagen: "wenn die Sonne da oder dort steht, wirst du mich wieder sehen."

Ihr Jahr wird wie das unsrige in vier Theile getheilt, Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Das Jahr fängt an mit dem Eintritt des Frühlings, den sie die Jugend des Jahrs nennen, die Zeit wo der Mensch sich neu belebt fühlt und Pflanzen und Blumen wieder ausschlagen. Diese Jahrszeiten werden wieder in Monate abgetheilt, deren jeder einen besondern Namen hat, doch nicht bey allen Indianischen Völkerschaften denselben, da sich derselbe überhaupt auf das Clima in welchem eine jede von ihnen lebt und auf die Vortheile und Güter welche sie in demselben genießen, bezieht. So nannten die Lenape,

als sie die an das Atlantische Meer grenzenden Landstriche bewohnten, den Monat den wir März nennen, den Alsenmonat, (shad moon) weil die Alse *) alsdann aus der See in die Flüsse heraufsteigt um zu laichen; da indessen in dem Lande wohin sie sich nachher begaben, dieser Fisch sich nicht findet, so veränderten sie den Namen jenes Monats, und nannten ihn, den Saftträufelnden, oder den Zuckersiedemonat (the running of the sap or the sugar making month) weil um diese Zeit der Saft des Zuckerahorns, anfängt zu fließen. Den April nennen sie den Lenzmonat, den May den Pflanzmonat, den Junius den Hirschkalbmonat, oder auch den Monat in welchem die Hirsche werfen, oder auch den Monat wo das Haar des Hirsches röthlich wird. Der Julius heißt der Sommermonat, der August der Kornröstemonat, weil in demselben die Kornähren (ears of corn, Kolben des Welschkorn?) geröstet und gegessen werden können. Den September nennen sie Herbstmonat, den October den Einsammel- oder Erndtemonat, den December den Jagdmonat, welcher die Zeit ist wo alle Hirsche ihr Geweih abgeworfen haben. Der Januar heißt der Mäuse- oder Eichhörnchenmonat, denn alsdann kommen diese Thiere aus ihren Löchern, endlich, den Februar nennen sie den Froschmonat, weil alsdann an einem warmen Tage die Frösche anfangen sich hören zu lassen **).

Einige

*) Clupea Alosa L. Loskiel.

**) November Jagdmonat, December der Monat wo die Hirschböcke ihre Hörner abwerfen. Loskiel.

Einige Völkerschaften geben dem Monat Januar einen Namen, welcher "die Rückkehr der Sonne zu ihnen" anzeigt, vermuthlich weil in diesem Monate die Tage wieder länger werden; die Benennungen sind also nicht bey allen dieselben, selbst die Monseys ein Stamm der Delawaren stimmen hierin mit einander nicht überein.

Die Indianer sagen, wenn das Blatt der weißen Eiche, welche im Frühjahr ausschlägt, so groß wie ein Mäuseohr ist, sey es Zeit Welschkorn (corn) zu pflanzen; sie bemerken, daß alsdann der Wipperwill angekommen ist, und beständig über ihnen hinflattert und seinen Indianischen Namen "Wekolis" *) ausruft, um sie an die Zeit zum Pflanzen zu erinnern, gerade als ob er sagte: "Hacki heck" gehet und pflanzet Welschkorn.

Sie berechnen größere Zeiträume (ages), nach einer merkwürdigen Begebenheit, welche in der Zeit die sie zurückdenken können Statt gefunden hat, wie z. B. ein sehr strenger Winter, ein sehr tiefer Schnee, eine außerordentliche Ueberschwemmung, ein allgemeiner Krieg, die Erbauung einer neuen Stadt durch die Weißen u. s. w. So habe ich vor mehr als 50 Jahren gehört, daß Indianer sagten: als ihr Bruder Miquon zu ihren Vätern redete, waren sie so alt oder so groß, konnten Schmetterlinge fangen oder einen Vogel mit dem Pfeil treffen. Von andern habe ich gehört: daß sie in dem harten Winter (nämlich von 1739-40) geboren worden, oder damals dieses und jenes verrichten konnten, oder schon greises Haar hatten. Wenn sie sich nicht gerade bestimmt auf solche aus-

*) Muckawis. Carver.

ausgezeichnete Zeitpuncte beziehen konnten, pflegten sie zu sagen: "so und so viel Winter darnach."

Die geographischen Kenntnisse der Indianer sind in der That zum Erstaunen. Ich meyne nicht Landkartenkenntniß, denn sie haben kein Hülfsmittel dieser Art *), sondern die praktische Bekanntschaft mit dem Lande welches sie bewohnen. Sie können ohne Schwierigkeit, sowol bey trübem Wetter als bey Sonnenschein ihren Weg durch die Wälder, nach einem vielleicht 200 und mehr Meilen weit entfernten Orte, den sie zu erreichen wünschen hinfinden. Wenn man sich hierüber wundert, und fragt wie sie einen entfernten Punct so leicht und sicher treffen können, so lächeln sie und antworten: wie können wir irre gehen, sobald wir wissen wohin wir gehen sollen? Manche vermuthen, daß sie die Richtung nach gewissen Merkmalen oder Zeichen an den Bäumen wie z. B. daß diejenigen welche die dickste Rinde haben nach Norden stehen, oder nach ähnlichen Bemerkungen zu nehmen wüßten, dieß ist aber irrig. Die Sache ist die, daß die Indianer eine genaue Kenntniß von allen bedeutenden Strömen, und von der Richtung ihres Laufes haben, sie

*) Sie (die Chiefs der Nadowessier) zeichneten mir auch die Umrisse aller der Länder mit denen sie bekannt waren . . . sie zeichnen mit einer ausgebrannten vom Heerde genommenen Kohle auf der innern Seite der Birkenrinde — welche eben so glatt wie Papier, nur etwas gelblich von Farbe ist. Ihre Skizzen sind nur roh, doch scheinen sie eine richtige Vorstellung von dem Lande zu geben, wenn gleich der Umriß nicht völlig genau seyn mag. . . . Ich halte mich versichert daß die Grenzen jeder Völkerschaft im Innern des Landes mit großer Genauigkeit in ihren rohen Auftrissen verzeichnet sind.

Carver 84, 262, 298.

sie können sogleich, wenn sie längs einem Flusse hinreisen, er mag groß oder klein seyn, den größeren Fluß nennen in welchen jener sich ergießt. Sie wissen sich zurecht zu finden nach den Bergrücken welche eine Scheidung machen, und von welchen die kleineren Flüsse ihren Ursprung haben, und wenn sie durch bergichte Gegenden reisen, so können sie das Land rund umher übersehen, und den Punct bemerken wohin ihr Weg geht. Ihre astronomischen Kenntnisse sind sehr eingeschränkt. Sie haben Namen für einige wenige Sterne, und beobachten die Bewegungen derselben. Der Polarstern zeigt ihnen in der Nacht die Richtung an, welche sie am Morgen nehmen müssen *). Die Lichtgestalten des Mondes unterscheiden sie durch besondre Namen; sie sagen der neue Mond, der runde Mond (wenn er voll ist) und wenn er abnimmt, so sagen sie, er ist halbrund **).

Erdbeben schreiben sie den Bewegungen der großen Schildkröte zu, welche die Insel (das feste Land von Amerika) auf ihrem Rücken trägt. Sie schüttelt sich, sagen sie, oder verändert ihre Lager. Sie sind unfähig eine Sonnen oder Mondfinsterniß zu erklären;

*) Von der Sternkunde wissen sie weiter nichts als daß sie den Polarstern anzeigen können, nach welchem sie ihre Richtung nehmen wenn sie des Nachts reisen.
Carver 253.
Sie reisen ungern des Nachts im Dunkeln.
Long 79.

**) Den Donner halten die mehrsten für einen Geist, der in den Bergen wohnt, und manchmal ausgeht um sich hören zu lassen. Andre schreiben ihn einem großen welschen Hahne im Himmel zu, andre dem Zorn der bösen Geister. Loskiel Absch. 2. S. 43.

ren; einige sagen die Sonne oder der Mond liege in Ohnmacht, andre sie würden von sehr dicken Wolken bedeckt.

Beständige Aufmerksamkeit auf alles was ihnen in den Wäldern vorkommt oder begegnet, nebst einem lebhaften Verlangen die sie umgebenden Gegenstände genauer kennen zu lernen, geben ihnen in mancher Hinsicht einen Vorzug vor weißen Leuten, wie folgende Anekdote zeigen wird:

Ein Weißer hatte in einer finstern Nacht auf seinem Lagerplatz nach einem Indianischen Hunde geschossen, da er ihn für einen Wolf hielt, der in der vorhergehenden Nacht in das Lager gekommen war, und alles Fleisch aufgefressen hatte. Der tödtlich verwundete Hund war nach dem Lagerplatz der Indianer, etwa eine Meile weit entfernt, zurückgelaufen, und verursachte bey seinem Herrn viel Kummer und Unruhe, um so mehr da dieser argwöhnte, die That wäre aus bösem Willen gegen die Indianer verübt worden. Man hieß ihn die Sache untersuchen und als der Weiße vor ihn geführt wurde, gestand dieser offenherzig daß er den Hund für einen Wolf gehalten und todtgeschossen habe. Der Indianer fragte ihn, ob er denn die Spur oder Fußstapfen eines Wolfs und eines Hundes nicht unterscheiden könne, wenn auch die Nacht noch so finster wäre? Der Weiße antwortete, nein, und er glaube kein Mensch wäre dazu im Stande, worauf die ganze Gesellschaft in ein Gelächter ausbrach, nämlich über die Unwissenheit der Weißen, und ihre Unbehülflichkeit, in einer so leichten und alltäglichen Sache. Das Versehen wurde hierauf ohne Weiteres verziehen.

Anmer-

Anmerkung. 75) Die im Innern des Landes wohnenden Völkerschaften zählen ihre Jahre nach Wintern, oder wie sie sich ausdrücken nach Schneen. Einige berechnen auch das Jahr nach Monden, und zählen 12 synodische oder Mondmonate auf ein Jahr, indem sie nach Verlauf von 30 Monden einen überzähligen hinzufügen, welchen sie den verlornen Monat nennen, und dann fangen sie wieder von neuen an zu zählen. Sie beachten genau die erste Erscheinung jedes (Neu) monds und wiederholen bey dieser Veranlassung immer einige frohe Töne, indem sie zugleich ihre Hände nach dem Mond hin ausstrecken.

Jeder Monat hat bey ihnen einen Namen der die Jahrszeit (herrschende Witterung) desselben andeutet. . . Sie theilen die Zeit nicht in Wochen, sondern zählen die Tage nach Schläfen, halbe Tage bezeichnen sie indem sie auf die Sonne im Mittage zeigen und viertel Tage nach dem Auf- und Untergang der Sonne. . . .

Vom Rechnen wissen sie nichts, und wie wol sie bis zu jeder beliebigen Zahl zählen können, so sind ihnen doch die Zahlen so wol wie die Buchstaben etwas Geheimnißvolles. — Die Chiefs der Nadoweſſier konnten z. B. nicht begreifen wie Carver wissen könne, das wie vielste irgend ein in einem Buche ihm gezeigte Blatt wäre, ohne von Anfang an die Blätter zu zählen.

Carver 250 ff.

Zweyundvierzigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen und Anekdoten.

Ich hoffe man wird mir erlauben, einige Bemerkungen und Geschichtchen, welche nicht füglich früher eine Stelle finden konnten, oder welche mir da wo sie hingehört hätten nicht gleich einfielen, hier neben einander zu stellen. Diese weiteren Züge werden mit dazu beytragen können, ein richtiges Urtheil über die Sitten und den Charakter der Indianer zu befördern.

Ich habe eine große Aehnlichkeit in den Sitten, Gebräuchen und Meynungen der verschiedenen Völkerschaften zu welchen ich gekommen bin, *bemerkt*, selbst bey denen die weit von einander entfernt wohnen, und deren Sprachen so verschieden sind, daß keine Spur eines gemeinschaftlichen Ursprungs in der Etymologie derselben gefunden werden kann. Die Gleichförmigkeit welche sich in den Sitten der christl. Völker in Europa findet, wird ihrer gemeinschaftlichen Religion und ihrer ehemaligen Verbindung, als Theile des römischen Reichs, zugeschrieben; kein

solches

solches Einigungsband scheint indessen z. B. zwischen den Irokesen und den Delawaren Statt gefunden zu haben, und dennoch sind sie einander, die Sprache ausgenommen, ähnlicher, als die Bewohner mancher Europäischer Reiche. Ich will es nicht versuchen diese Thatsache zu erklären, hielt mich doch aber verbunden sie anzuführen: so sind auch die Delawaren nach dem was oben angeführt worden *), nicht blos in ihren mythologischen Vorstellungen den Wabash ähnlich, wiewol sie in großer Entfernung von einander leben, sondern z. B. auch in der Sitte daß ein Jäger, wenn er in Gegenwart einer andern Person einen Hirsch niederschießt, oder wenn Jemand auch nur zufällig darauf zukommt, ehe die Haut abgenommen worden, dem Andern das Wildpret anbietet, mit den Worten: "Freund ziehe deinem Hirsch die Haut ab" und sogleich davon geht. William Wells, dessen ich oben erwähnt habe, bewies mir einmal diese Höflichkeit, und sagte mir auf mein Befragen, es wäre die Sitte der Indianer an der Wabash **).

Im

*) Kap. 34.

**) Ich habe Bemerkungen über 30 verschiedene Indianische Völkerschaften gemacht, und ungeachtet die meisten derselben in Ansehung der Sprache von einander verschieden waren, so fand sich doch eine große Aehnlichkeit in den Sitten. (Carver S. 222.)

Wenn Jemand ein Stück Wild anschießt und es noch eine weite Strecke fortläuft ehe es stürzt, so ist bey den Nadowessiern Sitte, daß wenn Jemand von einem andern Stamme näher ist (als der Jäger) und zuerst ein Messer in das Thier sticht, das Wild ihm zugehört, auch wenn es durch den ersten Schuß tödtlich verwundet worden seyn sollte. Bey den Indianern an der Grenze der

Im Jahr 1792 reiste ich mit einer Anzahl Indianischer Chiefs von verschiedenen Stämmen von Post Vincennes nach Marietta, und fand daß ihre Sitten und Gebräuche in den meisten Fällen, mit denen die ich unter den Delawaren beobachtet hatte, übereinkamen.

Wenn auch die Indianer unsre Sprache verstehen und sprechen, so ziehen sie es doch vor, zu einem Weißen durch einen Dollmetscher zu reden. Hierfür führen sie mancherley Gründe an, bey einigen ist es Stolz, weil sie glauben es zeige mehr Würde, da ihre Chiefs ihre öffentl. Reden durch Dollmetscher halten; andre bilden sich ein ihre Worte, in einer gebildeten Sprache ausgedrückt, würden mehr Gewicht und Wirkung haben, während noch andre sich fürchten in einer fremden Sprache Fehler zu machen. Besonders wünschen sie sich alle Vortheile einer guten Verdollmetschung zu verschaffen, wenn sie einen Scherz vorzubringen, einen versteckten Wink zu geben oder eine schalkhafte Bemerkung zu machen haben, damit ihr Witz nicht durch einen falschen Accent, oder einen unpassenden Ausdruck, oder einen unbeholfenen Vortrag verdorben werden möge.

Wiewol der Indianer von Natur ernsthaft *ist*, so ist ihm doch ein Scherz zu gehöriger Zeit nicht zuwider, und er wird sich auch wol einmal selbst auf ein Wortspiel einlassen. Einmal fragte mich, bey einem Mittagsmahl welches der verstorbene Colonel Sproat gab, ein Delawarischer Chief mit Namen George

Europ. Colonien, bekommt in einem solchen Falle derjenige der das Wild angeschossen hat, den besten Theil davon. Carver 295.

George Washington, was der Name des Obristen in der Lenape Sprache bedeute. Ich sagte ihm daß Sprout (denn so wird der Name ausgesprochen) im Englischen einen Schößling oder einen Zweig bedeute — Nein, nein, sagte er, nicht Schößling oder Zweig, sondern lieber: Baum — der Obrist war nämlich ein besonders langer Mann.

Was ich vorhin nur, wie im Vorbeygehen, von dem Witz und den schalkhaften schneidenden Bemerkungen der Indianer gesagt habe, werden einige charakteristische Anekdoten vervollständigen.

Ein Indianer der gut Englisch sprach, traf mich einmal in einem Hause wo ich Geschäffte hatte, und bat mich, einem anwesenden Manne, der dem Indianer etwas Geld schuldig war zu sagen, er möge ihm eine schriftliche Anweisung geben, auf welche er in dem Magazin etwas Salz bekommen könne, was er dann als einen Theil der Bezahlung annehmen wolle. Der Mann machte ihm Vorwürfe daß er sich eines Dollmetschers bediene, da er so gut Englisch spräche, und sagte ihm: daß er in einer Stunde wieder anfragen müsse, weil er jetzt zu beschäfftigt wäre. Der Indianer kam zur gesetzten Zeit wieder, und wurde unter demselben Vorwande noch auf eine Stunde weggewiesen, und als er zum dritten Mal wieder kam hieß es, nach einer halben Stunde müsse er wieder kommen. Des Indianers Geduld war nun erschöpft, er wandte sich zu mir und redete mich in seiner Sprache auf folgende Weise an: sage diesem Mann, daß während ich darauf gewartet habe daß es ihm gelegen seyn möchte mir ein wenig Salz zu geben, ich Zeit gehabt habe viel zu denken. Ich

dachte,

dachte, wenn wir Indianer etwas von einem andern nöthig haben, so helfen wir einander auf der Stelle, oder wenn wir dieß nicht können, so sagen wir es mit einem Male, nie aber sagen wir zu Jemand: komm wieder, komm wieder, komm wieder — dreymal komm wieder! Als mich daher dieser Mann auf diese Weise abwies so dachte ich, daß die weißen Leute sehr sinnreich wären und daß er vermuthlich thun könne was sonst keiner vermöchte. Ich dachte, da es Nachmittag war als ich zum ersten Mal kam, und er wußte daß ich 7 Meilen weit bis zu Hause zu gehen hatte, daß er die Macht besäße die Sonne in ihrem Laufe aufzuhalten, bis es ihm gelegen seyn würde mir die Anweisung auf ein wenig Salz, die ich nöthig hatte, zu geben. Ich dachte also, daß ich noch Licht genug haben würde mein Lager vor Dunkelwerden zu erreichen ohne in Gefahr zu kommen auf dem Wege zu fallen oder mich zu verletzen. Als ich aber sah, daß die Sonne nicht auf ihn wartete, und ich noch 7 Meilen in dunkler Nacht zu gehen hatte, so dachte ich endlich, daß es besser seyn würde wenn die weißen Leute etwas von den Indianern lernen wollten.

Ich fragte einmal einen bejahrten Indianer von meiner Bekanntschaft der mich mit seiner Frau besuchte, wo er gewesen wäre, da ich ihn so lange nicht gesehen hätte? Weißt du nicht, antwortete er, daß die weißen Leute uns vor einiger Zeit zu einer Unterhandlung (treaty) zusammengerufen hatten um Land von uns zu kaufen? Es ist ja wahr, versetzte ich, ich dachte nicht daran und glaubte du kämst so eben von deinem Herbstjagen. Nein, nein, erwiederte der

In-

Indianer, mein Herbstjagen ist mir für dießmal ganz entgangen, ich mußte hin um meinen Antheil an dem Gelde für das Land was wir verkauft haben abzuholen. Nun, sagte ich, so wirst du wol genug bekommen haben um deine Wünsche zu befriedigen.

Indianer: Ich kann dir alles zeigen, was ich bekommen habe. Ich habe die und die Artikel bekommen (er nannte sie und wie viel von jedem) denkst du daß das genug ist?

Heckew. Das kann ich nicht sagen, ehe ich nicht weiß wie groß dein Antheil an dem verkauften Lande war.

I. (nach einigem Besinnen) Nun, du weißt mein Freund, wer ich bin, eine Art von Chief, ich bin wirklich einer, wenn gleich keiner von den größten, auch keiner von den kleinsten, sondern ich stehe auf einer mittleren Stufe. Als solcher, denke ich, kam mir von der Strecke Land die wir verkauft haben, so viel zu als einer umgehen könnte, der von hier eine Tagereise *) gerade nach Norden, von da eben so weit gerade nach Westen, von da wieder eine Tagereise nach Süden, und von da eben so lange bis hieher ginge. Nun kannst du mir sagen, ob die Sachen die ich dir gezeigt habe genug sind für das Land innerhalb dieser vier Grenzlinien.

H. Wenn ihr euren Handel mit den weißen Leuten auf solche Weise abgeschlossen habt, so ist alles richtig, und vermuthlich hast du deinen rechtmäßigen Antheil bekommen:

I.

*) Eine Tagereise (a day's journey) wonach die Indianer die Entfernungen zu berechnen pflegen, beträgt, so viel ich darüber auszumachen im Stande war, etwa 20 Englische Meilen. Carver 253.

J. Ja, aber die weißen Leute schlossen den Handel für sich, ohne uns zu fragen. Sie sagten uns, so viel wollten sie geben, und mehr nicht.

H. Nun, und darin habt ihr eingewilligt?

J. Was sollten wir machen? Sie sagten uns, sie müßten das Land haben, und für den Preis. Besser etwas als gar nichts, denn sie wollten das Land haben, und so nahmen wir nur was sie uns boten.

H. Vielleicht waren die Waaren womit sie euch bezahlten theuer; die Güter welche über den großen Salzsee kommen haben nicht immer einerley Preis.

J. Die Handelsleute verkaufen zu denselben Preisen wie sonst, es müßte also das Land seyn was in Preise gefallen wäre. Wir verstehen diesen Handel nicht, wenn wir den weißen Leuten Land verkaufen, so ist es immer wohlfeil, wenn sie es aber unter sich verkaufen, ist es immer theuer und sie verstehen es einen hohen Preis dafür zu bekommen. Ich hätte besser gethan wenn ich zu Hause geblieben und mein Herbstjagen wahrgenommen hätte. . . Ich habe oft 5, 6 bis 7 Hirsche in einem Tage erlegt, und nun habe ich 9 von den besten Jagdwochen verloren, um das abzuholen, was du hier siehest. Wir waren zu einer bestimmten Zeit bestellt, wir kamen auch pünctlich, die großen weißen Leute aber waren nicht da, erst nach einigen Wochen kamen sie, dann handelten wir, und ich bekam meine Waaren. Darauf ging ich nach meinem Jagdrevier, aber die beste Zeit war vorbey, die Brunstzeit, ich erlegte nur wenig. Nun rechne einmal was ich dadurch verloren habe, daß ich zu der Unterhandlung hingegangen bin. Rechne 80 Hirsche, setze:

darun-

darunter waren 20 Böcke, jedes Hirschbockfell einen Thaler; die übrigen 60 Hindinnen und Kälber, zwey Häute, einen Thaler, — macht 30 Thaler — und jene 20 zusammen 50 Thaler an Hirschhäuten. Nun rechne hinzu 20 Thaler für Rackun-, Biber-, wilde Katzen-, schwarze Fuchs- und Otterfelle, wie viel ist es zusammen?

H. Siebenzig Thaler.

J. Nun ja, wenn auch nur 70 Thaler, wie viel hätte ich dafür von den Handelsleuten an Waaren kaufen können, und nun noch das gute Leben während der Jagdzeit in den Waldungen, und das Fleisch was meine Frau getrocknet haben würde, und das Talg wofür ich mir Salz, Mehl, Thee und Chokolade hätte eintauschen können. Hätte ich nicht ein so gutes Weib, die im vorigen Sommer so reichlich gepflanzt hat, so würde ich mit den Meinigen jetzt recht kümmerlich leben. Das zur Unterhandlung gehen soll mich klüger gemacht haben, ich werde nie wieder hingehen um mein Land zu verkaufen und meine Zeit zu verlieren!

Zum Schluß noch eine Anekdote, welche zeigt wie sehr der Indianer zum Nachdenken und zur Ueberlegung fähig ist.

Ich setzte mich einmal bey einem Indianer nieder der sich ausruhete, weil er eben mit der Befriedigung seines Kornlandes sehr ämsich beschäftigt gewesen war, und ich sagte zu ihm, daß er recht viel Lust zum Arbeiten haben müsse, da er seine Zeit nicht wie es so gewöhnlich bey den Indianern wäre, mit Müssiggehen hinbrächte. Er antwortete: mein Freund (ich wiederhole so viel möglich seine eignen Worte) mein

Freund

Freund, die Fische im Wasser, und die Vögel in der Luft und auf der Erde haben mich Arbeitsamkeit gelehrt, und mir die Nothwendigkeit davon durch ihr Beyspiel gezeigt. Als ich noch ein junger Mann war, schlenderte ich viel müssig umher wie die übrigen Indianer, welche sagen, das Arbeiten gehöre nur für die Weißen und für die Neger, der Indianer aber wäre zur Jagd bestimmt. Als ich aber einmal auf der Jagd an das Ufer der Susquehannah kam, und mich da niedersetzte um zu ruhen, bemerkte ich mit welcher Aemsigkeit die Meechgalingus *) kleine Steine auf einander häuften um für ihren Laich sichere Plätze zu bereiten, und dieß thaten sie ohne Hände blos mit dem Munde und dem Leibe. Mit Verwunderung und Vergnügen sah ich ihnen zu während ich meine Pfeife rauchte. Auf einmal erhob ein kleiner Vogel nicht weit von mir seinen Gesang und bewog mich nach der Richtung hinzusehen. Als ich ihn noch mit den Augen suchte, flog sein Gatte mit etwas Gras im Schnabel vor mir vorbey in einen Busch, wo ich sie beyde ämsich beschäfftigt sah ihr Nest zu bauen und dabey mitunter zu singen. Ich vergaß beynahe meine Jagd, und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser, welche ohne Hände fröhlich arbeiteten. Nun sah ich auf mich selbst, und sah zwey lange Arme, mit Händen und Fingern versehen, deren Gelenke sich nach Gefallen öffnen und schließen ließen. Ich bemerkte daß ich etwas fassen und tragen könnte, und überdieß einen starken Körper hätte, der von zwey starken Schenkeln getragen würde, vermittelst welcher ich die höch-

*) Der Sonnenfisch Tetrodon Mola. L.

höchsten Berge erklettern, und in die Thäler hinabsteigen könnte. Unmöglich, sagte ich da, kann ein Wesen so gebildet wie ich es bin, erschaffen seyn um in Müssiggang zu leben. . . . Ich will es versuchen zu arbeiten und das that ich auch. Ich ging aus dem Dorfe weg, wählte ein gut Stück Land, baute eine Hütte, umzäunte Gärten, pflanzte Korn, zog Vieh auf. Seitdem habe ich beständig guten Appetit und gesunden Schlaf gehabt; während andre ihre Nächte mit Tanzen hinbringen und Hunger leiden, lebe ich im Ueberfluß, ich halte Pferde, Kühe, Schweine, Hühner *). Ich bin glücklich! Siehe mein Freund, Vögel und Fische haben mich zum Nachdenken gebracht und mich arbeiten gelehrt **).

Anmer-

*) Die Viehzucht der Indianer ist von noch geringerem Belange als ihr Ackerbau. . . . Zwar haben einige, um der Milch und Butter Willen, Rindvieh zu halten angefangen, die mehresten aber haben kein andres Vieh als Hunde, Schweine und Pferde. Ihre Hunde, besonders die Delawarischen haben etwas von der Wolfsart, wenn sie böse sind, weisen sie sogleich die Zähne; packen aber keinen Wolf an, wenn sie gleich gehetzt werden — sie werden jedoch zum Aufjagen des Wildes gebraucht.

(Carver S. 288.)

Die Schweine sind von den Europäischen nicht verschieden. Von Pferden sind die Indianer große Liebhaber, brauchen sie aber nicht zur Arbeit, sondern blos zum Reiten, und wenden wenig auf ihre Unterhaltung. Gemeiniglich hängen sie ihnen Schellen an, und lassen sie ihr Futter auf den Wiesen oder im Walde suchen. . . . Wollen sie die Pferde brauchen, so suchen sie dieselben erst im Walde auf. Ein jeder kennt seine Schelle ziemlich genau, geht ihrem Klange nach, ruft dem Pferde zu, und lockt es mit Korn bis es sich greifen läßt.

Loskiel S. 95.

**) Bey allen diesen Völkerschaften giebt es noch ein Geschlech-

Anmerkungen. 76) La Prairie des Chiens ist der große Marktplatz (am Missisippi) wo alle in der umliegenden Gegend wohnhafte Indianer des Handels wegen zusammen kommen. Was für Indianer auch immer hier einander treffen mögen, sie müssen ihre Feindschaft unterdrücken und alle feindseelige Handlungen vermeiden, wenn auch die Nationen denen sie angehören mit einander im Kriege begriffen seyn sollten. — Eben diese Regel wird bey dem rothen Gebirge (Red Mountain) beobachtet von wo sie die Steinart bekommen aus welcher sie ihre Pfeifen verfertigen. Da alle benachbarte Stämme diese Steinart nöthig haben, so sind solche Bestimmungen (einer Freystätte) nothwendig und nützlich.

Carver S. 99.

77) Jetzt, da ich bemerke daß die ersten Reisenden und Geschichtschreiber in ihren Nachrichten über Virginien und Neu-England uns diese Wilden (die Indianer der nördlichen Gegenden) in einem noch weiter fortgerückten Zustande, als die südlicher wohnenden (die Chactas und die Creeks in Florida) in Ansehung der Cultur gegenwärtig sind,

schlecht alter Krieger; wenn diese die Arbeit mit der Hacke sehen, hören sie nicht auf über die Ausartung der alten Sitten zu schreyen, und behaupten daß der Verfall der Wilden in nichts anderm als in solchen Neuerungen seinen Grund habe, und daß man, um die vorige Macht und den alten Ruhm wieder zu erlangen, zu den Sitten der Vorzeit wieder zurückkehren müsse. — Petite Tortue (sagte Herr Wells) hat bey sich zu Hause gute Kleider, Thee, Kaffee, er hat selbst eine Kuh, seine Frau macht Butter — er hütet sich aber wol von diesen Annehmlichkeiten Gebrauch zu machen, er spart sie für den Empfang weißer Fremden. In der ersten Zeit da er eine Kuh hielt wurde sie ihm boshafter Weise in der Nacht todt geschlagen, und er mußte sich stellen als ob er den Thäter nicht kenne und die Kuh für krank hielte.

Volney II. 466. 467.

sind, darstellen; daß sie uns sagen, bey der Ankunft der ersten Pflanzer hatte jede Völkerschaft einen Sachem oder Sedjemore, der eine Art von monarchischem Ansehen ausübt; daß es Familien gab die einen Vorrang, beynahe einen Adel nach Art der Araber, besaßen, und daß diese Völkerschaften, deren Zahl ziemlich beträchtlich war, sich in nicht sehr ausgedehnten Grenzen befanden; halte ich mich berechtigt daraus zu schließen: daß damals ihre Civilisation eine höhere Stufe erreicht hatte, daß sie dieselbe am Ende selbst noch auf gleiche Höhe wie in dem andern Continent würden gehoben haben; daß sie durch ihre Kriege mit den Europäern, die ihre eignen Regierungen vernichteten, in die Anarchie gestürzt worden sind, so daß man bey den Wilden wie bey den gesitteten Völkern verschiedene Epochen unterscheiden muß, und daß ihre Staaten auch ihre Revolutionen haben, die um so leichter Statt finden, je kleiner und schwächer dieselben sind. Vor diesem Kriege (dem letzten von 1788 bis 1794), sagte mir der Chief Ouya, der mich zu Post Vincennes anredete, waren wir einig und ruhig, wir fingen an Welschkorn zu bauen wie die Weißen. Jetzt gleichen wir einem Rudel verfolgter Hirsche, wir haben weder Feuer noch Heerd: jeder von uns zerstreuet sich und bald wird keine Spur von uns übrig seyn, wenn uns Niemand zu Hülfe kommt. Volney II. 460.

78) Die südlichen Indianer (die Cherokesen, Ottigaumies und Sioux) haben mehr Dörfer und sind civilisirter als die nördlichen. Ihr Clima ist wärmer und die Natur reicher, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, die Früchte des Feldes ohne viel Arbeit zu gewinnen. Ihre Häuser sind mit Birkenrinde gedeckt und mit Pfeilen und Bogen und andern Waffen verziert. Ihre Betten bestehen aus Baumrinde und Matten aus Binsen gemacht. Long S. 148.

79)

79) Etwa neun Engl. Meilen von Quebec ist ein Dorf welches von den Loretto-Indianern die eigentlich zu den Huronen gehören bewohnt wird. Sie wurden durch Jesuiten zur Annahme des Christenthums gebracht und sind Katholiken. Die Frauen haben besonders gute Stimmen und singen geistliche Lieder in ihrer eignen Sprache auf eine höchst einnehmende Weise. Sie bearbeiten das Land und bringen die Erzeugnisse zu Markte; und sie sind in ihren Sitten die gutmüthigsten und harmlosesten aller Nord-Amerikanischen Wilden. Ihre Häuser sind nett, nach der Weise der Kanadier erbaut, sie machen eine Ausnahme von den übrigen Indianern da sie selten geistige Getränke trinken. Sie sind größtentheils schlank, von kräftigem und guten Wuchs, haben kurzes schwarzes Haar, welches am Vorderhaupt von dem einen Ohr bis an das andre abrasirt wird, und sie tragen weder Mützen noch Hüte. . . . Zu Tadousac (einem Dorfe bey dem Ausfluß des Saguenay in den Lorenzo) ist ein Französischer Geistlicher und eine Kirche für die Indianer, welche alle Katholiken sind.

Long S. 154.

80) Die Einwohner des Dorfs Cahnuaga oder Cocknawaga trennten sich vor einiger Zeit von den Mohawks, und werden die betenden Indianer genannt, weil ihre Chiefs Crucifixe tragen, und sie mit ihren Rosenkränzen durch die Straßen von Montreal gehen und Almosen betteln. Das Dorf enthält etwa 200 Häuser, welche zwar alle von Stein erbauet sind, aber ein unansehnliches und schmutziges Vorkommen haben. Die Einwohner an der Zahl etwa 800 sind in einem hohen Grade gesittet und betriebsam. Sie säen Korn und verlassen sich in Ansehung ihres Unterhalts nicht wie die Uebrigen blos auf die Jagd. — Doch lieben sie anstrengende Arbeit nicht und rechnen die Beschäfftigungen des häuslichen

Lebens

Lebens für eine Art von Sklaverey. . . . Sie halten außerordentlich viel auf Putz und zwar auf den kostbarsten, — sie können dieser Neigung auch um so eher nachhängen da sie ihre Ländereyen an die Kanadier vortheilhaft vermiethen, aber Trägheit und Arbeitsscheu nehmen auch hiedurch zu. Ihre Religion ist katholisch, und sie haben einen Französischen Priester, oder wie die Chippewäer sagen: einen Gottesmann (the Master of Life's man) der sie unterrichtet und den Gottesdienst in Irokesischer Sprache (?) hält.

Long S. 6. 7.

Digitized by Google

Dreyundvierzigstes Kapitel.

Erinnerungen an Reisende.

Nichts ist so gemein als daß Reisende ohne Unterschied beschuldigt werden, sie erzählten seltsame und wunderbare Dinge allein in der Absicht, Aufsehen zu erregen und sich wichtig zu machen. Ich für *mein* Theil glaube, daß diese Beschuldigung überhaupt genommen eben so ungegründet als unbillig ist, und daß Reisende selten Andern etwas aufbinden, es sey denn, daß ihnen selbst dieß oder jenes aufgebunden wurde. Das Mistrauen, welches man gegen sie hegt, hat mehr seinen Grund in Irrthümern und Misverständnissen, als in absichtlicher Täuschung oder Unwahrheit. Es heißt also ihnen und der Welt *einen* Dienst erweisen, wenn man die Mittel zur Verminderung solcher Täuschungen anzeigt, da diese, wenn man nicht hinlänglich dagegen auf seiner Hut ist, sonst zuletzt allen Glauben an die Nachrichten der Reisenden von entfernten Völkern und von fremden Sitten und Gewohnheiten zerstören werden.

Das erste und wichtigste für einen Reisenden ist eine zureichende Kenntniß der Sprache des Volks unter

unter welchem er sich befindet. Ohne diese ist es unmöglich sich richtige Begriffe zu machen von den Sitten, Gewohnheiten und Meynungen welche unter einem Volke herrschen. Wenig kann man sich verlassen auf die zahlreichen Wörterverzeichnisse welche beynahe in jeder Reisebeschreibung gefunden werden, sie sind gewöhnlich voll Irrthümer, wenigstens (denn ich darf nur reden von dem was ich weiß) die über die Sprachen der Indianer in Nord-Amerika. Mir wurde vor einigen Jahren ein Wörterbuch *) über die Sprache der Indianer, welche die Ufer der Delaware bewohnten, als Pennsylvania unter der Herrschaft der Schweden war, gezeigt. Diese Sprache war nichts anders als der reine Unami-Dialekt der Lenape Sprache, aber ich konnte mich des Lachens kaum erwehren, über die vielen Irrthümer die ich darin bemerkte. — Das Indianische Wort z. B. was Hand bedeuten sollte, bedeutete eigentlich Finger u. s. w.

Wie dieß zugeht, läßt sich leicht erklären. Wenn man auf irgend einen Gegenstand zeigt und einen Indianer fragt, wie er heißt, so wird er nie den Namen der Gattung, sondern immer den der Art sagen. Zeigt man z. B. auf einen Baum, und fragt um den Namen desselben, so wird die Antwort seyn, Eiche, Büche, Kastanie ꝛc. So mochte es wol dem Schwedischen Verfasser jenes Wörterbuchs gegangen seyn, da er vielleicht beym Nachfragen auf einen Finger wies, aber die Hand meynte, und dadurch das unrechte Wort bekam.

Als

*) Vocabularium Barbaro - Virgineorum. Stockholm 1696. 12mo.

Als ich mich zuerst unter den Indianern aufhielt, gab ich mir viele Mühe diese Worte auswendig zu lernen: Koecu k'delloundamen yun? d. i. wie nennt ihr dieß? Fand ich Indianer geneigt auf meine Fragen zu achten, so wies ich auf irgend einen Gegenstand hin und wiederholte meine Formel, worauf ich mir die Antwort aufzeichnete. Bald aber bemerkte ich, daß ich wol ein Duzend Namen für "Baum", eben so viele für "Fisch" und so weiter bey andern Gegenständen niedergeschrieben hatte, ohne noch einen einzigen Gattungsnamen erfahren zu haben. Das Lachen welches meine falschen Benennungen zuweilen erregten, und die Menge von Namen für einerley Sache machten mich nach und nach aufmerksam auf meine falsche Methode die Indianersprache zu erlernen. Nicht blos bey den Hauptwörtern oder den Eigennamen fanden solche Misverständnisse Statt, sondern noch mehr in den zusammengesetzten Wörtern der reichhaltigen die mannichfaltigsten Schattirungen der Begriffe ausdrückenden Indianischen Sprachen. So bedeutet z. B. der Infinitiv mizin essen, und eben die Bedeutung hat mohoan. Das erste Wort aber zeigt essen überhaupt an, ohne nähere Bestimmung von welcher Art es seyn möge, ob dabey ein Käuen nöthig war oder nicht, wie bey Suppe, Muß u. dergl. Erfordert das Essen den Gebrauch der Zähne oder ein Käuen, so sagt der Indianer mohoan im entgegengesetzten Fall guntammen. Wird ein Indianer gefragt: k' dapi mizi? hast du gegessen; so wird er antworten n' dapi guntammen wenn es Suppe oder dergleichen war, oder n' dapi mohoa wenn die Speisen gekäuet werden mußten. Hat er

bey

bey seiner Mahlzeit beyde Arten von Speisen genossen, so wird er das allgemeine Wort gebrauchen, und sagen n' dapi mizi, welches überhaupt genommen heißt: ich habe gegessen *).

Alle diese Feinheiten entgingen mir bey meinen ersten Versuchen die Sprache der Indianer zu lernen, auch hatte ich mehrere Wörter ganz falsch niedergeschrieben, weil mir bey der schnellen Aussprache nicht nur Buchstaben sondern ganze Sylben entgangen waren. Ich konnte mich also durch Hülfe meines gesammelten Wörterschatzes durchaus nicht verständlich machen, und begriff nicht woran es läge. Endlich kam ein Indianer der Englisch und Deutsch verstand und mein Freund war. Diesem legte ich sogleich meine Sammlung indianischer Wörter vor, bekam aber auch von ihm den Rath das Ganze unverzüglich zu verbrennen: "denn, sagte er, um die Indianische Sprache zu lernen kommt es hauptsächlich darauf an, ein Indianisches Ohr zu bekommen; dann wird kein Ton, keine Sylbe dir mehr entgehen, und du wirst zugleich die rechte Aussprache und Betonung der Wörter lernen, das Uebrige aber wird von selbst kommen." Ich habe gefunden daß er Recht hatte. Ich horchte nun den Eingebornen zu, wiederholte mir die Wörter wie sie dieselben aussprachen, und nach einigen Monaten

*) Essen auf Delawarisch mizin; auf Irokesisch waunteconi. Loskiel.
auf Chippewäisch owissiné. Carver.
auf Algonkinisch wissin; auf Chippewäisch wissinnin. Long.
auf Miamisch ouissinin? niouissini ich esse, chäiani ouissiné ich habe gegessen. Volney.

naten wagte ich es mit ihnen zu reden, und verstand zuletzt alles was sie sagten. Die Indianer sind stolz darauf wenn ein Weißer sich bemüht ihre Sprache zu lernen, und werden ihm dabey gern behülflich seyn. Die Sprache aber ist das erste womit sich ein Reisender bekannt zu machen suchen muß, ohne diese kann er vielleicht von der Natur und den Naturproducten des Landes etwas sagen, unmöglich aber den Charakter, die Meynungen, Sitten und Gebräuche der Einwohner richtig beschreiben. Und selbst bey hinlänglicher Kenntniß der Sprache hat das letzte viele Schwierigkeiten, weil manche Gegenstände einen ganz andern Eindruck machen wenn man sie zum ersten Mal sieht, und wenn man sie näher kennen lernt. Ich konnte die Sprache der Delawaren geläufig reden, aber war doch noch weit entfernt die Sitten und den Charakter der Lenape gehörig zu kennen.

Die Indianer sind sehr willfährig die Nachfragen über die Gebräuche ihres Landes zu beantworten; es ist ihnen aber äußerst zuwider wenn manche Weiße Fragen auf Fragen häufen, ohne ihnen Zeit zu lassen eine einzige gehörig zu beantworten. Sie ihrer Seits thun nie eine zweyte Frage, ehe die erste nicht ist beantwortet worden. Von solchen die es *anders* machen sagen sie, daß sie etwas wissen zu wollen scheinen, sich aber nicht darum bekümmern ob sie es auch recht wissen. Sie haben keine gute Meynung von solchen, die die Antworten der Indianer niederschreiben noch ehe sie recht versichert sind daß diese die Frage gehörig verstanden haben. Sie glauben daß diese etwas zum Nachtheil der Indianer zu Papier bringen.

Es

Es giebt Einige die unglaubliche Geschichten von den Indianern erzählen, und sich dazu hinlänglich berechtigt halten, weil sie dieselben von Indianern gehört oder erfahren haben. Nicht alles aber was ein Indianer sagt, ist vollkommen zuverlässig. Zwar sind sie nicht zum Lügen geneigt, nichts ist vielmehr ihrem Charakter fremder, sie lieben aber das Wunderbare, und wenn sie einen Weißen antreffen der Lust hat ihre Wundergeschichten anzuhören, oder leichtgläubig genug ist ihre abergläubigen Meynungen für wahr zu halten, so finden sich immer einige unter ihnen geneigt, ihn mit solchen Geschichten zu unterhalten, denn es belustigt sie in ihren müssigen Stunden, und sie freuen sich dabey zugleich darüber, daß sie im Stande sind den klugen weißen Leuten etwas aufzubinden. Sie mögen Fremde gern auf diese Weise auf die Probe stellen, und Reisende die mit ihren Sitten, Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten noch unbekannt sind, sollten es daher sorgfältig vermeiden den Indianern über ihren Aberglauben oder dergleichen Fragen vorzulegen, weil das was dazu gehört oft von ihnen selbst betrachtet wird als eine "Belustigung mit Fabeln." Auch sollte ein Fremder nie ein ungeduldiges Verlangen zeigen ihren eigenthümlichen Gebräuchen beywohnen zu wollen, sondern sich lieber so halten als ob es ihm nicht darauf ankäme. Alsdann wird er von Betrügern nicht irre geleitet werden können, so wie er sich denn auch hüten wird, mit Fragen fortzufahren, sobald sich eine Neigung zu hintergehen bey den Indianern mit denen er zu thun hat zeigt; er wird vielmehr seine Fragen bis auf eine andre Zeit aufsparen, oder vor andern Personen wiederholen

welche

welche vielleicht aufrichtig seyn und dem Fragenden das Geheimniß offenbaren möchten.

Ich bin geneigt zu glauben, daß Carver, der sonst in dem größten Theil dessen was er über den Charakter der Indianer geschrieben hat, Zutrauen verdient, in der Geschichte irre geleitet oder betrogen worden ist, wo er erzählt, durch einen Beschwörer (den obersten Priester der Kidistenoes wie er ihn nennt), welcher vorgab daß er eine Unterredung mit dem großen Geist gehabt hätte, die bestimmte Zeit erfahren zu haben, um welche ein Kanoe und gewisse lang erwartete Handelsleute ankommen würden *). Hätte Carver sich länger unter den Indianern aufgehalten, so daß er eine genauere Bekanntschaft mit ihren Sitten hätte erlangen können **), so würde er gewußt haben, daß es eine Sitte unter ihnen gieb (welche unter allen Stämmen allgemein üblich seyn soll) woraus sich leicht erklärt, was ihm so geheimnißvoll schien. Sie sind nämlich gewohnt so oft sie nur ausgehen oder sich auf Reisen begeben, die Zeit um welche sie zurückkommen werden genau zu bestimmen, und sie sind so äußerst pünctlich ihr Wort wie sie sagen "wahr zu machen," daß sie lieber noch einige Zeit auf dem Wege sich aufhalten als vor der bestimmten Zeit zurückkehren, was sich auch wohl erklären läßt. Sollten sie indessen unvermeidlich verhindert werden

*) Carver's Travels Introduction pg. 72.
Boston Edit. 1797.
London Edit. p. 123. etc.

**) Carver war nur 14 Monate im Lande der Indianer, in welcher Zeit er beynahe 4000 Meilen reiste und 12 verschiedene Indianische Völkerschaften besuchte.

Digitized by Google

werden zu rechter Zeit zu kommen, so werden sie sorgen daß wenigstens einige von ihnen die Nachricht hievon in das Dorf bringen. Nun suchen sie sich ferner bey wichtigeren Veranlassungen, z. B. wenn sie auf die Rückkehr ihrer Gesandten, oder ihrer Botschafter warten, durch Läufer (runners) welche ihre Kundschafter absenden, von dem was vorgeht Nachricht zu verschaffen, und zu vermeiden daß sie unversehens von irgend etwas überrascht werden. Der Fall, welcher den Capitain Carver in solches Erstaunen setzte, scheint also dieser gewesen zu seyn. Die Handelsleute welche, zu der Zeit von welcher er redet, an einem gewissen zum Handel bestimmten Platze nicht angekommen waren, wurden daselbst von andern Indianern erwartet. Diese konnten mit der Ursache wodurch jene waren aufgehalten worden nicht unbekannt seyn, ohne Zweifel hatten sie dieselbe durch Läufer erfahren, diese Läufer hatten ihnen vermuthlich angezeigt daß am folgenden Tage noch andre Läufer mit naherem Bericht ankommen würden: dieß alles mußte der Priester wissen, und auch den Ort wo die noch zu erwartenden Läufer die Nacht gelagert seyn würden, denn dieß sagen sie einer dem andern, und den Oberhäuptern der Nation kann es nicht verborgen bleiben *). Auch zeigt die Art wie der Priester zu Capt. Carver von seiner angeblichen Unter-

*) Man müßte also annehmen daß nicht nur der Beschwörer, sondern auch das Oberhaupt (oder der König wie Carver schreibt) jenes Stammes die Absicht hatten den weißen Mann zu hintergehen, alle die bey der Prophezeiung und den Anstalten dazu, so wie bey der Erfüllung derselben zugegen waren, zeigten sich nach Carver sehr ernsthaft und ruhig. (Ueb.)

Unterredung mit dem großen Geiste sprach, den Betrug ganz deutlich. Der große Geist, sagte er, hat mir freilich nicht gesagt zu welcher Zeit die Personen die wir erwarten hier seyn werden, aber morgen bald nachdem die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreicht hat, wird ein Kanoe ankommen, und die Leute in demselben werden uns sagen, wann die Handelsleute eintreffen werden. Es war also die Frage die er dem großen Geist vorgelegt haben wollte, "wann die Handelsleute ankommen würden?" nicht beantwortet worden, und es war nicht nöthig den Mannitto zu fragen, wann die Kanoes kommen würden, weil man dieß und daß die Leute in denselben ihnen sagen würden wo sich die Händler befänden und wie bald sie ankommen könnten, schon wissen mußte.

Im Jahr 1774 oder etwa um diese Zeit als ich mit einigen christlichen Indianern auf der Reise war, gesellten sich einmal zwey andre Indianer von derselben Völkerschaft, uns aber nicht bekannt, zu uns und wir blieben die Nacht beysammen. Einer von den Fremden war ein bejahrter Mann und ich hoffte im Gespräch etwas von ihm zu lernen, weil das Alter, nach Indianischer Sitte, immer den Gang des Gesprächs leitet. Als er aber anfing zu reden, so verweilte er beständig bey den übermenschlichen Thaten welche von Indianern durch Mitwirkung eines unsichtbaren Mannitto wären verrichtet worden. Ich achtete nicht auf seine Reden und auch die christlichen Indianer zeigten sich nicht voll Erstaunen oder Verwunderung über die Geschichten die er erzählte, sondern rauchten stillschweigend ihre Pfeifen. Als der

Er

Erzähler etwa nach einer Stunde geendigt hatte, wandte sich der älteste von den Indianern aus meiner Gesellschaft an mich und sagte: Nun hast du gehört was einige Indianer auszurichten vermögen! Hast du je zuvor so etwas vernommen, und glaubst du alles was du gehört hast? "Manches, antwortete ich, habe ich von Indianern gehört was ich für wahr halte, und dergleichen höre ich gern; manches aber erzählen sie auch, was ich nicht glaube, und deßhalb nicht zu hören wünsche. Unser Freund hier erzählt Dinge von der letzteren Art, und deswegen habe ich unter dem Reden immer gewünscht daß er bald fertig seyn und uns etwas besseres erzählen möchte!" Der Indianer, der diesen Wink nicht übel nahm, fragte mich: was ich denn wol hören möchte? Ich versetzte: "da du schon bey Jahren und älter bist als ich, so mußt du manches gesehen haben, was ich nicht gesehen habe, und manches gehört haben, was ich nicht gehört habe. Ich möchte also wohl die Geschichte deines Lebens hören, wo du geboren bist, wie alt du warst als du den ersten Hirsch schossest, was du von deinem Vater und Großvater aus der alten Zeit gehört hast; woher ihrer Meynung nach die Indianer gekommen sind, und was sich bey ihnen in Beziehung auf dieselben durch Ueberlieferung erhalten hat. Ich möchte auch wol wissen, wie viel Kinder du gehabt hast, wie weit du umhergereist bist, und was du auf deinen Reisen gehört und gesehen hast. Siehe, setzte ich hinzu, dieß sind Dinge die ich von den Indianern wol hören möchte, und irgend etwas der Art von dir wird mir Vergnügen machen." Der Indianer, sehr erfreut über meine Offenheit, erzählte nun

nun alles was er Merkwürdiges gesehen oder erfahren hatte, worauf ich ihm dankte, und ihm sagte ich würde ihn nie vergessen, auch nicht was er mir jetzt erzählt hätte, was er aber zu Anfang erzählt hätte, wollte ich zu vergessen suchen. Die Indianer die mit mir waren folgten dem angesponnenen Faden der Erzählung, sie unterhielten uns mit vernünftigen Geschichten und der Abend ging angenehm hin. Als wir am Morgen von einander schieden, schüttelte mir der fremde Indianer, dem ich den Verweis gegeben hatte, mit Herzlichkeit die Hand, und sagte: Freund, ich werde dich nie vergessen. Ich nenne dich in Wahrheit meinen Freund!

Ich möchte so frey seyn denen, die in der Folge unter den Indianern in irgend einem Theil von Amerika reisen, ein genaues Nachfragen nach der Verbindung der verschiedenen Völkerschaften oder Stämme unter einander, zumal wenn die Aehnlichkeit ihrer Sprachen Anleitung giebt solche Verwandtschaften, wie die Indianer es nennen, voraus zusetzen, recht sehr zu empfehlen. Ich bitte um Erlaubniß einige Fragen anzugeben, welche beständig gethan werden sollten. Hiedurch könnten über die verschiedenen Wanderungen und die ursprünglichen Wohnsitze der Indianer-Stämme manche nützliche Belehrungen gewonnen, und vielleicht noch manche wichtigere Entdeckungen gemacht werden:

1. Welchen Namen führt euer Stamm? Ist es ein ursprünglicher Name, wo nicht, wie hieß er vorhin?
2. Habt ihr eine Ueberlieferung unter euch über eure Abkunft als Völkerschaft oder Stamm?

3.

Digitized by Google

3. Mit welchen Stämmen steht ihr in Bluts-Verwandtschaft, wo haben diese Stämme ihre Wohnsitze?

4. Was ist eure Eigenschaft (character) oder euer Rang in der National-Familie?

5. Welcher von den mit euch verbundenen Stämmen ist der, welchen ihr Großvater nennet?

6. Wo ist das große Rathsversammlungs-Feuer aller mit euch verbundenen Völkerschaften oder Stämme?

7. Wie redet ihr die Chiefs und die Rathsversammlung solch einer Völkerschaft oder solch eines Stammes an?

8. Was ist das Abzeichen eures Stammes?

Die Nation oder Völkerschaft welche von einer andern Großvater genannt wird, ist zuverlässig das Haupt der Familie zu welcher sie beyde gehören. Vor seiner Thür brennt das große Rathversammlungs-Feuer der Nation, oder mit andern Worten, wo der Großvater mit seinen Rathmännern seinen Wohnsitz hat, als Haupt der National-Familie, da versammlen sich die Häupter aller mit ihm verbundenen Stämme gelegenheitlich, um über gemeinsame Angelegenheiten zu berathschlagen; jeder Stamm kann ein Rathversammlungs-Feuer für sich haben, kann aber den andern Stämmen nichts vorschreiben, oder irgend einen von ihnen zwingen die Streitart wider einen Feind aufzuheben, auch kann er im Namen der Uebrigen keinen Frieden schließen. Diese Macht steht allein dem ersten Chief der Nation zu, der bey dem Rathversammlungs-Feuer ihres Großvaters den Vorsitz führt.

In-

Indianische Völkerschaften oder Stämme, welche mit andern in Verbindung stehen, sind darum nicht immer durch Bande des Bluts oder gemeinschaftliche Abkunft von einem Ur-Stamm mit einander verbunden. Einige treten durch Adoption in solche Verbindung. So verhält es sich mit den Tuscaroras unter den Sechs-Nationen; so mit den Cherokesen unter den Lenni-Lenape, und in Folge davon kam im Jahr 1779 eine Gesandtschaft von 14 Männern von den Cherokesen an das Rathsversammlungs-Feuer der Delawaren, um mit ihrem Großvater zu trauern über den Verlust ihres ersten Chief. Es giebt indessen Stämme welche weit von den Wohnsitzen derer, die durch Bande des Bluts oder Verwandtschaft mit ihnen in Verbindung stehen, weggewandert sind. Sie können allerdings an dem Vortheil des allgemeinen Rathversammlungs-Feuers keinen Theil mehr haben; sie werden daher ein selbstständiges Volk und gelten bey uns als eine besondre Nation, wenn sie nur einen Namen haben; dennoch wissen sie recht gut (wenn ich recht berichtet worden bin) zu welchem Ur-Volke oder Stamme sie ursprünglich gehörten, und werden, auf Befragen, richtige Antworten hierüber geben. Es ist daher von Wichtigkeit, daß ein Reisender solche Fragen jedesmal an die Nation oder den Stamm, unter welchem er sich befindet, richten möge. Die Sprachähnlichkeit ist das beste und unzweifelhafteste Zeichen der Verbindung zwischen Indianer-Stämmen, man kann indessen aus dem Mangel dieses Zeichens nicht immer mit Sicherheit schließen.

Es verdient auch Erwähnung, daß die Reinheit oder Richtigkeit, mit welcher eine Sprache geredet wird, dazu behülflich seyn kann, zu entdecken welcher Stamm das Haupt der Völker-Familie ist. Denn nirgends wird die Sprache so cultivirt als in der Nähe des großen National Versammlungs-Feuer, wo die Sprecher die beste Gelegenheit haben ihre Talente zu zeigen. So ist die Mundart des Stammes Unami oder Schildkröte der reinste und gebildetste Dialect der Lenape Sprache.

Digitized by Google

Vierundvierzigstes Kapitel.

Vergleichung der Indianer mit den Weißen.

Wenn es unter den Löwen Maler gäbe! Diese sprichwörtliche Redensart möchte man auch wol von den Amerikanischen Indianern mit Recht gebrauchen. Sie haben keine Geschichtschreiber, keine Bücher, keine Zeitungen, keine bequeme Mittel ihre Beschwerden einer mitfühlenden Welt bekannt zu machen: warum sollte es denn einem weißen Manne einem Christen, der den größten Theil seines Lebens unter ihnen zugebracht hat, und beständig mit Gastfreyheit und Güte von ihnen ist behandelt worden, nicht vergönnet seyn ihre rechtliche Sache zu führen, und sie zu vertheidigen wie sie sich selbst vertheidigen würden, wenn sie im Besitz der Mittel wären ihre Thatsachen und ihre Gründe einem unbefangnen Publicum vorzulegen?

Diejenigen die sich nie die Mühe gaben den Charakter und die Gemüthsart der Amerikanischen Indianer genauer kennen zu lernen, setzen sehr natürlich voraus, daß ein Volk was kein Gesetzbuch hat nach welchem

welchem es regiert wird, wo jeder thun darf was ihm beliebt, wo die Leute Beleidigungen nie vergeben noch vergessen, und sich nach ihrer Weise oft sehr grausam rächen, sich auch nicht eher zufrieden geben als bis sie gerächet worden sind, nothwendig ein barbarisches, wildes Volk seyn müsse. Die Einbildungskraft ist gleich geschäfftig die gräßlichen Vorstellungen welche man sich von ihnen macht noch weiter auszumalen, so daß sie vielen als wahre Ungeheuer erscheinen. Nichts ist aber so falsch als dieses Gemälde von den Indianern. — Das ärgste was man ihnen nachsagen kann, ist dieß, daß die Rachsucht bey ihnen eine so heftige Leidenschaft ist, daß sie keine Grenzen kennt. Hievon abgesehen, ist ihr Charakter groß und edel. Gebräuche, auf den strengsten Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet, vertreten die Stelle geschriebener Gesetze. Mord wird mit dem Tode bestraft, zwar kann, wie auch noch vor einigen Jahrhunderten in Europa unter den gesittetsten Nationen der Fall war, mit den Verwandten der Ermordeten über anderweitigen Ersatz unterhandelt werden *), wenn sie aber solchen Ersatz nicht annehmen wollen, kann irgend einer von ihnen Wiedervergeltung an dem Mörder üben.

Diebe

*) Für eine Mannsperson muß der Mörder 100 Klafter Wampum und für eine Weibsperson 200 erlegen. . . . Am leichtesten kommt der Mörder eines Blutsverwandten durch; denn die Familie, welcher allein die Blutrache zukommt, will nicht gern durch strenge Bestrafung des Mörders auf einmal 2 Mitglieder verlieren und sich dadurch schwächen. Daher suchen sie die Sache in der Güte zu vermitteln oder gar den Mörder zu rechtfertigen. Loskiel I. S. 21.

Diebe müssen das Gestohlne wieder herausgeben, oder den Bestohlnen hinlänglich entschädigen; vermögen sie es nicht, so sind ihre nächsten Verwandten zu dem Ersatz verbunden. Wenn ein Dieb, hinlänglich gewarnt, mit Stehlen fortfährt, so wird er von seiner Nation ausgestoßen, und jeder *ist berechtigt* ihn zu tödten wenn er wieder beym *Stehlen* ertappt wird oder ihm ein Diebstahl bewiesen werden kann. Ich habe dieß schon oben angeführt *), und es erhellt noch deutlicher aus einem andern mir bekannten Fall, wo ein Indianischer Chief, dessen entarteter Sohn vom Stehlen nicht zurückgehalten werden konnte, zuletzt, weil er nicht im Stande und auch müde war, die Forderungen an ihn wegen Ersatz für das Entwendete zu befriedigen, Befehl ertheilte, seinen Sohn todt zu schießen, wenn *man* ihn wieder beym Stehlen ertappen würde.

Verbrechen und Beleidigungen von geringerer Art als Mord und Diebstahl werden der betheiligten Partey zu willkührlicher Bestrafung überlassen. Dahin gehören persönliche Beleidigungen und Drohungen, welche bey diesem Volk nicht als Kleinigkeiten angesehen werden. Wenn der Wille und die Absicht des Beleidigers als *böse* erscheint, *wenn die zugefügte* Beleidigung als die Einleitung zu etwas ärgerem betrachtet wird, oder wie es die Indianer ausdrücken, wenn der *mordende Geist in dem*, der einen andern bedrohet oder sich Gewalt gegen ihn erlaubt, *lebendig ist*: so halten sie sich berechtigt, der beabsichtigten That zuvorzukommen, und sehen in solchen Fällen die Ermordung des Beleidigers als eine Noth-

*) Kap. 7.

Nothsache, und als Selbstvertheidigung an. Es ist aber in der That äußerst selten, daß solche Bestrafungen (der bösen Absicht) Statt finden *). Die Indianer vermeiden es überhaupt genommen sehr sorgfältig jemand zu beleidigen, und hüten sich vor dem Bösen weil es vom Bösen kommt, wie sie festiglich glauben.

Jeder der mit dem wahren Charakter der Indianer wohl bekannt ist, wird zugeben daß sie friedlich, gesellig, dienstfertig, wohlwollend und gastfrey im Umgange mit einander sind, und daß diese Tugenden so zu sagen einen Bestandtheil ihrer Natur ausmachen. In ihrem gewöhnlichen Verkehr befleißigen sie sich einander zu verpflichten. Raufereyen und Schlägereyen finden unter ihnen nicht Statt, sie leben, glaub ich, so friedlich mit einander wie nur irgend ein Volk auf Erden, und begegnen einander mit der größten Achtung. Daß es ihnen nicht an zartem Gefühl fehlt, ist in dem Verlauf dieser Schrift hinlänglich gezeigt worden. Ich rede indessen nicht von denen, deren Sitten durch längeren Verkehr mit der schlechtesten Classe weißer Leute sind verderbt worden; diese sind ein entartetes Geschlecht, sehr verschieden von den ächten Indianern, die ich zu beschreiben versucht habe.

Sollte jemand geneigt seyn zu glauben, daß ich in der Beschreibung dieses ursprünglichen Volks, wie sie sich selbst nennen, übertrieben hätte, so berufe ich mich auf die Menge von unparteiischen Schriftstellern welche von ihnen dasselbe Zeugniß abgelegt haben.

Was

*) S. Kap. 18.

Was sagt Christoph Columbus selbst von den Amerikanischen Indianern in seinen Briefen an seinen König? "Es giebt, sagt er, kein besseres Volk auf Erden, keins was gefühlvoller, freundlicher und sanfter wäre als dieses. Sie lieben ihren Nächsten als sich selbst."

Aehnliche Lobsprüche werden ihnen von einigen der ersten Engländer die sich in diesem Lande niederließen ertheilt. Der Prediger Cushman sagt in einer zu Plymouth im Jahr 1620 gehaltenen Predigt: "die Indianer sollen die grausamsten und treulosesten Menschen in jener ganzen Weltgegend seyn, nicht anders als Löwen — gegen uns haben sie sich indessen als Lämmer gezeigt, so freundlich, so nachgiebig und treu, daß man in Wahrheit sagen möchte, manche Christen sind nicht so wohlwollend und so aufrichtig."

Der gelehrte Dr. Elias Boudinot zu Burlington in New-Jersey, ein Mann dessen man sich als eins der ausgezeichnetsten Beförderer der Amerikanischen Revolution wohl erinnert *), hat in einem Werk, welches wohl verdient gelesen zu werden **), wie man auch über die darin vertheidigte Hypothese denken mag, die obigen Aussagen und die mehrerer andrer ausgezeichneter Männer zu Gunsten der Indianer zu-

*) Dr. Boudinot war lange Zeit Mitglied, und einmal Präsident des Congresses, und seine Talente kamen der Sache, für welche er Partey genommen hatte, sehr zu Statten. In einem sehr hohen Alter lebt er jetzt den Wissenschaften in Ruhe und rühmlicher Zurückgezogenheit.

**) A Star in the West, or a humble attempt to discover the long lost ten tribes of Israel, preparatory to their return to their beloved City Jerusalem. Trenton (New-Jersey) 1816.

zusammengestellt, und zum Beweise benutzt daß ihr Charakter so beschaffen ist, wie ich ihn beschrieben habe. Ich will ihm nicht nachschreiben, was Las Casas, William Penn, Bryan Edwards, Abbé Clavigero, Vater Charlevoix und andre über diesen Gegenstand gesagt haben; ich kann indessen nicht umhin das Urtheil des ehrwürdigen Verfassers selbst, welches durch dessen Charakter, Gelehrsamkeit und Unabhängigkeit eine mehr als gewöhnliche Beweiskraft erhält, hier anzuführen.

"Es ist eine Thatsache, sagt Dr. Boudinot, durch die meisten historischen Nachrichten erwiesen, daß die Indianer bey unsrer ersten Bekanntschaft mit ihnen sich durchgängig freundlich, gastfrey und edelmüthig, gegen die Europäer zeigten, so lange sie gerecht und menschlich behandelt wurden. Als sie aber, aus Gewinnsucht, in vielen Fällen hintergangen, als ihre Freunde und Verwandte verrätherisch aufgefangen und weggeführt wurden um als Sklaven verkauft zu werden, als sie ungerechterweise unterdrückt, betrogen, und aus ihren rechtmäßigen Besitzungen vertrieben wurden — was konnte da anders erwartet werden als erbitterte Feindschaft, forterbender Haß, und ein Geist nie erlöschender Rachsucht? Wem soll man die häßlichen Leidenschaften, grausamen Handlungen und lasterhaften Sitten zu welchen sie nun übergegangen sind anders zu schreiben, als denen die ihnen zuerst das Beyspiel gaben, die den Grund zu diesem Uebel legten, und dann immerfort die Mittel darreichten, wodurch es fortgepflanzt werden und sich erhalten konnte!"

So war der ursprüngliche Charakter der Indianer beschaffen, ihnen durch die Natur gleichsam eingedrückt; noch vor 50 oder 60 Jahren trugen ganze Volksgesellschaften unter ihnen dieß Gepräge, welches jetzt in ihrem ganzen Gebiet, so weit es an die Niederlassungen der weißen Leute grenzt, schwer zu finden ist. *).

Manche werden freilich nicht aufhören zu fragen, wie können uns die Indianer, diese Thiermenschen, diese Barbaren, diese Wilden, so vortheilhaft geschildert werden? sind sie nicht ohne Gesetze und Religion? haben sie nicht an unsern Grenzen die grausamsten Mordthaten ohne Rücksicht begangen? haben sie nicht die

*) Im Herbste des Jahrs 1767 that der Missionarius Zeisberger eine Reise an den Ohio . . . je weiter die Reisenden kamen desto grausenvoller fanden sie die Wildniß. . . Als sie hierauf in ein Senneker Dorf kamen, machte die ungewohnte Erscheinung eines weißen Mannes großes Aufsehen. Der Chief eines 6 Deutsche Meilen weiter hin gelegenen Dorfes gab dem Missionär sein Befremden über seine Reise zu erkennen, da noch kein weißer Mensch diesen Weg gekommen. . . Er wollte ihn an der Fortsetzung seiner Reise nach Goschgoschünk nicht hindern, warnte ihn aber fast ängstlich vor den Einwohnern dieses Orts, die an Bosheit und Mordsucht ihres Gleichen nicht haben sollten. . . Am 16. Octbr. trafen unsre Reisende in Goschgoschünk ein . . . der Ort war voll Freude über den Besuch. . . Bey alledem fand Zeisberger doch, daß die schlechte Beschreibung die der obgedachte Chief von dem Orte gemacht hatte nur allzu gegründet war. Noch nirgend hatte er ein so greulvolles Heidenthum gesehen. — "Hier schrieb er, hat der Satan eine große Macht; hier sitzt er auf dem Throne, wird von den Heiden angebetet und hat sein Werk in den Kindern der Finsterniß."

Loskiel III. 2. S. 528.

die Verträge mit uns verletzt? — Ich will mich in keine Streitigkeiten hierüber einlassen, ich bin ein einfacher Thatsachenmann (a plain matter of fact man) und auf Thatsachen allein will ich mich berufen. Ich leugne nicht daß die Indianer zuweilen grausame Rache an den Weißen genommen haben, aber wie oft sind sie nicht auch zuerst von ihnen angegriffen, wie mannichfaltig gereizt, wie häufig betrogen worden! Die Weißen haben ihre Klagen über die gesetzlosen Wilden durchs ganze Land ertönen lassen, während diese kein Mittel hatten zu ihrer Vertheidigung Gehör zu finden. Ich will indessen nicht weiter hierauf eingehen, die Thatsachen die ich anführen werde mögen für sich selbst reden.

Im Sommer 1763 kamen einige freundlich gesinnte Indianer von fern her nach Bethlehem, um ihr Pelzwerk zu verhandeln. Als sie vergnügt wieder heimkehrten, blieben sie die erste Nacht in einer Herberge 8 Meilen von hier *). Der Wirth war nicht zu Hause, die Frau aber nahm sich heraus die Trinkgäste welche bey ihr einsprachen aufzumuntern diese Indianer zu mishandeln; sie wollte, sagte sie, dem mit Freuden ein Stübchen Rum geben, der einen von diesen schwarzen Te . . . todtschlagen würde. Die Indianer verstanden größtentheils Englisch und brachten also die Nacht in großer Unruhe unter den lärmenden Trinkern hin. Am Morgen aber fanden sie, daß ihnen ein großer Theil der Waaren welche sie ein-

*) Ich habe diese Erzählung aus dem Munde des Chief welcher den Trupp anführte, und die Angaben desselben wurden durch damalige Mittheilungen von zwey achtungswürdigen Magistratspersonen bestätigt.

eingetauſcht hatten war geſtohlen worden, ſie wandten ſich deßhalb an einen Mann, der der Hausknecht zu ſeyn ſchien, es wurde ihnen aber geheißen das Haus zu verlaſſen. Sie gingen weg, ſchickten aber doch einige von ihnen zurück nach Bethlehem um ihre Sache vor den Friedensrichter zu bringen. Dieſer gab ihnen einen Brief an den Wirth in welchem er ihn dringend aufforderte den Indianern die ihnen abgenommenen Sachen wieder zu geben. Als ſie aber dieſen Brief im Wirthshauſe abgaben, wurde ihnen kurz geſagt: wenn ſie ihr Leben lieb hätten, ſo möchten ſie ſich augenblicklich fortpacken. Sie ſahen wohl ein daß ihnen keine andre Wahl übrig blieb, und gingen ohne ihre Sachen bekommen zu haben davon. Zu Nescopeck an der Susquehannah ſtießen ſie auf andre Delawaren, denen es ungefähr eben ſo ergangen war, einem war ſogar ſeine Büchſe geſtohlen; jetzt redeten dieſe Indianer mit einander ab ſich für dieſe Beleidigungen und Räubereyen nach ihrer Weiſe zu rächen, und zwar ſobald ihre Nation wieder Krieg gegen die Engländer erklärte.

Kaum waren dieſe Indianer weg, ſo wurde an einem nicht weit davon entfernten Ort ein Mann, zwey Frauen und ein Kind, ſämmtlich ruhige Indianer, auf eine recht gottloſe und grauſame Weiſe von einigen betrunkenen Officieren und Soldaten von der Miliz ermordet, blos in der Abſicht um ihr Pferd und die Waaren welche ſie gerade eingekauft hatten zu bekommen. Eine von den Frauen bat knieend für ſich und ihr Kind um das Leben, während die andre Frau davon lief, und ſich in einer Scheuer im Getraide verſteckte. Sie wurde indeſſen aufgefunden und

von

von dem Getraide herab auf die Dreschdiele gestürzt daß ihr Gehirn zerschmetterte *). Dieß alles fand innerhalb der Zeit von 3 Monaten Statt, und blieb ohne Genugthuung ohne Rache.

Die Ueberlebenden rächeten sich demnach selbst — denn die Indianer, schon gegen die Engländer erbittert, und diese Nation für verantwortlich haltend für solche Gewaltthätigkeiten, welche sie weder verhütete, noch bestrafte, noch auch wieder gut zu machen sich erbot, erklärten Krieg gegen dieselbe. Nun eilten jene Beleidigten zuerst nach dem Wirthshause hin, erreichten es ungesehen und unbemerkt, griffen es mit Tagesanbruch an, und feuerten auf die noch im Bette liegenden Leute im Hause, — unter denen sich auch — wunderbar! die Mörder des Mannes der beyden Frauen und des Kindes befanden. Sie wurden tödtlich verwundet und starben bald nachher. Die Indianer verließen dieß Haus, und mordeten nun noch eine unschuldige Familie, da sie sich in dem Hause irrten welches sie meynten vor sich zu haben, und angreifen wollten, worauf sie wieder heimkehrten.

Nun wurde ein gewaltiges Lärmen und Geschrey gegen die Indianer erhoben, man brandmarkte sie als die schwärzesten Verbrecher, welche von der Erde vertilgt werden müßten! Dieß war damals das allgemeine Geschrey in jedermanns Munde, die Zeitungen waren mit Nachrichten über die Grausamkeiten der Indianer angefüllt, manche unwahre Berichte wurden noch hinzugesetzt um das Volk gegen sie aufzureizen, während sie, mit Druckpressen nicht versehen, die Ge-

*) Ein Brief des Richters Geiger an den Richter Horsefield bestätigt diese Thatsache.

Digitized by Google

Geschichte ihrer Beschwerden nicht bekannt machen konnten.

Man sagt, "auf die Versprechungen der Indianer in den Verträgen die sie mit uns machen kann man sich nicht verlassen; kaum ist ein Vertrag geschlossen so fangen sie wieder an uns zu ermorden!" Die Indianer aber sagen gerade von den Weißen, daß man sich auf ihre Versprechungen nicht verlassen könne sie sagen es gäbe keinen einzigen Fall wo die Weißen die in Verträgen eingegangenen Verbindlichkeiten nicht verletzt hätten. Sobald die Grenzen eines abgetretenen Stück Landes wären bestimmt worden, hätten sich sogleich Weiße eingedrängt und sich auf ihrer Grenze angebauet oder daselbst gejagt. Zwar billigte die Regierung dieß nicht, versprach auch die Eingedrungenen durch Abgeordnete wegzuschaffen, es kamen auch Männer an, aber mit Meßkette und Kompaß um die guten Landstriche, welche ihnen die Eingedrungenen angewiesen hatten, auszumessen! Was war nun weiter zu thun? Die Anbauer verließen das Land nicht, sondern es kamen noch mehrere hinzu, und diese Leute sagten (ich habe selbst diese Sprache in den westlichen Districten mehrmals gehört) ein neuer Vertrag wird uns bald in den Besitz dieses ganzen Landstriches setzen, wir müssen nur machen daß es einen Streit giebt! Wie aber sollte es denn zu einem Streite kommen? Ein David Owen, ein Walker und manche Andre, wenn sie noch lebten, würden diese Frage leicht zu beantworten wissen. Wenn man indessen Hrn. Jefferson's Anhang zu seinen Bemerkungen über Virginia liest, wird man auch einen Fall der Art finden. Brandtewein

wein spielt hiebey immer eine Hauptrolle, hat man die Indianer erst betrunken gemacht, so kann man mit ihnen anfangen was man will, und sollte man fürchten daß die Landesgesetze dafür züchtigen möchten, so entflieht man und verbirgt sich bis der Sturm vorüber ist. Ich erinnre mich sehr wohl wie solche, die unter den Indianern gestohlen und gemordet hatten, um der Strafe zu entgehen, über die Susquehannah flüchteten, wo sie sich sicher glaubten; man nannte deswegen diesen Fluß den Schelmenfluß (the rogue's river), auch habe ich es gehört daß andre Flüsse auf ähnliche Weise benannt wurden.

Im Jahr 1742 bot der Prediger Whitefield die Baronie (manor) Nazareth (wie es damals hieß) der Brüdergemeine zu Kauf an. Er hatte schon angefangen ein geräumiges massives Haus zu einer Schule für Negerkinder daselbst aufzubauen. Die Indianer beklagten sich damals laut über die Niederlassungen der Weißen in solchen Landstrichen, welche ihnen nicht gesetzmäßig abgekauft, sondern durch Hinterlist wären abgenommen worden. Die Brüder aber weigerten sich irgend ein Stück Land zu kaufen, über welches man sich mit den Indianern, wegen ihrer Ansprüche auf dasselbe, noch nicht völlig abgefunden hätte, da sie mit allen Indianern umher in Frieden zu leben wünschten. Graf Zinzendorf kam damals gerade in dieß Land, und da er fand, daß die Agenten der Eigenthümer den Indianern den Preis welchen diese verlangten nicht bezahlen wollten, so bezahlte er alles was sie in ihrer üblen Laune damals forderten, aus seiner eignen Tasche, und gab ihnen überdieß noch die Erlaubniß auf dem Lande (wo sie

im

im Vorbeygehen zu sagen, einen schönen großen Pfirschbaum Garten hatten) so lange wohnen zu bleiben als es ihnen angemessen scheinen würde. Unter den weißen Leuten aber, die sich nachher in der Nähe ihres Reviers anbaueten, waren einige feindselig gegen sie gesinnt, und ein junger Irländer ermordete, ohne Ursache und ohne gereizt zu seyn, ihren braven und hochgeachteten Chief Tademi *). Dieser Mord nebst den Drohungen andrer übelwollender Personen bewogen sie, ihren Wohnsitz auf diesem Landgut zu verlassen und sich in Gegenden wo sie sicherer seyn könnten, zu begeben.

Die Regierung hat freilich so wol vor als nach der Revolution solchen Unthaten zu steuern gesucht durch ausgelobte Prämien an diejenigen welche die Verbrecher zur Haft bringen würden oder auch durch ein gerichtliches Verfahren gegen dieselben. Im ersten Fall aber waren die Verbrecher fast nie zu finden, und im letzten kam es nicht zur Strafe, denn bey manchen von denen, aus welchen das Geschworengericht gewöhnlich zusammengesetzt wurde, war es ein einmal angenommener Satz: es müsse niemand dafür zu Tode gebracht werden, daß er einen Indianer umgebracht habe, denn dieß wäre nicht anders als ob man ein wildes Thier todtschösse.

Was soll ich aber sagen von dem Betragen der Britischen Agenten, oder den Agenten der Agenten, oder wie sie sonst zu benennen seyn mögen, die beym Anfang der Amerikanischen Revolution die Indianer öffentlich aufforderten, alle Rebellen ohne Unterschied zu tödten und umzubringen? — Ein bejahrter Chief der

*) S. Kap. 40.

der Wyandot, in der Nähe von Détroit, äußerte gegen einen dieser Aufhetzer, die Meynung wäre doch wol nicht auch Weiber und Kinder zu tödten — hörte aber die Antwort — allerdings! macht alles todt, lasset nichts leben "aus Nissen werden Läuse." Der alte Chief *) wurde hiedurch so empört daß er gar nicht ausziehen wollte, da er jedoch seine ehemaligen Waffenbrüder die Delawaren, mit welchen er in dem Französischen Kriege gegen die Engländer gefochten hatte, gern wiedersehen und sprechen wollte, so übernahm er das Commando von 90 auserlesenen Kriegern, und begab sich mit diesen nach dem Sitz der Regierung der Delawaren an den Muskingum, und machte seinen ehemaligen Kameraden (unter welchen auch der sogleich zu erwähnende Chief Glikhican war) unverholen bekannt, was vorgefallen wäre, und was er beschlossen hätte; nie wollte er die Schuld auf sich laden, Weiber und Kinder zu ermorden, dieser Zug sollte sein erster und sein letzter seyn, in 10 Tagen würden sie ihn mit einem einzigen Gefangnen zurückkommen sehen, kein Scalp solle vorgetragen werden, keiner solle das Leben verlieren! Er hielt Wort, und die 16 Chiefs unter ihm stimmten aus Achtung und Grundsatz in alle seine Wünsche ein.

Wie verschieden zeigt sich hier das Betragen der Indianer von dem ihrer Anhetzer. Ich habe schon die Rede des Capitain Pipe **), und seine Fürbitte am Schluß derselben angeführt, wie auch das Betragen der beyden jungen Delawaren die den ehrwürdigen

*) Es ist derselbe dessen ich Kap. 18. erwähnt habe.

**) Kap. 11.

digen Zeisberger *) in Schutz nahmen; doch nicht blos gegen Indianer haben Indianer Weiße beschützt sondern auch Weiße selbst gegen Weiße.

Im Laufe des Revolutionskrieges rückte eine Partey Indianer, bey welcher sich einer von den weißen Leuten befand, die damals unter dem Vorwande der Treue gegen ihren König sich jeder Art von Verbrechen überließen, gegen die Colonisten am Ohio aus, um wie ihnen befohlen worden war, alles umzubringen und zu zerstören. Der Befehlshaber dieser Mannschaft hatte streng verboten irgend einen weißen Mann, der bey ihren Freunden den christlichen Indianern wohnte, zu beunruhigen. Als sie indessen bey einem Wohnorte dieser Neubekehrten vorbeykamen, machte der weiße Mann, gegen seine Order, einen Versuch zwey Missionäre die auf ihrem Acker Kartoffeln pflanzten zu erschießen, und wiewol der Capitain ihn abmahnte wollte er dennoch nicht davon ablassen. Der Chief unwillig über diese Hartnäckigkeit, nahm ihm sogleich das Gewehr ab, und ließ ihn bewachen, bis sie den Ort weit hinter sich hatten. Ich habe dieß von dem Chief selbst, der bey seiner Rückkehr den Missionären sagen ließ, sie würden wohl thun sich nicht zu weit von ihrer Wohnung zu entfernen, weil sie in großer Gefahr wären, vor weißen Leuten.

Ein andrer Weißer von derselben Beschaffenheit, den ich wohl kannte, erzählte mit einer Art von barbarischem Triumph, daß die Mannschaft bey welcher er sich auf einem Streifzuge befunden, eine Frau mit einem säugenden Kinde an der Brust gefangen genommen, und daß er die Indianer zu bereden gesucht hätte,

*) Kap. 38.

hälte, das Kind zu tödten damit sein Schreyen ihren Aufenthaltsort nicht verrathen möge. Die Indianer weigerten sich so etwas zu thun, worauf der weiße Mann aufsprang das Kind aus den Armen der Mutter riß, und indem er es bey den Füßen ergriff mit dem Kopf gegen einen Baum schmetterte, daß das Gehirn umhersprützte. Das Ungeheuer setzte hinzu: wenn er wüßte daß sein alter Vater, der kurz zuvor in Virginia gestorben war, zu den Rebellen übergegangen seyn würde, wenn er noch lebte, so wollte er bis Virginia hingehen, den Leichnam ausgraben, und ihm den Scalp abziehen!

Dagegen erzählt uns Carver, mit welcher Mäßigung, Menschlichkeit und Feinheit die Indianer weibliche Gefangne behandeln, zumal schwangre Frauen *), und ich will den Leser auf folgende Thatsache verweisen, in welcher der Contrast zwischen Weißen und Indianern auffallend und unglücklicherweise abermals zum Nachtheil der Weißen ist.

Eine weiße schwangere Frau wurde in dem mehrerwähnten Kriege von einer Partey Delawaren gefangen genommen. Der Indianische Befehlshaber bemerkte nach einem Marsch von mehreren Tagen, daß sie Schmerzen fühlte, und daß die Zeit ihrer Niederkunft nicht mehr fern wäre. Er machte sogleich am Ufer eines Flusses Halt, bauete in einer angemessenen Entfernung von seinem Lager eine Hütte für sie von Baumrinde, sammelte trocknes Gras und Farrenkräuter zu einem Bette für sie, und befestigte eine wollne Decke vor der Oeffnung der Hütte

*) Carver's Travels Ch. IX. pag. 196. London Edit. p. 342.

Hütte statt einer Thür. Er zündete darauf ein Feuer neben der Hütte an, ließ einen Haufen Holz daneben legen, und einen Kessel mit Wasser zu ihrem Gebrauch hinsetzen. Er brachte darauf die Schwangere in diese Hütte, gab ihr Indianische Arzeney und Anweisung wie sie gebraucht werden müsse, und sagte ihr sie möchte ganz ruhig seyn, denn nichts solle sie stören. Seiner Mannschaft verbot er darauf Lärm zu machen und übernahm selbst die Wache bey der Hütte während der Nacht. Diese ging ruhig hin, am Morgen aber, als der Chief vor der Hütte vorbey ging, zeigte ihm die Frau ihr jung gebornes Kind, er bezeugte ihr seine Freude, und versprach ein Paar Tage nur um ihrer willen still liegen, sie auch mit Nahrungsmitteln versorgen zu wollen, so daß sie ganz ruhig seyn könne: Er ließ darauf alle seine Leute auf die Jagd gehen, und blieb als Wache im Lager zurück. Unter diesen Leuten war auch ein Weißer von der oben beschriebenen Art. Der Befehlshaber traute ihm nicht, da er ihn als einen schlechten Menschen kannte, weil er aber glaubte er wäre mit auf die Jagd gegangen so fürchtete er nichts für die Sicherheit der Frau. Kaum hatte er sich ein wenig entfernt um für seine Kranke einige Wurzeln auszugraben, so hörte er sie schreyen, und da er schnell hinzu lief, vernahm er, daß der weiße Mann gedrohet hatte, er wolle ihr das Leben nehmen wenn sie ihr Kind nicht sogleich in den Fluß würfe. Der Capitain hierüber erbost, rief ihm zu, da er ihn davon laufen sah: "sobald er dieß Kind vermissen würde, solle auch der Tomahawk in seinem Scheitel sitzen!" Nach ein Paar Tagen setzte der menschenfreundliche Chief die

Frau

Frau mit ihrem Kinde auf ein Pferd und geleitete sie an den Ort ihrer Bestimmung, wo beyde Mutter und Kind wohlbehalten ankamen. Ich habe die Geschichte von ihm selbst gehört und er setzte hinzu, wenn er je wieder auf einen Zug ausgehen sollte, würde er keinen weißen Mann unter seinem Trupp dulden.

Ich habe indessen auch einen Indianischen Chief gekannt, der sich des Verbrechens das Kind einer gefangnen Frau zu tödten schuldig machte. Dieß war Glikhican dessen ich schon oben erwähnt habe. Ehe er im Jahr 1770 zum Christenthum überging, wovon Loskiel umständlich handelt *), war er als Krieger und als Rathmann ausgezeichnet, in der Wohlredenheit aber soll er nie übertroffen worden seyn. Dieser Mann, nahm in dem Kriege der Franzosen gegen die Engländer auf einem Streifzuge mit einer Anzahl Franzosen, im Jahr 1754 oder 55 eine junge Frau, Rachel Abbott mit Namen, von Conegocheague, die ein säugendes Kind an der Brust hatte, gefangen. Das unaufhörliche Schreyen des Kindes, die Eile um weg zu kommen, und vorzüglich das beständige Andringen seiner weißen Gefährten, bewogen ihn, ganz gegen seine Neigung, das unschuldige Geschöpf zu tödten. Die Mutter wurde indessen unverletzt bis an den Ohio gebracht, wo sie wohlwollend behandelt und an Kindes Statt angenommen wurde. Einige Jahre nachher heirathete sie einen Delawarischen Chief von Ansehen, von welchem sie mehrere Kinder hatte die jetzt unter den christlichen Indianern in Ober-Canada wohnen. Glikhican konnte sich indessen die Ermordung des Kindes nie vergeben, — wiewol er von

*) Lohkiel 3. Th. 3. Kap.

von der Mutter die erbetene Verzeihung erhalten hatte, und sie selbst ihn über die That zu beruhigen suchte — konnte er sie doch nie vergessen, und nannte sich selbst deswegen einen Elenden, ein Ungeheuer, einen Feigherzigen (man weiß was dieß im Munde des stolzen Indianers sagt), und noch bey *seinem* Tode quälte ihn die Erinnerung an diese schreckliche *Handlung*. Seit der Zeit seiner Bekehrung lebte Elikhican als ein wahrer Christ und so starb er auch.

"Die Indianer sind grausam gegen ihre Feinde!" Sie sind es wirklich in einigen Fällen, doch vielleicht nicht grausamer als sich manche weiße Leute *gezeigt* haben. Es sind Beyspiele vorgekommen, daß Weiße, denen Indianer in die Hände fielen, diese geschunden die Häute gar gemacht und zerschnitten, und *als* Streichleder für Rasiermesser verkauft haben, wie dieß zu Pittsburg in dem Revolutionskriege geschehen ist. Die Indianer verabscheuen so etwas, denn martern sie gleich ihre Gefangnen, so begehen sie doch nie Grausamkeiten mit kaltem Blute. Auch beunruhigen die Delawaren und einige andre Indianische Völkerschaften niemals um irgend etwas die Asche der Todten. Die Sitte Gefangne zu martern ist alt, war anfangs eine Probe des *Muths*, *bey einigen* Stämmen ist sie nie in Gebrauch gewesen, doch gaben diese auch kein Quartier. Die Delawaren beschuldigen die Irokesen, daß sie dieses grausame Verfahren aufgebracht hätten und legen ihnen ferner auch zur Last, daß sie das Fleisch ihrer Gefangnen äßen, nachdem sie dieselben zu Tode gemartert hätten. Wie dem auch seyn möge, jetzt sind die Beyspiele selten wo ein Gefangner auf solche Weise zu Tode gebracht würde.

Digitized by Google

würde. Noch seltener aber würden sie ohne Zweifel seyn, wenn man sich Mühe gäbe, die Indianer von dieser heidnischen Gewohnheit abzubringen. Anstatt dessen aber ist es gewiß, daß Menschen ohne Grundsätze sie zur Grausamkeit angereizt haben, indem solche Weiße an ihren Kriegsfesten Antheil nahmen, und die Gräuel noch vermehrten. Kann es ein abscheulicheres Verfahren geben, als etwa diese sogenannten Wilden mit den Werkzeugen des Krieges und der Zerstörung versehen? ihnen einen Ochsen, um ihn zu tödten und ganz zu braten, Preis geben? den Kriegstanz um das geschlachtete Thier tanzen, darauf zu schlagen und stechen, und den Indianern dabey zurufen: "schlagt zu! stecht zu! So müßt ihr es mit eurem Feinde machen! Dann ein Stück Fleisch nehmen, es mit den Zähnen zerreißen und sagen: so müßt ihr das Fleisch eurer Feinde fressen! — Dann das Blut aus dem Fleische einsaugen und sprechen: so müßt ihr ihr Blut saufen, und zuletzt das Ganze verschlingen wie Wölfe ein Aas verschlingen! — Dinge dieser Art aber sind, wie ich weiß, geschehen von den Agenten, deren ich oben erwähnte. Die Indianer sind also zu Grausamkeiten gereizt worden von solchen, die vorgaben, Christen und gesittete Menschen zu seyn.

Wenn die Regierungen bey entstandenen Feindseligkeiten die Anweisung ertheilen, die Indianer gegen ihre Feinde zu gebrauchen, so wissen sie zuverlässig nicht, daß ihre Befehle auf solche Weise ausgeführt werden — ich möchte es aber allen, die je sich solcher Hülfsvölker bedienen wollen, zurufen, daß ihre untergeordnete Agenten nicht anders zu Werke

 gehen

gehen können, wenn irgend etwas durch sie ausgerichtet werden soll. Die Indianer sind nicht geneigt, sich in Streitigkeiten zu mischen die ihnen fremd sind, und werden nicht mit Muth und Lebhaftigkeit blos für den Lebensunterhalt fechten, den sie leichter durch angenehmere Beschäfftigungen sich erwerben können. Ihre Leidenschaften müssen also aufgeregt werden, und dieß geht so leicht nicht, wenn sie nie von denen sind beleidigt worden, gegen welche man sie auffordert zu streiten. Man sieht also, daß zu abscheulichen Mitteln gegriffen werden muß, um zu bewirken, daß die Indianer sich entschließen, die Wohnungen und die Aecker friedlicher Landbauer zu verwüsten, unschuldige Frauen und Kinder zu ermorden. Ich kann jetzt diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, der unpartheiische Leser aber möge entscheiden, welcher von diesen beyden Classen von Menschen, den Weißen oder den Indianern, die Beynahmen: Thiermenschen, Barbaren, Wilde am ersten gebühren.

Man erlaube mir nun zum Schlusse noch den Ausdruck meiner festen Ueberzeugung, welche das Resultat aufmerksamer Beobachtung und langjähriger Erfahrung ist, daß, wenn wir nur gegen die Indianer das erste und wichtigste Gebot unsrer geheiligten Religion "andern das zu thun, wovon wir wünschen daß sie es uns thun möchten" beobachten wollten; wenn wir sie, anstatt sie zu gebrauchen, unsre Kriege mitzuführen, ermuntern würden, in Frieden mit uns und unter einander zu leben, sie leicht in einen gesitteten Zustand übergeführt, und Christen werden würden.

Ich

Ich überlasse mich noch immer der Hoffnung, daß dieß Werk durch eine weise und wohlwollende Regierung wird zu Stande gebracht werden, und damit werden wir die Falschheit dieser Prophezeiung der Indianischen Propheten ins Licht setzen: "wenn die Weißen aufgehört haben werden, rothe Leute umzubringen, wenn sie alles Land von ihnen werden bekommen haben; so wird die große Schildkröte, welche diese Insel auf ihrem Rücken trägt, sich tief in die See eintauchen und sie alle ersäufen, wie sie dieß einst vor vielen Jahren that; dann aber, wenn sie wieder heraufkommt, werden die Indianer aufs neue in den Besitz des ganzen Landes gesetzt werden."

Schluß.

Digitized by Google

Schluß.

So habe ich denn die Arbeit vollendet, welche von der Historischen Committee der Amerikanischen gelehrten Gesellschaft von mir ist verlangt worden. Bey dem Durchlesen der gedruckten Bogen, welche man die Güte gehabt hat mir von Philadelphia zu senden, so wie sie die Presse verließen, habe ich einige Irrthümer bemerkt, deren einige mir, andre dem Abschreiber der Handschrift und äußerst wenige dem Drucker zugeschrieben werden müssen. Ich bedaure, daß sich darunter auch einige Irrthümer in Namen und Jahrszahlen befinden, sie sind indessen alle berichtigt in dem Verzeichniß der Druckfehler (in der Uebersetzung folglich ganz vermieden).

Ich erkenne sehr wohl die mancherley *Mängel* dieses Werks in Ansehung der Methode, der Anordnung, der Darstellung und der Schreibart. Schriftstellerey ist nicht mein Beruf; den größten Theil meines Lebens habe ich unter Völkern von ungebildeten Sitten hingebracht, und habe nun ein Alter von 75 Jahren erreicht, also eine Stufe des Lebens, wo nur noch wenig weitere Vervollkommnung erwartet werden kann. Ich wünsche daher beurtheilt zu werden,

nicht

nicht so sehr als Schriftsteller, sondern vielmehr als ein aufrichtiger Erzähler von Thatsachen, die ich zu erfahren und zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich erkläre, daß ich nichts gesagt habe als was ich mit Gewißheit weiß und in Wahrheit glaube. In Sachen, wo es auf eine bloße Meynung ankommt, kann mir widersprochen werden, in Beziehung auf Thatsachen aber bin ich selbst ängstlich gewesen, und habe manche Anekdote weggelassen, für welche ich mich nicht hinlänglich verbürgen konnte. In den Darstellungen der Charaktere kann ich mich als einen ungeübten Maler gezeigt haben, und durch übel gewählte Ausdrücke kann das Bild, welches mir in der Seele lag, nur unvollkommen dargestellt worden seyn; der Fehler liegt aber an dem Schriftsteller, nicht an dem Menschen.

Wenn ich von dem Eindrucke sprach, (s. Kap. 11.) welchen die Rede des Capitain Pipe auf "alle Anwesende" machte, so meynte ich nur die, denen die Sprache verständlich war; denn es waren mehrere gegenwärtig, die sie nicht verstanden, und Herr Baby, der Canadische Dollmetscher, erklärte den Umstehenden die hervorstechendsten Sätze nicht, sondern ging von Zeit zu Zeit zu dem Commandanten und flüsterte ihm ins Ohr. Capitain Pipe war äußerst lebhaft während er redete, und trat zweymal dem Commandanten so nahe, daß Hr. Baby ihm befahl, zurück zu treten und auf seiner Stelle zu bleiben. Alle Anwesende müssen wenigstens vermuthet haben, daß seine Rede nicht von gewöhnlicher Art war, und daß sich nicht alles so verhielte, wie sie glauben mochten, daß es sich verhalten müsse.

Ich

Ich habe die Indianer in Florida, in Anſehung der Sprache, in eine Claſſe zuſammengeſtellt, in der Vorausſetzung, daß ſie alle nur Mundarten derſelben Mutterſprache reden. Die Sache dürfte ſich indeſſen etwas anders verhalten, wiewol es etwas ſehr beſonders ſeyn wird, daß es mehrere ganz von einander verſchiedene Sprachen in dem ſchmalen Streifen Land zwiſchen Carolina und dem Miſſiſſippi geben ſollte, da es in dem ganzen übrigen Gebiet der Vereinigten Staaten nur zwey Hauptſprachen giebt. Man darf erwarten, daß die Forſchungen der Hiſtoriſchen Committee über dieſen Gegenſtand Licht verbreiten werden.

Digitized by Google

Verzeichniß der Druckfehler.

S. 11 Z. 20 statt von welcher lies: von welchen.
" 13 " 14 " Zustimmungen " Zustimmung.
" 29 " 9 " Talligen " Talligeu.
" 33 " 4 " Chesapeck " Chesapeak.
" 37 " 23 " den Namen " den Stamm.
" 40 " 6 v. unt. statt Live " five.
" 42 " 2 v. unt. " derselben " denselben.
" 42 " 20 statt Kriegsliest " Kriegslist.
" 48 " 1 " Gaaschtinich " Gaaschtinik.
" 56 " 18 " 4 quakende " quakende.
" 57 " 14 u. 5 v. unt. statt Mignon lies Miquon.
" 59 " 19 statt wären lies wäre.
" 75 " 9 v. unt. st. Manahachtanikuk l. Manahachtanienk.
" 78 " 5 v. unt. st. Lachanwake l. Lanhauwake.
" 83 " 1 statt des Monongchella l. der Monongehella.
" 89 " 3 der Anmerk. st. Schawanen l. Schawaneu.
" 97 " 6 statt oder lies an der.
" — " 9 v. unt. statt nachmen lies nahmen.
" 98 " 16 statt Unechtégo lies Unéchtgo.
" — " — " Sganiateratichrohne l. Sganiateratiehrhone.
" 109 " 6 " o lies so.
" — " 11 " W'Jassone lies W'Tassone.
" — " 15 " Ohondagoes " Onondagoes.
" 112 " 8 v. unt. statt Famille l. Familie.
" 127 " 19 statt Matlaugwessawauks l. Mattaugwessawauks.
" 128 " 8 " Volks lies Volk.
" — " 10 " möchte " müsse.
" 132 " 10 " aber " alles.
" 134 " 1 v. unt. statt wir lies sie.
" 135 " 9 v. unt. st. sollten widersetzen l. sollten widersetzen können.
" 136 " 13 statt canonische lies lakonische.
" 144 " 8 " befindet " findet.
" — " 5 v. unt. statt aufzureichen lies aufzureihen.
" 161 " 10 statt Coldon lies Colden.
" 163 " 10 " Meisissangees l. Messissaugees.
" 175 " 4 unten in der Anmerk. statt Er der l. Er ist der.

Seite

S. 176 Z. 20 ſtatt ſey mit lies ſey es mit.
„ 178 „ 7 v. unt. ſtatt manchasqueen l. manschasqueen.
„ 181 „ 8 unter dem Text ſtatt amschol l. amochol.
„ — „ 11 ſtatt ienś lies ienes.
„ 187 „ 10 „ gajacatu lies gajatacu.
„ 189 „ 1 unter dem Text ſtatt in dem lies in den.
„ — „ 5 v. unt. ſtatt angelu lies angeln.
„ — „ 2 v. unt. „ angloagan l. angloagan.
„ 190 „ 3 unter dem Text ſtatt elumiagellatschik lies elu miangellatschik.
„ 209 „ 14 ſtatt Behörde lies Behörden.
„ 214 „ 6 „ ſeines Obern lies ſeiner Obern.
„ 228 „ 2 der Anmerk. ſtatt lisheah lies lisheah.
„ 251 „ 5 v. unt. ſtatt Criſtens lies Criſten.
„ 302 „ 2 v. unt. „ Treeman „ Freemann.
„ 305 „ 15 ſtatt würde lies wurde.
„ 335 „ 9 „ ſie „ ſich.
„ 344 „ 10 „ Erſteren „ feſteren.
„ — „ 22 „ ab „ durch.
„ 366 „ 2 „ ähnlich „ unähnlich.
„ 369 „ 11 „ ruh „ rauch.
„ 373 „ 12 v. unt. ſtatt au lies aw.
„ 380 „ 1 v. unt. „ Serany lies Scrany.
„ 385 „ 3 v. unt. „ Wilden. Weit lies Wilden, wit
„ 409 „ 15 ſtatt und alles lies das alles.
„ 416 „ 9 „ böllniſchen „ böliſchen.
„ 432 „ 6 „ Hirch „ Hirſch.
„ 457 Anmerk 65. Z. 2 ſt. Seutlaywabo l. Scutlaywab
„ — — „ Z. 15 ſtatt neben lies und eben.
„ 494 Z. 7 ſtatt Frenndes lies Freundes.
„ 505 „ 12 „ ſchlagen „ ſchlügen.
„ 504 „ 3 v. unt. ſtatt Tecumſch lies Tecumſeh.
„ 507 „ 20 ſtatt unſchuldigen lies unſchuldigſten.
„ 566 „ 2 v. unt. ſtatt Scheuer lies Scheune.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google